
3 1761 07991564 1

Die

Weltgeschichte,

für

Kinder und Kinderlehrer.

Von

Karl Friedrich Becker.

Vierter Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin

bey Heinrich Frölich. 1806.

Die
Weltgeschichte,
für
die Jugend.

Von

Karl Friedrich Becker.

Vierter Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin 1806.

Bey Heinrich Frölich.

Inhalt.

Seite.

Erster Zeitraum. Odoacher — Karl der Große.

Dritter Zeitraum. Gregor VII. — Innocenz III.

Mittlere

Mittlere Geschichte.

Erster bis dritter Zeitraum.

J. Chr. 476 bis 1216.

Erster Zeitraum.

Von Odoacher bis auf Karl den Großen.

J. Chr. 476 bis 814.

I.

Einleitung.

Wir haben am Schlusse des vorigen Zeitraums das südliche Europa, diesen bis dahin erleuchtetsten Theil der Erde, in einem allgemeinen, schrecklichen Verfall, in einer gänzlichen Auflösung aller bürgerlichen und sittlichen Ordnung verlassen. In den unaufhörlichen Kriegen lag eine halbe Welt geschlachtet; an den grauen Aschenplätzen in Italien, Spanien, Gallien und Griechenland erkannte man kaum noch hin und wieder, daß einst Menschenwohnungen dort gestanden hatten. Große Städte standen verödet. Der römische Bischof Gelasius († 496) sagt in einem noch vorhandenen Briefe, in Tuscien und den benach-

barten Provinzen sey fast kein Mensch mehr zu sehen. Eben so war es in Oberitalien. In den noch übrigen Städten wankte ein ausgehungertes und doch noch liederliches und freches Gesindel umher; wer Kraft hatte, ergriff die Waffen, und schlug sich zu den Bedrängern. Die Aecker lagen unangebaut, die Wiesen waren zu Sümpfen geworden, und die sonst blühendsten Gegenden Italiens, Ungarns und Galliens verwuchsen mit wildem Gesträuch, und verwandelten sich in Wüstenelen. Große Summen des vorher dagewesenen baaren Geldes verschwanden von der Erde durch vieles Vergraben in jenen Zeiten der Unsicherheit, wovon noch heut zu Tage manche zufällig entdeckte kostbare Urne den Münzsammlern zu Gute kommt.

Wir haben noch Schriften aus jenen traurigen Zeiten übrig, in welchen denkende und gefühlvolle Beobachter ihre Betrachtungen über dies gränzenlose Elend wehmüthig niedergelegt haben. Diese edeln Männer blicken in den jammervollen Umsturz etwa mit der Empfindung, wie man vor den Trümmern eines ehemals prächtigen Marmortempels steht, und in dem Schmerze über das viele Große und Herrliche, das nun zerstört vor ihnen liegt, sind sie geneigt, den Verlust für unersetzlich zu halten, die ganze Menschheit auf immer verloren zu geben, im Vertrauen auf die Verheißungen des Christen-

thums kein anderes Heil als in einer andern Welt zu hoffen, und den unbezweifelt nahen Untergang der gegenwärtigen mit Zittern und Gebet zu erwarten.

Und doch, wie würden diese Männer sich getäuscht sehen, wenn sie jetzt nach 13 verschlummerten Jahrhunderten wieder erwachen könnten. Das südliche Europa würden sie freilich noch immer in einem Zustande von Erschlaffung und Abgelebtheit, aber doch beruhigt wiederfinden. Das nördliche hingegen, zu ihrer Zeit noch der finstre Wohnsitz wilder Barbaren, würde ihnen im Besitz einer höhern und ausgebreitetern Kultur erscheinen, als der alten Welt je möglich und bekannt gewesen.

Nun zu zeigen, wie diese Ordnung aus jener Verwirrung habe hervorgehen müssen, liegt dem Geschichtschreiber ob. Auf eine Reihe anziehender Entwickelungen dürfen wir also in dem vorliegenden Theile der Weltgeschichte gefaßt seyn. Noch ein ganzes Jahrtausend hindurch werden wir die rohe Kraft des Norden mit der List des Süden kämpfen sehen. Rom, das schon einmal die Welt beherrschte, wird sich zum zweiten Male eine Herrschaft erschleichen, aber eine Herrschaft ganz besonderer Art, höchst seltsam und fast unglaublich; gegründet nämlich auf ein künstlich zusammenhangendes und allgemein verbreitetes System von religiösen Ideen, mit welchen sich die

rohen Kriegerhorden im Stande der Unwissenheit umstricken ließen, bis endlich die wachsende Erkenntniß sie aus dem langen Traume weckte, und ihnen über jene Ideen die Augen öffnete. Da stürzte auch dies zweite Gebäude römischer Herrschsucht ein, und die Einsicht und die Kraft ordneten wieder die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, wie in den Zeiten des Alterthums.

Mit Recht nennt man also jenes halbdunkle Jahrtausend zwischen der alten und neuen Zeit das Mittelalter. Es umfaßt die Entstehung und den Fortgang der wunderbaren geistlichen Glaubensherrschaft in Rom bis zu ihrer Auflösung durch diejenige Begebenheit, die man die Reformation nennt. Der Name Luther wird also für diesen weltgeschichtlichen Abschnitt unser Gränzstein seyn.

2.

Theoderich, König der Ostgothen.

(489 — 526.)

Einige Aehnlichkeit hat der Zustand der Welt nach dem Umsturz der römischen Kaiserherrschaft im Abendlande mit jenem nach dem plötzlichen Tode Alexanders des Großen. Wie dort ein

Ptolemäus, Antipater, Seleukus, Lysimachus, Antigonus, Eumenes, und andere um die Theile der ungeheuren Erbschaft stritten, so traten hier alle Häupter der barbarischen Völker, die schon lange vorher die Säulen der römischen Macht erschüttert hatten, als kühne Prätendenten, um die Trümmer dieser Macht kämpfend, auf, und statt jener haben wir jetzt die Namen Odoacher, Theoderich, Chlodwig, Eurich und Gundobald zu merken.

Den Odoacher kennen wir schon. Er war Anführer der Heruler (∗), die ihn 476 zum König von Italien ausriefen, wofür er ihnen den dritten Theil aller Ländereien in diesem Lande bewilligen mußte. Er war schon zum Christen getauft, und dem arrianischen Glauben zugethan, doch ohne Haß gegen die katholische Partey. Vielmehr leitete ihn sein Christenthum zu allgemeiner Schonung und zu einer lobenswerthen Güte und Behutsamkeit. Er achtete die alten römischen Einrichtungen, stellte sogar nach 7jähriger Unterbrechung das Consulat wieder her, und besetzte es mit den würdigsten Römern. Er behielt die Gesetze der Kaiser bey, und ließ sogar die Civilverwaltung Italiens in den Händen des römischen Prätoriopräfecten und seiner Unterbeamten. Den abgesetzten Kaiser Romulus Augustulus behandelte er anständig und ohne allen Uebermuth. Er setzte ihm ein Jahrgeld

von 6000 Goldstücken aus, und wies ihm ein Kastell im Gebiet von Neapel, auf einem ehemals dem Lucull gehörigen Grundstück zur Wohnung an. Hierauf that er ein Paar kräftige Züge über das adriatische Meer und über die Alpen, um Dalmatien und Noricum als Gränzländer zu gewinnen. Den Westgothenkönig Eurich verband er sich durch Verträge und durch Abtretung der Provence, und so schien seine Regierung nach so vielen Unruhen doch endlich gesichert.

Allein auch er sollte von einem Stärkeren verdrängt werden. Die Ostgothen, ein bloß vom Kriege lebendes Volk, hatten bisher in Pannonien, dem griechischen Kaiser zur unaufhörlichen Angst, gehauset, und sich die Plünderungen seines Gebiets durch einen fortgehenden schweren Tribut abkaufen lassen. Zu mehrerer Sicherung dieser Verträge hatte eines der Stammhäupter seinen achtjährigen Sohn Theoderich nach Konstantinopel als Geisel schicken müssen (463). Dieser hatte dort im kaiserlichen Pallast eine anständige Erziehung erhalten, und alles lernbare Nützliche, die Wissenschaften ausgenommen, mit regem Sinne aufgefaßt. Achtzehn Jahre alt kehrte er (473) unverderbt an Seele und Leib zu seinen Landsleuten zurück, folgte zuerst seinem verstorbenen Vater in der Herrschaft über seinen Stamm, und vereinigte bald nachher auch die

übrigen Stämme unter seine einzige Herrschaft. Der Kaiser Zeno, den Werth des Jünglings wohl kennend, bemühte sich aus allen Kräften, ihn durch die Bande der Dankbarkeit an sich zu fesseln. Er nannte ihn seinen Sohn, machte ihm Hofnung zu einer reichen Gemahlin, gab ihm den Rang eines Patriciers, machte ihn zum Consul für das Jahr 484, und ließ ihm sogar eine Roßbildsäule setzen. Aber Theoderich sah in diesen Gunsterweisungen nur Furcht und Bedürfniß, und ein viel stärkeres Bedürfniß trieb ihn selbst, die eigene Kraft zu entfalten, und dem Drange seiner Gothen zu willfahren, die längst schon auf die reichen Städte und blühenden Gefilde ihrer Mitvasallen, der Heruler, Vandalen und Isaurier mit scheelem Auge gesehen hatten.

Nach mancher verdächtigen Bewegung, die den griechischen Kaiser Zeno zittern gemacht, schlug endlich Theoderich dem letztern offen vor, ihn mit allen seinen Gothen nach Italien zu schicken, und den Usurpator Odoacher aus dieser schönen kaiserlichen Provinz zu vertreiben. Komme er auf diesem Zuge um, so verliere der Kaiser in ihm einen unruhigen Gränznachbar; erobere er das Land, so wolle er es in seinem Namen und zu seiner Ehre regieren.

Der Kaiser mußte wohl erlauben, was er nicht verhindern konnte. Und so brach denn das ganze Volk der Ostgothen mit Weibern, Kindern,

Vieh und aller Habe aus seinen ungarischen Wohnsitzen auf, und wanderte, ein gewaltiger Strom, durch das Land der Gepiden, die, zuvor geschlagen, sich anschlossen, den julischen Alpen zu, ein Weg von drittehalbhundert deutschen Meilen. Auf das Gerücht eilt Odoacher mit seinen Herulern herbey. Er stößt auf den furchtbaren Schwarm in der Gegend des zerstörten Aquileja (489), wird geschlagen, und setzt sich fliehend an der Etsch in der Nähe von Verona. Zum zweiten Male verliert er hier eine Schlacht, aber nicht den Muth. Er weiß sich in Oberitalien zu halten, und schwächt endlich auch bey Faenza die Gothen durch eine blutige Niederlage. Aber nun ruft Theoderich die Westgothen aus Gallien zu Hülfe, und jetzt siegt er durch das Uebergewicht der Menschenmasse. Odoacher zieht sich in das feste Ravenna zurück. Theoderich durchzieht ganz Italien, unterwirft es sich völlig, empfängt von den Vandalen in Sicilien und vom Senat zu Rom die Huldigung, und kehrt dann nach Ravenna zurück, um der Herrschaft Odoachers ein Ende zu machen. Aber drey Jahre lang vertheidigt sich der tapfre Mann in der belagerten Stadt, bis zuletzt das Murren der Einwohner ihn zwingt, des Eroberers Vergleichsvorschläge anzuhören. Er übergiebt die Stadt auf die Bedingung, daß er zu Ravenna Wohnung und Freiheit behalten solle (26. Febr. 493).

Die ersten Tage der neuen Freundschaft werden mit Gastmählern und Spielen gefeiert, aber — noch mitten unter den Lustgelagen wird plötzlich der böser Entwürfe verdächtige Odoacher ermordet, und kurz darauf sein ganzer Anhang ausgerottet, Theoderich dagegen von seinen Ostgothen zum einzigen König von Italien ausgerufen (493).

Ein ganz neues Geschlecht wird also jetzt auf den entarteten Stamm der alten Römer gepfropft. Gegen 200,000 gothische Familien siedeln sich in Italien an, und auch diesen muß gewaltsamer Weise der dritte Theil aller Ländereien eingeräumt werden. Der griechische Kaiser, jetzt Anastasius I., bestätigt zögernd und ungern die neuen Einrichtungen. Theoderich nimmt, wie schon die letzten abendländischen Kaiser gethan, seine Residenz in Ravenna, und ordnet von hier aus mit allgegenwärtigem Herrscherblick die Verwaltung seiner weitläuftigen Staaten. Nordwärts sichert er seine Gränzen durch Befreundung mit den kriegerischen Nachbarn. Die Könige der Franken, Burgunder, Westgothen, Vandalen und Thüringer verschwägerten sich mit ihm. Gegen die griechische Gränze hin waren ihm die Gepiden eine Vormauer. Ihre Freundschaft erkaufte er durch einen Tribut, von dem jeder Einzelne wöchentlich fast 6 rthl. nach unserm Gelde erhielt. Er stellte die prätorianische

Präfectur in Gallien wieder her, und ließ sich Tribut aus Spanien zahlen. Die Griechen selbst gestanden, daß er den schönsten Theil des Occidents beherrschte, denn sein Wille galt von Sicilien bis an die Donau, von Sirmium (Belgrad) bis an das atlantische Meer. Allemannen und Baiern lehnten sich an ihn an, Westgothen und Franken wählten ihn zum Schiedsrichter, und unter den Geschenken fremder Fürsten, die von Zeit zu Zeit in Ravenna einliefen, befand sich auch schwedisches Pelzwerk und preußischer Bernstein.

Während er so seine Lage von außen sicherte, traf er mit gleichem Eifer die weisesten Maaßregeln zur Befestigung seiner Macht von innen. Seinen Gothen wies er den Wehrstand und unabläßige kriegerische Uebungen als ihren einzigen Beruf an. Die bürgerlichen Gewerbe sollten den Eingebornen überlassen bleiben. Nicht einmal in die italiänischen Schulen sollten die gothischen Kinder geschickt werden, weil „diejenigen nie ohne Furcht das Schwerdt erblicken würden, die jung schon vor der Ruthe gezittert hätten." Mit gleicher Sorgfalt schützte er dagegen auch die vorgefundenen Unterthanen in ihren alten Rechten und Gebräuchen. Alle Civilämter wurden mit Italiänern besetzt. Der Senat in Rom und die Präfecten blieben in ihrem alten Ansehen. Die Consuln mußten zwar von ihm, aber

auch von dem Kaiser in Constantinopel, gegen den er freiwillige Achtung heuchelte, bestätigt werden. Die Wahl des römischen Oberbischofs, jetzt schon Papa (-), deutsch Papst, genannt, entschied er nur wenn sie streitig war, einmal jedoch auch nach Willkühr. Selbst dem arianischen Bekenntniß zugethan, übte er doch mit bewundernswürdiger Geistesfreiheit vollkommene Toleranz gegen Katholiken und Juden, und ohne selbst seinen Namen schreiben zu können, zog er doch die kenntnißreichen Römer mit Achtung hervor. Noch haben wir eine Sammlung von trefflichen Briefen und Mandaten übrig, die sein gelehrter Kabinetsschreiber Kassiodorus in seinem Namen entworfen hat.

Nur einmal versuchte der Kaiser Anastasius ihn anzugreifen, zuerst in Norden, und nachher zur See, indem er die Küsten von Apulien plündern ließ. Allein ein schneller Aufstand der tapfern Gothen jagte oben das Heer, unten die Flotte der Feinde gleich hurtig in ihre Gränzen zurück.

Im siebenten Jahre seiner Regierung (500) machte Theoderich eine Reise nach Rom, und hielt daselbst einen Triumph im römischen Purpur. Senat und Volk kamen ihm in feierlicher Procession entgegen, die Redner nannten ihn schmeichelnd den zweiten Trajan. Er selbst hielt eine Rede an das Volk, bezeigte sich gütig wie

ein Landesvater, und verweilte ein halbes Jahr in Rom, um die Meisterwerke dieser noch immer prächtigen Stadt recht bewundern zu können. Gerührt von soviel Majestät und Herrlichkeit setzte er große Summen zur Herstellung des Verfallenen und Zerstörten aus, und zeigte sich dadurch des Besitzes dieser heiligen Erde würdig.

Daß eine so einsichtsvolle und nachdrückliche Regierung 33 Jahre währte, mußte dem durch so lange Leiden entkräfteten Lande gewiß zum Segen gereichen. Ackerbau, Handel und Gewerbe, die vorher fast erstorben gelegen, blühten nun fröhlich wieder auf, und die allgemeine Sicherheit war so groß, daß man im Sprichwort sagte, man könne in Italien unbesorgt seinen Geldbeutel auf dem Felde liegen lassen. Er selbst war allenthalben gegenwärtig, fragte nach allem, antwortete auf alles, that alles selbst. In Zeiten feindlicher Bedrohung zog er nach Verona, wo sein Pallast noch heut zu sehen ist. Außerdem war sein gewöhnlicher Aufenthalt Ravenna, sein Lieblingsort ein Garten, den er in den Erholungsstunden mit eigenen Händen bearbeitete.

Dies ist die kurze Geschichte eines Königs, der, obgleich nach römischem und griechischem Sprachgebrauch ein Barbar, dem gesunkenen Italien noch eine schöne Abendröthe schenkte, und dem nicht das Erobern allein, sondern auch das

Erhalten, nicht das Herrschen, sondern das Regieren und Ordnen, nicht das Umstürzen, auch das Beruhigen am Herzen lag. Merkwürdig ist es jedoch, daß durch die lange Anspannung zuletzt bey zunehmendem Alter sich, gerade wie bey Friedrich dem Zweiten, das Herz verhärtete, so daß wir leider den herrlichen Mann, der sich fast 70 Jahre lang mit so seltener Kraft bezwungen, noch kurz vor seinem Ende aus Mißtrauen und Regenteneifersucht hart und ungerecht werden sehen. Als nämlich nach Anastasius I. Tode (518) ein alter schwacher Regent, Justin I., vorher Oberster der Leibwache, seiner Orthodoxie wegen zum Kaiser erwählt ward, ergingen von Konstantinopel aus die härtesten Verbote gegen den Arrianismus. Theoderich, der darin noch etwas mehr als Pfaffengeist sah, und in dem Neffen des neuen Kaisers, dem unternehmenden Justinian, viel bösen Willen gegen sich argwohnte, verbot nicht nur, mit bisher ungewohnter Unduldsamkeit, die Ausübung der katholischen Religion in ganz Italien, sondern verfuhr auch gegen einen römischen Senator Albinus, den böse Angeber ihm als einen heimlichen Begünstiger der Kaiserherrschaft verdächtig machen wollten, mit tyrannischer Eigenmacht. Boethius, ein anderer Senator, durch Rang, Kenntnisse und Rechtschaffenheit gleich ehrwürdig, ward, weil er in der Vertheidigungsrede für seinen Freund die

Worte gebrauchte, er selbst sey des Verraths gerade eben so schuldig als Albinus, gleichfalls in Ketten in den Thurm von Pavia geschleppt. Abwesend und ohne Erlaubniß sich zu vertheidigen wurden beide zum Tode verurtheilt. Bald darauf ward auch Boethius Schwiegervater, der greise Symmachus, weil er über den Tod seines Schwiegersohns zu laut gemurrt, hingerichtet (525). Zu Theoderichs Ehre fügt indeß die alte Nachricht hinzu, er habe gleich darauf die despotische That bereut, ja in einer bald nachher eingetretenen Schwermuth beim Anblick eines auf die Tafel gebrachten Fischkopfes schaudernd ausgerufen: „Weg mit dem Kopfe! das ist Symmachus Kopf!" Bey zunehmender Krankheit verfügte er über die Thronfolge so, daß seine beiden Enkel (Söhne hatte er nicht) sich in seine Staaten theilen sollten. Amalarich sollte Spanien, Athalarich das übrige erhalten, die Rhone zwischen beiden die Gränze seyn. Er starb, 71 Jahre alt, den 30. Oct. 526. Seine verwittwete Tochter Amalasuntha errichtete ihm zu Ravenna ein prächtiges Denkmal.

3.

Chlodwig, König der Franken.

(481 — 511.)

Um dieselbe Zeit erfreute sich auch das Volk der Franken eines kräftigen Herrschers, wenn auch nicht eines so menschlichen als Theoderich. Diese Nation hatte, unter mehrere Fürsten, Sprößlinge eines gemeinschaftlichen Ahnherrn Merovӓus (447 — 456) vertheilt, die nördliche Hälfte des heutigen Frankreich inne. Nach Norden hin wurden sie von den Belgiern, Friesen und Sachsen, östlich von den Thüringern und Baiern, südlich von den Allemannen, Burgundern, Westgothen und Aquitaniern begränzt. Einen Theil der alten römischen Provinz Gallien, namentlich die Städte Soissons, Rheims, Troyes, Beauvais und Amiens, behauptete noch ein gewisser Syagrius, Sohn eines ehemaligen römischen Statthalters dieser Provinz.

Chlodwig (Ludwig), geboren 466 von dem gefangenen Frankenkönig Childerich und einer thüringischen Königin Basine, folgte seinem 481 zu Tournay verstorbenen Vater schon als 15jähriger Jüngling in der Regierung über die sogenannt salischen Franken. Aber auch ihm war, wie dem 11 Jahre älteren Theoderich, ein Theil eines Reichs viel zu wenig. Er schaute um sich,

welchen Nachbar er wohl zuerst sich unterwerfen könnte, und verfiel auf den als Fremdling verhaßten Syagrius. Er fordert ihn heraus, Ort und Zeit des Kampfs um die Oberherrschaft zu bestimmen. Man rüstet sich. Chlodwig verbündet sich mit seinen drey Vettern, den Häuptern der übrigen Frankenstämme, und schlägt mit ihrer Hülfe den Syagrius bey Soissons 486. Der Geschlagene flieht nach Toulouse zu Alarich II., König der Westgothen. Chlodwig, um einen Vorwand zu Händeln auch mit diesem Volke zu bekommen, fordert den Flüchtling vom Alarich. Dieser aber ist feig genug ihn auszuliefern, und der ärgerlich getäuschte Chlodwig läßt ihn hinrichten.

Hierauf wandte er sich gegen die Thüringer. Auch diese besiegte er 491 und legte ihnen einen Tribut auf.

Sodann warf er den Blick auf das burgundische Reich, das den südöstlichen Theil des heutigen Frankreich, oder das Land an der Saone und Rhone, bis herunter nach Avignon in sich faßte. Dies Reich, durch Fruchtbarkeit und frühen Anbau ausgezeichnet, war etwa um das Jahr 470 unter vier Brüder zertheilt worden, die dem Willen ihres Vaters zufolge in Genf, Vienne, Besancon und Lyon hatten wohnen sollen. Allein die Brüder bekämpften sich unter einander selbst, der älteste, Gundobald, räum=

te die beiden jüngsten, Chilperich und Godomar, aus dem Wege, und ließ dem letzten noch übrigen, Godegisel, das Gebiet von Genf, während er selbst Lyon zu seinem Fürstensitze machte. Von den Kindern der Erschlagenen ließ er nur zwey Töchter am Leben. Schlau begehrte Chlodwig eine von diesen, die kühne Chlotilde, zur Ehe (493). So hatte er einen trefflichen Vorwand, entweder ihr väterliches Erbgut zu fordern, oder über ihre Verweigerung zu zürnen. Gundobald willigte nach langer Wahl in die Ehe, und seine Nichte empfing von ihrem Bräutigam den kostbaren Brautring, auch nach altdeutscher Sitte, nach welcher die Töchter erkauft wurden, einen Goldgulden als Mahlschatz. Voller Freuden über ihre Erlösung aus der Haft des brudermörderischen Oheims bat sie auf der Reise zum Chlodwig ihre fränkischen Begleiter, sie gleich jetzt schon durch Abbrennung der burgundischen Weiler an jenem Tyrannen zu rächen. Es geschah, und mit herzlicher Freude, ja sogar mit Dank gegen Gott (!) blickte sie von Zeit zu Zeit in die weitleuchtende Landschaft zurück.

Nach Empfang der Braut ließ Chlodwig auch ihre Schätze fordern. Gundobald schickte sie zornig und nur auf Zureden seiner burgundischen Räthe nach, hatte aber diesmal noch Friede vor Chlodwig, weil dieser auf einer andern Seite beschäftigt war. Die Allemannen und Sueven,

zu beiden Seiten des Rheins, von Basel an bis zum Main und der Mosel hinauf *), überzogen 496 den Siegebert, Fürsten der ripuarischen Franken, der in Kölln residirte, mit Krieg. Chlodwig eilt seinem Vetter gegen sie zu Hülfe, und schlägt sie bey Zülpich, im heutigen Herzogthum Jülich, völlig aufs Haupt. Bald nach ihnen unterwerfen sich ihm auch die Armoriker, vermuthlich in Franken (498). Die Niederhaltung der bezwungenen Völker wurde, nach altrömischer Sitte, durch eingeführte Kolonien bewirkt. Von diesen Frankenkolonien hat noch das heutige Frankfurt am Main und der fränkische Kreis seinen Namen. Außerdem behielten die Besiegten ihre herkömmlichen Gesetze und Einrichtungen, ja sogar ihre Herzöge, auch die Religion machte kein Hinderniß, denn Sieger und Besiegte waren noch Heiden.

Nach vielen, oft zurückgewiesenen Vorstellungen Chlotildens nahm indessen Chlodwig doch endlich nach dem Siege über die Allemannen das Christenthum an. In dem hartnäckigen Treffen bey Zülpich hatte er, den Mönchschroniken zufolge, das Gelübde gethan, wofern ihm Gott den Sieg gäbe, ein Christ zu werden. So geschah denn die Taufe am Weihnachtstage 496

*) Ihnen gehörten unter andern die Städte Worms, Speier, Strasburg, Basel, Kostnitz und Bregenz.

zu Rheims von dem dasigen Bischof Remigius mit aller Pracht und Feierlichkeit des katholischen Gottesdienstes. Dreimal ward Chlodwig in dem noch vorhandenen großen Taufstein der Frauenkirche untergetaucht. Mit ihm empfingen 3000 seiner Franken das heilige Bad, desgleichen seine Schwester Audoflede, die nachherige Gemahlin Theoderichs des Großen. Der damalige Papst Anastasius bezeugte ihm als einem zweiten Constantin seine Freude über diese Begebenheit, und nannte ihn den allerchristlichsten König, in sofern er nämlich im katholischen Glauben getauft worden war, während alle übrige abendländische Fürsten Arrianer, also Ketzer, waren.

Es ist noch ein Schreiben des großen Theoderich an Chlodwig aus dieser Zeit vorhanden, in welchem jener diesem zu seinem Siege Glück wünscht, und ihn ermahnt, sich die bezwungenen Völker durch Mäßigung und Milde zu verbinden, und den Theil von ihnen, der sich in ostgothischen Schutz geflüchtet, nicht weiter zu verfolgen. Ein schöner Brief, der dem Kabinet des Gothenkönigs Ehre macht. Am Schlusse wird eines Musikers erwähnt, den Theoderich seinem Schwager als eine Seltenheit in Franken sendet.

Jetzt gedachte Chlodwig des burgundischen Gundobalds, und achtete es nicht, daß der Sohn desselben, Sigismund, eine Tochter des mächtigen Theoderich zur Ehe hatte. Er verband sich

heimlich mit dem Godegisel in Genf, und zog nun gegen dessen Bruder Gundobald. Dieser forderte alsbald seinen Bruder zur Hülfe auf: Godegisel erscheint wirklich und stellt sich zu ihm; als es aber bey Dijon zum Treffen kommt, tritt er plötzlich zu den Franken über, und der bestürzte und geschlagene Gundobald flieht nach Avignon. Hier hält er sich tapfer gegen den belagernden Chlodwig, und ermüdet ihn so sehr, daß ihm derselbe gegen einen Tribut den Frieden bewilligt. Kaum ist Chlodwig abgezogen, so fällt Gundobald über seinen treulosen Bruder Godegisel her, überrascht ihn in Vienne, und macht ihn in einer Kirche nieder, wo der Flüchtige vergebens eine Freistatt gesucht hatte.

Seitdem hat Gundobald das ganze burgundische Reich bis an sein Ende (516) behauptet, und die Regierung mit Ruhm geführt, auch seinem Volke ein eigenes Gesetzbuch gegeben. Er stand bey allen seinen Zeitgenossen in Achtung, und hatte sogar von einem der letzten römischen Kaiser, Olybrius, 472, den Titel und Schmuck eines römischen Patriciers erhalten.

Von den Burgundern warf sich Chlodwig auf die Westgothen, die außer ihrem Reiche in Spanien noch ein schönes Stück von Südfrankreich besaßen, von welchem Toulouse (Tolosa) die Residenz ihres Königs Alarich II. war. Vergebens suchte Theoderich durch ermahnende und

drohende Briefe die Gefahr von diesem seinem zweiten Schwiegersohne abzuwenden: Chlodwig gab vor, er müsse angreifen, um nicht angegriffen zu werden. Um auch seine katholischen Franken für den Krieg gegen die arrianischen Westgothen zu gewinnen, rief er scheinheilig aus: „Es ärgert mich gewaltig, daß diese Ketzer einen Theil von Gallien besitzen sollen! Laßt uns mit göttlicher Hülfe gehen und uns das Land zueignen." Gundobald von Burgund und Siegebert von Kölln ließen ihre Völker zu ihm stoßen, und so ward 507 aufgebrochen. Noch zu Paris, seinem Königssitze, versprach er nach glücklicher Rückkehr den zwölf Aposteln eine Kirche zu erbauen, da, wohin seine jetzt ausgeworfene Streitaxt fallen würde. Dem heiligen Martin gelobte er, als er durch Tours kam, sein Streitroß.

Alarich II. erwartete ihn mit seinen Gothen zu Poitiers. Nicht weit von dieser Stadt kam es zur Schlacht. Chlodwig rannte den Alarich mit eigner Hand vom Pferde, verfolgte seinen Sieg bis Bordeaux, wo er den Winter blieb, nahm 508 den reichen königlichen Schatz zu Toulouse in Besitz, und ließ seinen Sohn Theuderich (Diedrich) dort zurück, damit er nebst den Burgundern die Westgothen völlig aus Gallien treiben sollte. Er selber kehrte über Tours nach Paris zurück. Vor dem Kloster des heiligen Martin wollte er sein ihm werthes Streitroß

mit hundert Schillingen lösen, allein man sagte ihm, das Pferd sey gar nicht wieder wegzubringen. Da legte er noch hundert Schillinge zu, und nun ging es. Worauf Chlodwig sagte, der heilige Martin sey gut in der Noth, aber theuer im Handel *).

Schon unterweges empfing er ein seltsames Geschenk. Gesandte von dem griechischen Kaiser Anastasius überbrachten ihm das Patent und den Ehrenschmuck eines römischen Consuls, etwa wie heut zu Tage die Könige einander ihre Orden schicken. Chlodwig empfing es mit Dank, schmückte sich gleich in der Abtey des heiligen Martin mit dem kostbaren Purpurmantel und der patricischen Krone, und ritt so von der Abtey bis zur Stadt, mit beiden Händen Geld unter die begleitende Menge ausstreuend.

Damit aber Chlodwig nicht das ganze westgothische Reich an sich reißen möchte, stand jetzt der mächtige Theoderich gegen ihn auf, züchtigte zuerst den Bundesgenossen Gundobald, und übernahm die Vormundschaft für seinen Enkel, Alarichs Sohn, Amalarich. Daher wird er von 511 bis an sein Ende unter die westgothischen

*) Bey einer andern Gelegenheit, als er die Leidensgeschichte Jesu erzählen hörte, rief er aus: „Wäre ich nur mit meinen Franken da gewesen, ich hätte es ihnen vergelten wollen!“

Könige mit aufgeführt. Nur die Städte in der Provence behielt er für sich, als für die Kriegskosten. Die Dürance scheint die Gränze zwischen dem ostgothischen und burgundischen Gebiete geworden zu seyn. Die Statthalterschaft über die Westgothen gab er einem seiner treusten Diener, Namens Theudis, mit dem ausdrücklichen Befehl, das Volk wohl zu halten. Die Abgaben in den Häfen erließ er gänzlich, um den Handel recht zu heben: in der That das sicherste Mittel, sich entfernte Provinzen treu zu erhalten.

Es war nun einmal Chlodwigs Wille, alle fränkische Völker in ein großes Reich zu vereinigen. Dazu fehlten ihm noch die in Bretagne angesiedelten brittischen Kolonien und die Gebiete seiner vier Vettern Siegebert, Chararich, Ragnachar und Rignomer. Die Britten wurden ohne Umstände unterworfen. Gegen die Vettern brauchte er empörende Kunstgriffe. Siegebert in Kölln war alt und lahm, und hatte einen herrschsüchtigen Sohn. Diesen letztern munterte Chlodwig heimlich auf, sich des lästigen Vaters zu entledigen und dann mit ihm in ein Bündniß zu treten. Der unmenschliche Sohn ermordete seinen Vater im Schlafe mit eigener Hand, und gab sogleich dem Chlodwig davon Nachricht. Dieser schickte Gesandte an ihn ab, deren einer ihn selber meuchlings niederhieb. Und nun erschien

Chlodwig an der Spitze seiner Völker, stellte sich unbekannt mit den Ursachen beider Mordthaten, und fragte die Häupter der ripuarischen Franken *), ob sie sich seinem großen Frankenreiche anschließen wollten. Sie offenbarten ihren Beifall durch Klatschen und Schreien, setzten ihn nach deutscher Sitte auf einen Schild und hoben ihn jubelnd als ihren König in die Höhe. „So fällete Gott täglich, sagt hierbey der Bischof Gregorius von Tours, der etwa 100 Jahre später diese Geschichten niederschrieb, seine Feinde unter seiner Hand, darum daß er mit rechtem Herzen vor ihm wandelte, und that was seinen Augen wohlgefiel.“ Darum, daß er ein Katholik war, will der fromme Mann sagen.

Chararich, in einer nicht genau mehr auszumittelnden Gegend, mußte angeblich dafür büßen, daß er bey Chlodwigs erstem Zuge gegen den Syagrius neutral geblieben. Er ward nebst seinem Sohne mit List aufgegriffen und zum Geistlichen geschoren, sein Land mit dem Frankenreich vereinigt. Auf einen Verdacht ließ der Tyrann jedoch bald darauf Vater und Sohn heimlich ermorden.

Jetzt war an Ragnachar in Cambray die Reihe. Dieser war seinen Unterthanen wegen

*) Sie wohnten an den Ufern des Rheins, zur Rechten bis nach Thüringen hin.

seiner Schwelgerey verhaßt. Chlodwig brachte einige seiner Großen durch vergoldete Kupfergeschirre, die er für goldene ausgab, auf seine Seite, daß sie ihren rechtmäßigen Herrn, als Chlodwig öffentlich gegen ihn auszog, treulos verließen, ihn auf der Flucht ergriffen, und nebst seinem Bruder Richar gebunden vor den Sieger führten. „Pfui! rief ihm der Sieger mit erheucheltem Zorn entgegen, wie hast du unser Geschlecht so tief erniedrigen können, dich binden zu lassen?" Mit diesen Worten hieb er ihn nieder. Zum Bruder aber fuhr er fort: „Und du Elender, wenn du deinem Bruder beigestanden hättest, er wäre sicher nicht gebunden worden." So hieb er auch diesen mit der Streitaxt zu Boden. Denen aber, die er mit den unächten Geschenken betrogen hatte, erwiederte er auf ihre Beschwerde: wer seinen Herrn verrathe, verdiene kein besseres Gold, und sie hätten es mit Dank zu erkennen, daß er ihnen noch das Leben lasse.

Jetzt war Rignomer, Fürst der Cenomannen, in einer unbekannten Gegend, noch übrig. Auch er ward aus dem Wege geräumt, und nach ihm alle Vettern, welche noch Ansprüche auf Herrschaft hätten machen können. Ja um zu erforschen, ob noch jemand übrig sey, stellte er sich in Gegenwart seiner Großen oft betrübt, daß er doch gar keinen Verwandten mehr habe,

der im Nothfall ihm helfen könne. Ihm selber war es nicht beschieden, die Früchte seiner Grausamkeiten lange zu genießen. Er starb schon im 45sten Lebensjahre, 511, zu Paris, und hinterließ seine Gemahlin Chlothilde nebst vier Söhnen, Dietrich, Chlodomir, Childebert und Chlotar. Er hat den Ruhm, die gallischdeutschen Völker in ein großes Reich vereinigt und ihnen durch die Kraft und Kühnheit seines Geistes einen heroischen Schwung, die Bedingung künftiger Veredelung, gegeben zu haben.

4.

Chlodwigs Nachfolger.

(511 — 558.)

Nach der unweisen Sitte jener Völker ward das kaum vereinigte große Frankenreich gleich nach Chlodwigs Tode in vier Theile, nach den vier Söhnen, getheilt. Dietrich nahm seinen Königssitz zu Metz, Chlodomir zu Orleans, Childebert zu Paris, und Chlotar zu Soissons. Zum Glück für das Ganze kehrten sie nicht, wie man erwarten möchte, die Waffen gegen sich selbst, sondern suchten sich auf Kosten der Nachbarn zu vergrößern. Die drey letzten vereinig-

ten sich 523 zur Eroberung des burgundischen Reichs, das ihr Vater vergebens bekämpft hatte. Sie überwanden den König Sigismund, Gundobalds Sohn, und brachten ihn gefangen nach Orleans, wo ihn Chlodomir im folgenden Jahre (524) sammt seiner Gemahlin und seinen beiden Kindern in einen Brunnen stürzen ließ, um dessen Bruder Godomar, der nach ihm die burgundische Herrschaft übernommen, sicherer bekriegen zu können.

Der unmenschlichen That folgte die Rache auf dem Fuße. Chlodomir ward von den Burgundern in einem Treffen bey Vienne niedergehauen und sein Kopf, auf eine Stange gesteckt, herumgetragen. Sein Bruder Chlotar heyrathete die Wittwe, Guntheuge, und theilte mit den beiden andern Brüdern Chlodomirs Reich. Die Burgunder hatten nun noch einige Jahre Ruhe.

Im mittleren Deutschland waren damals die Thüringer ein bedeutendes Volk. Sie bewohnten einen weit größern Landstrich, als den noch heut zu Tage von ihnen benannten. Drey Brüder führten eben jetzt die getheilte Herrschaft. Der eine derselben, Hermanfried, mit einer Schwestertochter Theoderichs des Großen vermählt, strebte Herr des Ganzen zu werden. Einen Bruder ermordete er ohne Umstände, gegen den andern suchte er des fränkischen Die-

trichs Bündniß. Mit dessen Hülfe überwand er ihn auch, und eignete sich sein Land zu, da der Bruder selbst in der Schlacht geblieben war. Aber auch ihm sollte der ungerechte Erwerb nicht frommen. Nach Theoderichs des Großen Tode überfielen ihn die fränkischen Brüder Dietrich und Chlotar (527) unter dem Vorwande, er habe dem erstern seine Versprechungen nicht gehalten, schlugen die Thüringer, und verfolgten sie bis über die Unstrut. Hermanfried entrann diesmal noch, ließ sich aber einige Zeit nachher durch den trügerischen Dietrich zu einer Zusammenkunft nach Zülpich verleiten, und hier ward er, auf der Mauer im Gespräch mit jenem begriffen, meuchlings von einem dazu bestellten Franken hinabgestürzt. Seitdem unterwarfen sich die hauptlosen Thüringer der fränkischen Herrschaft. Hermanfrieds Wittwe Amalaberg floh zu ihrem Verwandten, dem Gothenkönig Theodahat, nach Italien, und sein Sohn nahm Dienste im Heere des griechischen Kaisers Justinian.

Gleich nach dem thüringischen Reiche ging nun auch das so lange bedrohte burgundische in dem gewaltigen Frankenreich unter. Die Söhne Chlodwigs, wunderbar einig unter sich selbst, brechen noch einmal ein (534), bezwingen das Heer des Godomar, und führen ihn selbst gefangen weg. Auch diese Neueinverleibten wurden, wie alle andere, bey ihren herkömmlichen

Freiheiten und Gesetzen gelassen, und ändern, unter einer milden Herrschaft, nur die Namen.

Das Schicksal wollte, daß Chlotar, der jüngste der vier Söhne Chlodwigs, seine Brüder und deren Nachkommenschaft überleben, und so das ganze große Reich wieder vereinigen sollte (558). Es erstreckte sich jetzt von dem atlantischen Meere bis zur Elbe und Iser, und von den Pyrenäen und Alpen bis zu den Wohnsitzen der Friesen und Sachsen.

5.

Sitten, Trachten und Sprachen jener Zeit.

(Sec. 5. 6.)

Sämmtliche Söhne des rauhen Norden werden uns von den gleichzeitigen Schriftstellern als Riesen beschrieben. Krieg war ihr Leben, der Ackerbau ward von Leibeigenen, das Hauswesen von den Weibern betrieben. Ihre Kleidung, dem rauhen Klima gemäß, bestand meist aus Pelzwerk und Leder, aber auch Leinewand zu weben verstanden die fleißigen Frauen und Töchter. Um den Leib ward gewöhnlich ein breiter Gurt, an den Füßen eine Beschuhung von Fel-

len getragen. Beinbewickelung und dicht anschließende Wämser liebten vorzüglich die Franken und Allemannen, und von ihnen ging dieser Geschmack allmällg auch auf die Nachkommen der Römer über, die bekanntlich im Alterthum von Hosen, Strümpfen und Ermelröcken nichts gewußt hatten. Eben so war auch langes Haar den nordischen Völkern eine Zierde. Die Sachsen wickelten es in einen Knoten zusammen, die Gothen kräuselten es, die Franken verschnitten es am Hinterkopfe. Eine Kopfbedeckung kannten die Deutschen lange nicht, auch von vielem Bepanzern waren sie anfangs keine Freunde: ein Schild, ein Schwerdt und eine Streitaxt waren ihre ganze Bewaffnung. Zu Pferde fechten lernten sie erst späterhin; die Hauptangriffe der Franken geschahen immer zu Fuße, auch war der ursprüngliche Stamm deutscher Pferde klein und schwächlich.

Für die gesellschaftliche Bildung dieser nordischen Völker spricht nicht ungünstig der Umstand, daß wir bey allen schon eine Menge gesetzlicher Einrichtungen vorfinden, die, lange schon durch das Herkommen geheiligt und im Gedächtniß aufbewahrt, im 5ten und 6ten Jahrhundert von jedem einzelnen Volke schriftlich niedergelegt und vollständig geordnet wurden. Alles geschah auf öffentlichen Volksversammlungen, und wie bey ihnen jeder freie Mann Krieger war, so

war

war er auch Richter und Stimmgeber. Daher fangen sich z. B. die allemannischen Gesetze mit den Worten an: „Hier beginnt das Gesetz der Allemannen, welches zu den Zeiten des Königs Chlotar von ihm, seinen Räthen, d. i. 32 Bischöfen, 34 Herzögen und 72 Grafen, und dem ganzen Volke eingesetzt ist.“ Sie sind lateinisch geschrieben, welches die Sprache der Bischöfe und des Hofes war. Es ist darin hauptsächlich nur auf die persönliche Sicherheit abgesehen. In Ehrensachen oder zur Ausmittelung der Wahrheit ist der Zweikampf vorgeschrieben; auf Entwendungen oder Verletzungen von Weibern, Leibeigenen, Pferden rc. stehen Geldstrafen.

Anderes dagegen, was von den Sitten einiger dieser Völker erzählt wird, zeugt noch von großer Rohheit. Die Heruler, Cantabrer (in Spanien) und Thüringer tödteten ihre Alten, wenn Krankheit oder Altersschwäche sie unbrauchbar machte. Bey den Herulern soll sogar das Selbstverbrennen der Wittwen, wie bey den Indiern, gebräuchlich gewesen seyn. Von den gallischen Völkern erzählt selbst Cäsar, daß noch kurz vor seiner Zeit die Sklaven auf den Scheiterhaufen ihrer Herren mitverbrannt worden seyen.

Die Sprache unserer altdeutschen Vorfahren war noch eben so ungebildet, als ihre Sitten, und schwer ist es, nach 1500 Jahren unsere

Muttersprache darin wieder zu erkennen. Hier zur Probe der Anfang des sogenannten Ambrosianischen Lobgesanges in fränkischer Sprache aus dem 4ten Jahrhundert:

Thih cot lopemes,
Thih truhtinan gehemes
Thih euuigan fater
Eokiuuelih erda uuirdit.
Thir alle engila, thir himila
Inti alle Kiuualtido
Thir Cherubim inti Seraphim
Unbilibanlichero ſtimmo foraharent:
Uuiher, uuiher, uuiher!
Truhtin cot herro,
Folliu ſint himila inti erda
Thera meginchrefti tiurda thinera, u. ſ. w.

Das heißt:

Dich Gott loben wir (te deum laudamus)
Dich Herrn bekennen wir:
Dich ewigen Vater
Die ganze Erde verehrt,
Dir alle Engel, dir die Himmel,
Und alle Gewalten,
Dir die Cherubim und Seraphim
Mit unabläſſiger Stimme rufen:
Heilig, heilig, heilig!
Herr, Gott, Herr!
Voll ſind die Himmel und die Erden
Der Großkraft deiner Ehre, u. ſ. w.

Auch von der Sprache der Gothen aus dem vierten Jahrhundert haben wir noch schriftliche Ueberreste, namentlich eine Uebersetzung der vier Evangelisten, wovon hier nur das Vaterunser stehen mag. Es lautet wie folget:

Atta unsar, thu in himinam,
Weihnai namo thain.
Cimai thiudinaſſus theins.
Wairthai uuilga theins ſuue in himina gah ana airthai.
Hlaif unſarana thana ſinteinan gif uns himmadaga.
Gah aflet uns thatei ſkulans ſigaima, ſuua ſuue gah uueis afletam thaim ſkulam unſaraim.
Gah ni briggais uns in fraistubngai.
Ac lauſai uns af thamma ubilin.
Unte theina ist thiul angardi, gah mahts, gah uuultus, in aiuuins, Amen!

Mit einem viel weicheren Organ und uns verständlicher beteten die Allemannen dasselbe Gebet folgendermaßen:

Fatter unſeer, thu piſt in himile.
Wihi *) namun dinan.
Queme rihi din.

*) Weihe, d. i. Heilig, davon Weihnachten, d. i. heilige Nacht.

Werde uuillo din ſo in himile, ſo ſa in erdu.
Prooth unſeer emezhic kip uns hiutu.
Oblaz uns ſculdi unſeero, ſo uuir oblazen uns ſculdiken.
Enti ni junſih firletti in khorunka.
Uz erloſi unſih fona ubili.

Daſſelbe Gebet lautete in der Sprache der Angelſachſen, welche im fünften Jahrhundert aus Niederdeutſchland nach England überſetzten, alſo:

Faeder ure, thu the eart on heofenum. Si thiu nama gehalgod. To becume thin rice. Gewurthe thiu willa on eorthan ſwa ſwa on heofenum. Urne däghwamlican hlaf ſyle us to däg. And forgyf us ure gyltas, ſwa ſwa we forgyfa the urum gyltendum. And ne gelädde thu us on coſtnunge, ac alys us of yfell.

In Italien erhielt ſich noch die lateiniſche, und in Griechenland die griechiſche Sprache, doch waren beide im Anfange des Mittelalters ſchon ſehr ausgeartet. Aus der Vermiſchung des alten Lateiniſchen mit den Sprachen der neu eingewanderten Völker iſt nach und nach das heutige Italiäniſche, Spaniſche, Portugieſiſche und Franzöſiſche entſtanden.

6.

Das Christenthum im fünften Jahrhundert.

Das allgemeine Band, das den größten Theil dieser Völker zusammenhielt, war das Christenthum. Seitdem dieses von dem Kaiser Constantin zur Landesreligion für das südliche Europa erhoben worden war, griff es mit Riesenschritten um sich. Schon der heil. Augustin, ein Kirchenvater *) des 4ten und 5ten Jahrhunderts, frohlockt darüber, daß die prächtigsten Göttertempel in Rom schon allmälig verfielen, und der Jupitersitz auf dem Kapitol nur noch von wenigen aus dem Pöbel besucht werde. Am längsten hielt sich die alte Religion noch auf dem Lande, daher auch bey den Schriftstellern dieser Zeit der Ausdruck Landmann (paganus) mit einem Heiden gleichbedeutend vorkommt.

Im Grunde war der Unterschied zwischen der neuen und alten Religion so groß nicht, denn die Sinnlichkeit des ungebildeten Haufens schuf sehr bald die geistigen Vorstellungen der Schrift nach ihrem Bedürfniß um, und es entstand eine Mythologie, die sich an poetischem Gehalt mit der alten griechischen wohl messen durfte.

*) Kirchenväter nennt man die christlichen Schriftsteller der fünf ersten Jahrhunderte.

Gott Vater ward wie Jupiter mit ehrwürdigem Gesichte und greisem Barte gemalt; Christus, sein Sohn, zu seiner Rechten sitzend, und der heilige Geist als Taube herniederschwebend. Maria ward zur Göttin erhoben, in der Folge auch ihre Mutter, der eine Tradition den Namen Anna gab. Bald umstellte man sogar mit Märtyrern, berühmten Päpsten und musterhaften Weltüberwindern den himmlischen Thron, nannte sie Heilige, und feierte ihnen Feste; ja sie wurden es bald vorzugsweise, an die man die Gebete richtete, in der Meinung, daß sie, wie die Höflinge beim Kaiser, so bey Gott fürbittend wirken möchten. Viele Feiertage des alten römischen Kalenders wurden, nur mit veränderten Namen, in den neuen christlichen übergetragen.

Die übergroße Ehrfurcht, die man den Priestern dieser neuen Religion erwies, bewirkte eine höchst seltsame, seit der Aegypter und Juden Zeit nicht gesehene Erscheinung. Diese Priester nämlich wurden jetzt Beherrscher des Volks, indem sie Beherrscher seiner Meinungen wurden, und keine weltliche Macht konnte sich gegen sie behaupten, sobald sie ihren Meinungen widersprach. Wo nun die bischöfliche Würde in die Hand eines feurigen Herrscherkopfes gerathen war, da sah man einen solchen mit aller Wuth der Herrschsucht jeden Widerstrebenden zu Bo-

den schlagen, denn mit eben der unsichtbaren Zaubergewalt, die einem kräftigen Helden die Gemüther erobert, gewannen sich auch diese Religionseiferer ganze Heere von Mitstreitern, und so fand der feindselige Sinn im Menschen, der bisher nur im Kriege oder in einer gespaltenen Staatsverfassung seinen Tummelplatz gehabt, jetzt in der neuen Religion eine willkommene Beschäftigung.

Die kälteren nordischen Nationen machen jedoch auch hierin gegen die Nachkommen der Griechen und Römer einen auffallenden Abstich. Der Feuergeist des Südländers scheint zu seinem vollen Leben des Hasses eben so sehr als der Liebe zu bedürfen, denn überall finden wir in der griechischen und italiänischen Geschichte in jeder Stadt zwey Parteien, die immer feindselig erhitzt gegen einander stehen, und immer einen Stoff für ihre Leidenschaft bereit haben. In Rom und Constantinopel waren die Rennspiele und die Religion dieser Stoff. Von jenen werden wir nachher reden. Die Religion theilte sich schon damals in Arrianismus und Rechtgläubigkeit (Orthodoxie), für welche letztere man das Beiwort katholisch, d. h. allgemein, erfunden hatte. Aber sowohl Katholiken als Arrianer zerfielen wieder unter einander in soviel Unterparteien, als herrschsüchtige Priester unter ihnen aufstanden. Denn wo nur in einer Stadt zwey

Geistliche waren, die sich neideten oder haßten, da lauerte einer dem andern ein Wort ab, über welches er ihn verketzern konnte, und alsbald nahm die ganze Stadt Partey. Das einzige Wort, welches der eine Theil nicht dulden, der andere nicht fahren lassen wollte, führte nun zu jahrelangen Zänkereien und oft zum Blutvergießen. So trennte selbst die Arianer von den Katholiken nur das eine Wort ὁμοουσιος (gleicher Natur), wofür jene ὁμοιουσιος (ähnlicher Natur) gesagt wissen wollten, und der Kaiser Anastasius *) wäre beinahe vom Throne gestoßen worden, weil er die Worte: „der du für uns gekreuzigt bist," als an Gott gerichtet, in den Kirchengesang aufnehmen lassen wollte. Ein gewisser Vitalianus, der gern Kaiser zu werden wünschte, rückte bloß unter diesem Vorwande mit einem Heere von Hunnen und Bulgaren gegen Constantinopel an (514).

In Spanien und Frankreich fand das Klosterleben schon im 4. Jahrhundert Eingang, und eine Menge junger Enthusiasten drängte sich zu dem ruhmbringenden Geschäft, die alleinseligmachende Lehre zu den fernen Barbaren zu tragen. Im burgundischen Gebiet kommt das Kloster St. Maurice schon früh vor. Im heutigen Oest-

*) Durch einen Schreibfehler ist im dritten Theil S. 580. Zeno gesetzt worden.

reichischen legte der heil. Severin († 482) zu Faviana ein berühmtes Kloster an. Ein Bischof Fridelin stiftete zu Chlodwigs Zeiten eine Menge Klöster und Kapellen an der Mosel, im Vogesischen Gebirge, in Strasburg, Chur, Glaris, Seckingen ꝛc. Um dieselbe Zeit waren Mainz, Trier, Kölln, Tongern, Mastricht, Constanz, Trident, Chur, Windisch, Augsburg, Seeben (nachher zu Brixen), Lorch, Villach, Cilley ꝛc. schon wohlgegründete Bisthümer. Zu Agde im heutigen Languedoc ward schon 506 eine Zusammenkunft gallischer Bischöfe mit Alarichs II. Bewilligung gehalten.

Ein gemeinschaftliches Oberhaupt erkannten alle diese Bischöfe um diese Zeit noch nicht an. Sie erhielten ihren Ruf, oder doch ihre Bestätigung von dem Volk und dem Landesherrn, unter dem sie lebten. So lange Theoderichs feste Hand die Zügel des Königreichs Italien hielt, durfte sich der römische Bischof noch nicht der Unabhängigkeit rühmen. Erst der große Verfall der weltlichen Macht in Italien nach Theoderichs Tode gab ihm Gelegenheit, seine herrschsüchtigen Anmaßungen allmälig selbst über die Könige auszubreiten.

7.

Benedict von Nursia.

(515 — 543.)

Vorgebaut wurde indessen auch jeßt schon manches zu einer künftigen geistlichen Universalmacht. Das weit verbreitete Heer von Mönchen im ganzen Abendlande in eine Einheit bringen, und dadurch in der Folge dem Oberpriester, der sich dieses Heeres geschickt zu bedienen wußte, eine stehende Macht in die Hände geben, war doch gewiß kein kleiner Schritt zu einer solchen Universalmonarchie.

Diesen Schritt that der heilige Benedict von Nursia, indem er als Abt von Monte Cassino und zwölf anderen Klöstern im Neapolitanischen die ersten schriftlichen Statuten für seine Mönche aufsetzte, die sein Ansehen in kurzem zu einer allgemeinen Richtschnur für alle andere Mönchsklöster heiligte. Man nannte sie die Regel des heiligen Benedict. Zu ihnen mußte sich jeder Aufgenommene durch ein unverbrüchliches Gelübde verpflichten. Diese Regel band jeden Mönch auf Lebenszeit, er ward „Gott geopfert," wie der Ausdruck war, und konnte nicht wieder in die Welt zurück. Allen Freuden des Lebens mußte er entsagen, um ganz für den Himmel zu leben. Beten, Studiren, Handarbeit und Jugendun=

terricht waren seine Beschäftigungen, und anstatt daß man bisher die Mönche zu den Laien, d. i. Nichtgeistlichen *) gerechnet hatte, wurden sie von jetzt an, da sie auch ihre eigenen Andachtsübungen in besondern Kapellen anstellten, allmälig als zum Klerus **) gehörig betrachtet.

Die Benedictiner — so nannte man die nach Benedicts Regel lebenden Mönche — waren, wie alle Schüler eines kräftigen Meisters, emsig bemüht, den Geist desselben so weit als möglich zu verbreiten, und dies glückte ihnen so wohl, daß 50 Jahre nach seinem Tode fast alle Mönche im Abendlande Benedictiner waren.

Um diese Zeit ward auch die Tonsur (Haarschur) unter den Geistlichen eingeführt, wahrscheinlich zuerst als Zeichen der Demuth, denn bey den Römern und Deutschen trugen die Sklaven den Kopf geschoren. Ueber die Art der Haarschur entstanden in der Folge große Streitigkeiten. Im 7ten Jahrhundert finden wir drey Arten derselben herrschend, die griechische Tonsur auf dem ganzen Kopfe; die tonsura Pauli, auf dem Vorderkopfe von einem Ohr zum andern, und die tonsura Petri oder die römische, wo nur ein runder Kreis auf dem Scheitel ausgeschnitten ward. Ueber die Frage, welche die

*) Von λαος, Volk.

**) κληρος, Auswahl.

rechte sey, wurden, weil der Streit zu arg ward, sogar Concilien gehalten.

8.

Christliche Feste und Gebräuche.

Ser. 5. 6.

Schon die allerersten Christen feierten den Sonntag als den Auferstehungstag, und der Kaiser Constantin hatte sogar verordnet, daß alle Gewerbe und Handarbeiten am Sonntage ruhen, und die Richter nicht zu Gericht sitzen sollten.

Großer Hauptfeste feierte man im fünften Jahrhundert fünfe, das Weihnachtsfest, den Charfreitag, Ostern, Pfingsten und den Himmelfahrtstag. Das erste soll bekanntlich an die Geburt Jesu erinnern; da es indessen erst 400 Jahre nach seinem Tode aufkam, so war nun der wahre Geburtstag des Heilands längst nicht mehr ausfindig zu machen, da in den Evangelien auch nicht einmal die Jahrszeit, in der er geboren, angegeben ist. Die Griechen wählten daher willkührlich den 26. Januar zur Feier dieses Festes, und dieser Tag ist noch in der griechischen Kirche bis auf den heutigen Tag beibehalten. Daß man in der abendländischen Kirche den 25. December

annahm, kam daher, weil dieser Tag von uralten Zeiten her bey den Römern ein heidnischer Festtag gewesen war, dem man nun um so bequemer einen neuen Namen und eine neue Beziehung unterlegte. Es war mit diesem altrömischen Volksfeste immer die Sitte verbunden gewesen, daß Freunde und Verwandte sich beschenkten, und daß man dem Gesinde und den Kindern eine Freude machte; daher ging auch diese erfreuliche Sitte aus dem alten Feste ins neue christliche über. War doch auch das Gratuliren am Neujahrstage bey den Römern eine uralte Gewohnheit.

Pfingsten war eigentlich ein altes jüdisches Fest, das aber für die Christen eine ganz neue Heiligkeit erhielt, durch den Umstand, daß die Apostel gerade an dem ersten Pfingstfeste nach Jesu Auferstehung in jener feierlichen Zusammenkunft *) den treuen Bund beschworen hatten, ihr ferneres Leben der Ausbreitung der Religion ihres göttlichen Lehrers ganz zu weihen. Mit Recht also kann man das Pfingstfest als das eigentliche Stiftungsfest des Christenthums betrachten.

Vom Osterfeste wissen wir schon das Nöthige **). Die Griechen und Lateiner nennen

*) Thl. III. S. 487.

**) Thl. III. S. 557.

es nach dem jüdischen Namen Pascha, daher die Franzosen pâques. Das deutsche Wort Ostern soll von einer angeblichen Göttin Ostera herkommen, hängt aber wohl wahrscheinlicher mit dem ebenfalls altdeutschen Osten (Aufgang) zusammen, und bedeutet demnach Auferstehung.

Das Himmelfahrtsfest entstand aus einer frühen Sage, die sich schon in einem Evangelisten findet, Jesus sey vierzig Tage nach seiner Auferstehung lebendig gen Himmel gefahren.

Außer diesen fünf großen Festen feierte man auch die Geburts oder Todestage der Märtyrer, man führte Oster- und Pfingstvigilien ein, indem die Gemeine sich die Nacht vor dem Feste zum Singen und Beten versammelte, wobey jedoch in den Kirchen viel Unfug getrieben wurde. Die an einigen Orten auch jetzt noch übliche Christnacht ist noch ein schwacher Ueberrest jener Vigilien.

Durch Fasten sich zur würdigen Feier der Leidenszeit des Heilands zu bereiten, hatte man schon früh für verdienstlich gehalten. Jetzt aber wurde eine bestimmte Fastenzeit von 40 Tagen verordnet, in welcher man sich aller Fleischspeisen und des Weins enthielt. Man wurde zu diesem Fasten durch die Worte eines Evangelisten verleitet, welcher erzählt, Christus habe selbst einmal 40 Tage lang in einer Wüste gefastet.

Der Gottesdienst bestand schon damals im

Singen, einem Vortrage des Geistlichen, in dem priesterlichen Segen, und in der Austheilung des Abendmahls. Wer dem Letztern nicht beiwohnen wollte, ging am Schlusse der Predigt nach Hause, und der Priester entließ diese Zuhörer mit den Worten: Ite, missa est! (scil. concio; geht, die Predigt ist nun zu Ende) Das verstanden die Deutschen nicht, daher sagten sie: Nun ist Misse. Daraus entstand der Name Messe von den Gebeten, welche bey der Einweihung der Hostien abgelesen wurden, bis in spätern Zeiten jedes Gebetvorlesen vor dem Altare eine Messe genannt wurde.

Zur Feier des Abendmahls hatten sich Anfangs die Christen wirklich bey einer gemeinschaftlichen Tafel versammelt. Man nannte diese Mahlzeiten Liebesmahle, und beschloß sie mit dem christlichen Liebeskusse. Als aber die Christen zahlreicher wurden, mußte man, um Zeit und Kosten zu sparen, dieses Abendmahl sehr vereinfachen. Man verlegte es in die Kirchen, der Priester ließ die Communicanten an die Schranken treten, welche das Priesterchor von den Laien (Nichtpriestern) trennten, zerbrach ein flaches, dünnes Brodt, und reichte jedem davon nur einen Bissen nebst einem Trunke aus dem Kelche. Die Oblaten kamen erst im dreizehnten Jahrhundert auf. Daß übrigens der eigentliche Zweck einer rührenden Erinnerung durch

solche Abendmahlsfeier ganz verloren gegangen sey, begreift man leicht. Dagegen legte der Aberglaube diesem Brodte übernatürliche Kräfte bey, und man versprach sich von dem Genusse desselben eine sichere Hülfe, selbst gegen leibliche Uebel.

Getauft wurden Anfangs nur Erwachsene, Kinder erst späterhin. Die zu taufenden wurden auch vorher erst im Christenthum unterrichtet. Man erbaute eigene Taufhäuser, oft von ungeheurer Größe, und die eigentliche Taufzeit war nur von Ostern bis Pfingsten und am heil. Dreikönigstage; sonst ward im ganzen Jahre nicht getauft. Der Glaube, daß durch die Taufe der Teufel ausgetrieben werde, war damals schon herrschend.

Das Einsegnen neuvermählter Eheleute durch eine geistliche Rede (Trauung) war Anfangs willkührlich; geboten wurde es erst im achten Jahrhundert.

Das Kreuzschlagen, Wallfahrten und Reliquiensammeln findet sich gleichfalls schon vor dem Anfange des Mittelalters. Constantin ließ das Zeichen des Kreuzes in die Fahnen und Schilde seiner Soldaten setzen. Die Mutter dieses Kaisers, die fromme Helena, reisete zuerst nach Palästina, und kniete andächtig auf dem Hügel nieder, den man ihr als die Kreuzigungsstätte des Erlösers angab. Sie ließ nachgraben, und eines Morgens fand man wirklich drey große Kreuze,

Kreuze, welche vermuthlich die Nacht vorher durch einen frommen Betrug dahin gelegt worden waren.

Das Verlangen, die heiligen Stellen zu besuchen, auf denen einst Jesus gewandelt war, erfüllte mehrere fromme Seelen, und fast nie waren diese Stätte von Pilgern leer, die zum Andenken etwas von der heiligen Erde von Golgatha, oder einen angeblichen Nagel vom Kreuze Christi mitbrachten. Außer diesen Wallfahrten stellte man auch andere zu den Gräbern der Märtyrer oder Heiligen an, von denen man durch die Bemühungen der Priester oft so glücklich war, einen heiligen Ueberrest (Reliquie) z. B. einen Backzahn, ein Barthaar, oder sonst dergleichen zu erhalten, womit viele Krankheiten gehoben werden konnten. In der Folge trieb man sogar einen Handel mit diesen Reliquien, und reiche Leute verwahrten sie in goldenen und brillantenen Kapseln.

Von den Heiligen verbreitete der Aberglaube bald eine größere Menge von Wundergeschichten, als man von Jesu selber wußte. Man nennt dergleichen Mährchen Legenden. Es ist fast unglaublich, wie leicht jene Priester mit ihren Behauptungen Glauben fanden. Aber sie sparten auch keine Schlauheit, um sich Vertrauen zu erschleichen. Da die Bibel selber sie schon als Sündenvergeber empfohlen, so machten sie

davon den treflichsten Gebrauch. Sie ließen sich nämlich in der **Beichte**, der Krone aller Priestererfindungen, von jedermann auch die kleinste Sünde umständlich bekennen. Welche furchtbare Macht über die Gewissen mußte ihnen das nicht geben! Ohne die Beichte wäre keine Hierarchie möglich gewesen.

Aber nicht bloß die Herrschsucht, auch die Habgier der Pfaffen erfand neue Glaubenssätze. Sich zu bereichern priesen sie die Heiligkeit freiwilliger Armuth an, und mancher von seinem Gewissen gequälte Kranke vermachte auf seines Beichtvaters Zureden sein Vermögen der Kirche, um seliger ins Himmelreich einzugehen oder sich aus dem Fegefeuer zu retten. Selbst ein Grabmal in der Kirche, besonders in der Nähe des Altars, wurde, als förderlich zur Seligkeit, theuer bezahlt. Der Kaiser Konstantin ist der Urheber dieser leztern Sitte.

Mit jedem neuen Jahrhundert baute man mehr Kirchen und Klöster, bereicherte man die Geistlichen mehr, und stiftete mehr Feste und heilige Gebräuche. Das Fest der Reinigung und der Verkündigung Mariens, das Fest Johannes des Täufers, Michaels des Erzengels, Kreuzerhöhung, aller Heiligen, aller Apostel ꝛc. sind Ausgeburten des sechsten und siebenten Jahrhunderts. In dem leztern wurden auch, zu Nola in Campanien die **Glocken** erfunden. Die **Orgel** ist eine

Erfindung eines griechischen Künstlers im achten Jahrhundert.

9.

Justinian I.

(527—565.)

Der Mittelpunct der damaligen Welt war immer noch Constantinopel, zum wenigsten hatten die griechischen Kaiser den Stolz, ihre Residenz so zu betrachten. Diese Kaiser waren leider noch immer die Geschöpfe ihrer Leibwache oder einer Hofintrigue; an die Feststellung einer gesetzlichen Erbfolge war nicht zu denken, und so stürzte jede neue Wahl das Reich in neue Verwirrung.

Im Jahre 518, 10. Jul. ward der Oberst der Leibwache, der 68jährige Justin, eines ungrischen Bauers Sohn, der vom gemeinen Soldaten an gedient hatte, zum Kaiser ausgerufen. Seine Erhebung ist nur dadurch wichtig geworden, daß sie seinen Neffen, dem kühn aufstrebenden Justinian (geb. 482) Gelegenheit gab, sich vorzudrängen. Schon bey des Oheims Lebzeiten war er wegen seiner Freigebigkeit, Höflichkeit und Rechtgläubigkeit der Allgeliebte; er wußte es zu machen, daß ihn Justin 4 Monate

vor seinem Ende zum Reichsgehülfen annahm, und nach dessen Tode folgte er (527, 1. Aug.) ohne Schwierigkeit und mit den größten Erwartungen des Volks.

Er täuschte diese Erwartungen nicht. Seine Gedanken waren auf nichts Geringeres als auf die Wiederherstellung des alten Kaiserreichs, wie es Constantin besessen, gerichtet. Zwar war er kein Feldherr, aber er hatte den Blick, die rechten Männer herauszufinden, die Geschicklichkeit, sie richtig zu behandeln, und die Kraft, seine Nation mit seinem Sinn zu begeistern. Was ihm an persönlicher Furchtbarkeit abging, ersetzte seine Gemahlin Theodora, ein kühnes, leidenschaftliches Weib, die sich durch Schönheit und Geist vom Theater und aus den Winkeln gemeiner Unsittlichkeit einen seltenen Weg zum Kaiserthrone gebahnt, und sich selbst auf diesem Throne so wohl befestigt hatte, daß ihr Name neben dem ihres Gemahls auf allen Gesetzen, Verordnungen und öffentlichen Denkmälern mit erwähnt werden mußte, wie denn auch der Patriarch von Konstantinopel bey der Krönung Justinians auch ihr die Krone mit aufsetzte.

Die ersten Thaten, durch welche das neue Kaiserpaar seine Regierung auszuzeichnen wünschte, waren wahrhaft landesväterliche Werke. Ein neues Gesetzbuch ward durch Hülfe der kundigsten Rechtslehrer unter der Aufsicht des Mi-

nisters Tribonian zu Stande gebracht. Die erste Ausgabe erschien schon 529, worauf allmälig auch die sogenannten Pandekten und Institutionen folgten, unschätzbare Sammlungen, die Frucht aller alten, und die Grundlage aller neuen Gesetzgeberweisheit. Sodann wurden die Künstler durch würdige Werke beschäftigt und geehrt. Bloß in Konstantinopel wurden 25 neue Kirchen gebaut, fast jedem damals bekannten Heiligen eine, unter ihnen die vorher schon zweimal abgebrannte Sophienkirche, nächst der Peterskirche in Rom das erhabenste aller neuern Prachtgebäude, an welchem 10,000 Menschen fast 6 Jahre lang gearbeitet haben, und deren Kosten auf 7 Millionen Thaler nach unserm Gelde geschätzt wurden. Außerdem viele Krankenhäuser, Brükken und Wasserleitungen, und vor allen Dingen eine ungemeine Anzahl von Festungen und Kastellen zur Beschützung des Reichs. Von Belgrad bis zum schwarzen Meere lief eine Kette von mehr als 80 festen Plätzen an der Donau hin. Von der Propontis bis zum schwarzen Meere hatte schon der Kaiser Anastasius eine 12 Meilen lange Mauer gegen die Barbaren erbaut, die Justinian noch verstärkte. Gegen Persien hin, wo die Gränze hinter Palmyra, Dara und Nisibis weglief, wurde besonders Dara stark befestigt.

Ein Zweig des Handels und des Manufac-

turwesens erhielt ferner unter Justinians Regierung einen ganz neuen Schwung. Bisher war China, das Vaterland des Seidenwurms, auch einzig im Besitz des Seidenbaus und der Geheimnisse desselben gewesen. Der Seidenhandel war durch persische und indische Karavanen betrieben worden, und die Weite und Beschwerlichkeit dieses Weges machte die Seide in Europa so theuer, daß ein Pfund derselben in Rom 2 Unzen Goldes kostete. Und da Justinian gleich zu Anfang seiner Regierung einen Perserkrieg zu führen hatte, so stockte jetzt dieser Handel gänzlich. Unter diesen Umständen war es willkommen, daß zwey persische Mönche, die auf ihren Bekehrungsreisen einen Theil des chinesischen Reichs durchwandert waren, und den Seidenspinnern zugesehen hatten, dem Justinian nicht bloß das Geheimniß verriethen, sondern auch nach reichlich erhaltener Unterstützung eine zweite geheime Reise nach China unternahmen (c. 550.). In ihren ausgehöhlten Wanderstäben brachten die Listigen eine Menge Sameneierchen glücklich nach Europa, wo seitdem der Seidenbau, durch die sinnreichsten Erfindungen (Atlas, Sammet rc.) erweitert, unzähligen Menschen Arbeit und Unterhalt gewährt.

Leider aber trat fast zu gleicher Zeit mit diesen beiden Wohlthätern der Menschheit ein böser Feind derselben auf, von dem sie erst in un-

fern Tagen — Gottlob! — befreit worden ist, die mörderischen Kinderpocken. Griechen und Römern fremd, erzeugte sich diese Krankheit um diese Zeit zuerst, und, wenn wir der Vermuthung eines neuern Arztes trauen dürfen, aus der Vermischung der Pest mit einem sonst unschuldigen Ausschlage, der sich den Menschen durch Berührung pockenhafter Kühe mitzutheilen pflegte.

10.

Die Grünen und die Blauen.

(532.)

Schon oft ist des wilden Republikanergeistes gedacht worden, mit welchem die feurigen Südländer in jeder Stadt zwey Parteien bildeten, denen bald die Religion bald etwas anderes zum Stoff ihrer Verfolgungssucht dienen mußte. Auch die großen Rennspiele im Circus waren ein solcher Stoff, und die Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit waren bey diesen desto gefährlicher, da die ganze Stadt an solchen Tagen in ein einziges großes Theater zusammengedrängt war. Denn die Sucht, dergleichen Spiele zu sehen, hatte seit den Zeiten der alten Republik ins unglaubliche zugenommen. Ein alter Schriftsteller schreibt

den großen Verfall der Wissenschaften hauptsächlich dem Umstande zu, daß die jungen Leute für nichts anders mehr Sinn hätten, als für Pferde und Fuhrwerk, und von nichts anderm sprächen als vom letzten Wettrennen. Und nicht genug, daß eine Menge der reichsten Jünglinge selbst als Wettkutscher auftraten, auch die Zuschauer nahmen für eine der vier gewöhnlichen Banden Partey, man wettete auf den Sieg der grünen oder der blauen, der rothen oder der weißen Bande; jeder erhob die seinige, spöttelte über die andern, und so erregte der Spott die Gallsucht, und das Bravorufen und Zischen endigte sich gewöhnlich mit Prügeln und Messerstichen.

Waren die Grünen z. B. bey dem letzten Wettrennen besiegt worden, so betraten sie das nächste Mal den Schauplatz gewiß schon mit Rachsucht im Herzen, und jeder Sieg erhitzte die Gegner immer heftiger. Die Sache ging so weit, daß selbst der Hof für eine der Banden Partey nahm, daß man auch außer den Spielen die unseligen Binden trug, und bey jeder Gelegenheit seine Farbe herrschend zu machen suchte. So wurden aus den Wettspielern und ihren Zuschauern die furchtbarsten Staatsfactionen.

Zu den Zeiten des Kaisers Anastasius waren einmal 3000 Blaue in einem solchen Aufruhr ermordet worden. Der Regierung Justinians waren noch ganz andere Schrecken aufbehalten.

Zu seiner Zeit waren die Blauen die Partey des Hofes und der Orthodoxen, die Grünen die Uebelgesinnten und Arrianer oder andere Ketzer. Jene verübten im Vertrauen auf des Hofes Gunst die schreiendsten Gewaltthätigkeiten in der Hauptstadt, und kränkten die Grünen auf alle Weise. Als nun i. J. 532 im Jan. Justinian das Fest seiner Thronbesteigung mit großen Spielen in der Rennbahn feierte, ergriff die grüne Bande die Gelegenheit, ihn laut um Beistand gegen die Feindseligkeiten der Blauen anzurufen. Mit unbesonnenem Machtspruch hieß der Kaiser sie schweigen, und schalt sie Lästerer, Juden, Samariter und Manichäer *). Diese Ungerechtigkeit erbitterte sie; sie schimpften ihn wieder einen Esel, einen Tyrannen, einen Mörder und Meineidigen. Das war den Blauen genug, um über ihre Erzfeinde, die Grünen, herzufallen, und ein allgemeines Blutbad in den Straßen anzurichten. Zwar griff die Justiz zu, und ließ einige der Hauptanführer sowohl von den Blauen als von den Grünen hinrichten, allein das machte auch die Blauen stutzig, und darüber vereinigten sich beide Banden gegen die Regierung. Wer sich ihnen widersetzte, ward

*) Eine Ketzerparten, die ihren Namen von einem persischen Arzte Manes führte, der die magische Lehre von dem guten und bösen Urwesen in das Christenthum verflochten hatte.

niedergehauen. Fünf Tage währte das Morden; die vornehmsten Männer verloren das Leben, ihre Häuser wurden angezündet, und ein großer Theil der Stadt ging in Flammen auf. Die Straßen sahen einem Schlachtfelde gleich. Schon riefen die Grünen einen gewissen Hypatius zum Kaiser aus, und Justinian war auf dem Puncte, heimlich zu entfliehen; als noch die Geistesgegenwart der Kaiserin ihn rettete. Man gewann durch List die Blauen, zog sie von der Vereinigung mit den Grünen ab, und nun marschirte plötzlich der Feldherr Belisarius, ein entschlossener Mann, mit 3000 Veteranen in den Straßen auf, fiel über die in die Rennbahn zusammengedrängten Grünen her, und hieb 30,000 derselben nieder. Hypatius und sein Bruder nebst 18 Senatoren starben durch des Scharfrichters Hand. So ward die Ruhe auf eine Zeitlang hergestellt.

11.

Das Vandalenreich zerstört.

(533.)

Justinian hatte mit dem großen persischen Reiche, seinem Gränznachbar im Osten, schon 5 Jahre lang einen kostspieligen und beschwerlichen

Krieg geführt, als es 532 seinen Unterhändlern gelang, mit dem neuen Großherrn Chosroes I. (531—579), in den morgenländischen Mährchen unter dem Namen Nuschirwan berühmt, einen Frieden zu schließen, oder vielmehr mit dritte-halb Millionen Thaler schimpflich zu erkaufen. Die in Asien verlorne Ehre wollte er in den beiden andern Welttheilen wieder erobern, und zwar warf er zuerst auf Afrika sein Auge, welches noch immer im Besitz der Vandalen war, doch nicht jener tapfern, abgehärteten Vandalen, die einst unter Geiserich Rom erobert hatten, sondern eines verweichlichten, in alle Lüste der Besiegten versunkenen Volks, das eben so wenig Anhänglichkeit an seinen Königen hatte, als es von den Eingebornen (den Mauren) geliebt ward. Eben jetzt bewohnte den Königspallast zu Karthago ein Usurpator, Namens Gelimer (-), der den rechtmäßigen König Hilderich, einen alten schwachen Mann, vom Throne ins Gefängniß geworfen, und nach einer scythischen Barbarensitte dessen Neffen geblendet hatte. Diese Umstände benutzend erhob sich Justinian, drang in mehreren Briefen an Gelimer auf die Wiedereinsetzung Hilderichs, und da dies nicht fruchtete, so trug er seinem wackern Feldherrn Belisarus den Krieg gegen Gelimer auf.

Belisarius, ein Thracier von dunkler Herkunft, war der innern Kraft nach unbezweifelt

der erste Mann seiner Zeit. Im Perserkriege hatte er zuerst sein militärisches Talent entwikkelt; sein ferneres Emporsteigen hatte seine Gattin Antonina, eine Freundin der Kaiserin Theodora, bewirkt. Sein Schreiber, Procopius, der uns seine Geschichte hinterlassen hat, rühmt seine Rechtlichkeit, Mäßigkeit und Milde, die aus seinem edlen, schönen Gesicht, so wie die Tapferkeit aus seinem großen und starken Körper hervorgeleuchtet habe. Was er uns von des Feldherrn übergroßer Nachsicht gegen sein herrschsüchtiges und verbuhltes Weib erzählt, die ihn auf allen Feldzügen begleitete, zeigt, wie sehr schon damals auch der Kredit des wichtigsten Mannes auf Weibergunst und Hofränke gestützt werden mußte.

Nur mit 10,000 Fußsoldaten und 5000 Reitern, unter denen 400 Heruler unter der Anführung des tapfern Pharas und 600 Hunnen waren, schiffte sich Belisarius im Sommer 533 im Hafen von Constantinopel ein. Der Patriarch sprach seinen Segen über das Heer, und alle Katholiken wünschten der Unternehmung Glück, denn sie war ja gegen arrianische Ketzer gerichtet. Die Flotte, 600 Schiffe, von cilicischen, ägyptischen und ionischen Schiffern geleitet, landete glücklich an der afrikanischen Küste. Belisarius, mit unumschränkter Vollmacht versehen, richtete seinen Marsch über Leptis und

Adrumetum gerade auf Karthago zu, und befreundete sich überall die Eingebornen durch die strengste Mannszucht. Gelimer kam ihm zwar entgegen, aber seine Truppen wurden bald zerstreut, und ihm blieb nichts übrig, als schnelle Flucht nach den numidischen Wüsten. Karthago stand nun dem Sieger offen; er ließ seine Flotte in den dortigen Hafen rücken, und zog mit kriegerischem Spiel in die Stadt ein. Keine Plünderung, nach der wilden Sitte der Zeit, ängstigte die Einwohner; in geschlossenen Gliedern zogen die neuen Beherrscher durch die Straßen, und Belisarius gab in Gelimers Pallast seinen Officieren ein fröhliches Gastmahl.

Seine erste Sorge war nun, die Hauptstadt schnell zu befestigen; seine zweite, gegen den Rest von Vandalen auszuziehen, den Gelimer und sein Bruder aus den entfernten Gegenden des Reichs zusammengebracht hatten. Eine Schlacht in den Gefilden von Bulia oder Tricamaro rieb fast das ganze Vandalenheer auf; und Belisarius kehrte triumphirend nach Karthago zurück, und sandte einzelne Schaaren aus, die entfernten Städte zu unterwerfen. Sardinien, Korsika, die balearischen Inseln und in Afrika die Küstenstädte bis Ceuta hin, ergaben sich willig den griechischen Officieren. Gegen den entflohenen König, der sich in einem numidischen Bergschlosse verrammelt hatte, ward der Heruler Pharas ge-

gesandt. Diesem ergab er sich zuletzt, vom Hunger gezwungen. Belisarius empfing ihn in einer Vorstadt Karthago's, und schrieb dem Kaiser, er habe in drey Monaten die Eroberung Afrika's vollendet.

Er blieb hierauf noch ein Jahr in Karthago, um die Einrichtung der neuen römischen Provinz zu besorgen. Denn der rechtmäßige Throneigenthümer Hilderich war, zur geheimen Freude des Kaisers, schon vor Gelimers Flucht von Gelimer ermordet worden. Karthago erhielt demnach einen römischen Statthalter (praefectus praetorio), oder wie man ihn jetzt nannte, einen Exarchen. Ceuta wurde befestigt, und überall der Arrianismus ausgerottet.

Im Herbste 534 kehrte Belisarius, ein dritter Scipio, nach Konstantinopel zurück; wo ihm der dankbare Kaiser einen Triumph bewilligte, eine Ehre, die sich seit Tiberius die Kaiser nur allein vorbehalten hatten. Doch ging er in demselben bescheiden zu Fuße einher, und fiel, als er vor der kaiserlichen Loge vorbey kam, nach der jetzt eingeführten morgenländischen Sitte, auf sein Angesicht nieder. Dasselbe that Gelimer, der im Purpur nebst allen seinen Verwandten hinter ihm her ging. Dieser vom Schicksal so tief gebeugte Herrscher erhielt vom Kaiser die Würde eines römischen Patriciers und ansehn-

liche Güter in Galatien. Hilderichs Töchter wurden im Kaiserpallaste anständig erzogen.

12.

Italien wiedererobert.

(536 — 540.)

So leicht war ein großes Reich zertrümmert worden, weil es nicht aus der innern Kraft und Neigung des Volks hervorgegangen, sondern von fremden Gewalthabern ohne Weisheit und Liebe zusammengehalten worden. Ein so rascher und glänzender Erfolg reizte den unternehmenden Justinian, mit dem ostgothischen Reich in Italien dasselbe zu versuchen. Seit Theoderichs Tode verfiel die Eintracht und das Ansehen der Gothen merklich. Theoderichs Tochter Amalasuntha war ihrem schwierigen Posten nicht gewachsen. Dennoch wollte sie gern die Regierung behalten, als selbst ihr Sohn Athalarich gestorben war (534). Sie nahm zu dem Ende einen Vetter, Theodahat, zum Mitregenten an. Aber der treulose Vetter entfernte sie bald ganz von Ravenna, und ließ sie zuletzt gar im Bade erdrosseln.

Günstige Umstände für einen Kaiser, der Italien wieder zu erobern brannte. Den Mord der Königin zu rächen, wie es hieß, ward Belisarius mit 7000 Mann Isauriern, Hunnen und Mauren auf einer Flotte nach Italien gesandt (535). Er eroberte zuerst das schwach besetzte Sicilien, und hielt am letzten Tage des Jahres seinen Einzug in Syrakus. Ganz Italien gerieth in ängstliche Bewegung. Theodahat war nicht der Mann für einen so gefährlichen Zeitpunct. Er betrug sich zaghaft und unentschlossen, und die Häupter der Gothen, längst mit ihm unzufrieden, erklärten ihn der Regierung unfähig, setzten einen tapfern Mann aus ihrer Mitte, Namens Vitiges (˘) auf einen Schild, und riefen ihn zum König aus. Theodahat ward auf der Flucht erschlagen (536).

Der neue König Vitiges suchte sich vergeblich mit dem Kaiser zu vergleichen. Dafür deckte er sich wenigstens von oben her durch ein Bündniß mit den Franken, denen er die Besitzungen Theoderichs im südlichen Frankreich abtrat. Hierauf erwartete er den Feind in Ravenna, in Rom legte er 4000 Gothen unter der Anführung des tapfern Leuderis. Der Papst Sylverius mußte ihm Treue schwören, und die vornehmsten Senatoren wurden als Geiseln nach Ravenna genommen.

Beinahe ein Jahr lang hatten indeß die Gothen

then noch Ruhe. Belisarius mußte im Frühling 536, statt nach Italien, nach Karthago übersezzen, um einen Aufruhr der Mauren zu stillen, denen das Joch des kaiserlichen Exarchen Salomon, eines Verschnittenen *), und seiner unbesoldeten Truppen schon unerträglicher als das vandalische geworden war. Nach glücklicher Beilegung dieser Unruhen kehrte er erst im Herbste 536 nach Sicilien zurück, und sezte von da sogleich nach Rhegium über. Die Städte Unteritaliens ließen ihn ohne Schwerdtstreich ein, nur Neapel ward mit Sturm erobert, und eben deswegen geplündert, andern Widerstrebern zur Warnung. Darauf rückte er vor Rom, und gewann auch diese Stadt, durch Einverständniß mit den Katholiken, ohne Blutvergießen. Am 9. Dec. 536 hielt er seinen Einzug in dieselbe, und sandte die Schlüssel der Stadt sammt dem gefangenen Leuderis dem Kaiser nach Constantinopel. Die 4000 Gothen zogen sich nach Ravenna zurück.

*) Auch diese morgenländische Sitte war längst an dem Kaiserhofe in Konstantinopel eingeführt. Aber daß man diesen Unglücklichen sogar Heere anvertraute, geschah zuerst unter dieser Regierung. Und merkwürdig ist, daß dieser Salomon, so wie der weiter unten vorkommende Narses und ein gewisser Scholastikus, der gegen die Slaven geschickt ward, wirklich große Feldherren gewesen sind.

Vitiges bereute zu spät seinen Fehler, und suchte ihn wieder gut zu machen, indem er Rom sogleich belagerte (März 537). Allein da er keine Flotte hatte, und eine Stadt von solchem Umfange nicht ganz eingeschlossen werden konnte, so ward es dem immer thätigen Belisarius möglich, mit 5000 Mann einer fast 30mal stärkern Macht länger als ein Jahr zu widerstehen. Hier entwickelte der treffliche Mann seinen ganzen Feldherrngeist. Er that unaufhörliche, glückliche Ausfälle auf die Gothen, gesellte den Schildwachen sogar Hunde bey, schoß wohl selbst von der Mauer herunter, und gab zuerst die Erfindung der Schiffmühlen auf der Tiber an, da die bisherigen Wassermühlen in der Stadt durch die Zerstörung der Wasserleitungen unbrauchbar geworden waren. Gegen Verräther verfuhr er mit abschreckender Strenge. Selbst der Papst Sylverius, der in den Verdacht eines geheimen Verständnisses mit den Gothen gekommen war, mußte von der herrischen Gemahlin des Feldherrn eine demüthigende Strafrede anhören, in ihrer Gegenwart seinen päpstlichen Schmuck ablegen, und in eine ferne Verbannung gehen, die Geistlichkeit in Rom aber mußte sich auf kaiserlichen Befehl ein anderes Oberhaupt wählen, oder wie der lästerzüngige Procop will, der Bischof Vigilius erkaufte sich den päpstlichen Purpur von der

habsüchtigen Antonina für ein Geschenk von 200 Pfunden Goldes.

Vitiges versuchte alle Wege gütlicher Unterhandlung, aber fruchtlos. Er wollte Sicilien und Unteritalien abtreten. Doch Belisarius bestand auf ganz Italien. Vitiges setzte darauf die Belagerung Roms fort, bis ihn endlich die Nachricht von einer griechischen Streifpartey in seinem Rücken, die schon Rimini belagere, nach einem Jahre und 9 Tagen verlorener Mühe zwang, die Belagerung aufzuheben und seine Hauptstadt Ravenna zu decken (März, 538).

Während der Belagerung Roms hatte Belisarius auf heimliches Anstiften des katholischen Bischofs Datius von Mailand 1000 Mann zur See nach Ligurien gesendet, denen sich Mailand, Como, Bergamo, Novara und andere Städte dieses Landes freiwillig ergeben hatten. Sie wieder hinaus zu schlagen, kamen jetzt den bedrängten Gothen 10,000 Burgunder zu Hülfe, die sogleich das schöne, große und feste Mailand belagerten.

Belisarius brach dagegen am Ende des Jun. 538 von Rom auf, und rückte vor Rimini. Er hatte unzähligemal den Kaiser um Nachhülfe gebeten. Jetzt landeten wirklich 5000 Mann, und unter diesen 2000 Heruler im Picenum, aber leider unter der Anführung des Verschnittenen Narses, den Justinian aus Mißtrauen gegen

Belisar mit gleicher Vollmacht versehen hatte, und dessen Feldherrnneid einen bösen Zwiespalt erregte. Darüber konnte man dem fast ausgehungerten Mailand nicht zu Hülfe kommen, welches nun zu Anfang des Jahres 539 den Burgundern die Thore öffnete, und ein schreckliches Schicksal erfuhr. Die Barbaren hieben alle männliche Einwohner, angeblich 300,000 an der Zahl, nieder, schleppten die Weiber als Sklavinnen fort, und schleiften diese nächst Rom größte Stadt Italiens bis auf den Grund.

In demselben Jahre kam noch ein anderes nicht geringeres Schrecken über das unglückliche Italien. Theudebert, König von Austrasien (Ostfranken) wollte auch die Gelegenheit benuzzen, sich eine Beute zu holen und seine Krieger zu üben. Gothen und Griechen standen erwartend, wem von beiden er zum Beistande gekommen seyn möchte, und ließen ihn ruhig über den Po ziehen. Aber auf einmal behandelte er beide feindlich, zerstörte Genua und andere Städte, plünderte ganz Oberitalien aus, und kehrte zulezt, vom Hunger besiegt, über die Alpen zurück.

Belisarius, obwohl so lästig bezwängt, hatte doch unterdessen noch Urbino erobert, und belagerte Fäsulä (-), Orvieto und Auximum. Auf sein dringendes Bitten ward endlich auch sein Aufseher Narses zurückgerufen. Dagegen gelang

dem Vitiges ein anderer Versuch. Er bewegte nämlich durch eine Gesandtschaft den König Chosroes von Persien zum Friedensbruch mit dem Kaiser, und unterhandelte dann mit Justinian selbst, ohne Belisars Vorwissen. Als nun Belisar vor Ravenna rückte, um dem Kriege ein Ende zu machen, kamen Gesandte mit Friedensbedingungen aus Constantinopel an. Belisar rasete, als er es erfuhr; er stellte vor, dem Kaiser müsse übel gerathen worden seyn, man sey ja nahe daran, ganz Italien zu besitzen. Die Verhandlungen gingen demnach wieder zurück, und die Belagerung Ravenna's ward fortgesetzt.

Die Gothen, an Rettung verzweifelnd und auch dem Vitiges nicht mehr vertrauend, verfielen jetzt auf einen seltsamen Entschluß. Sie versprachen heimlich dem Belisarius, ihn zum König von Italien anzuerkennen, wenn er sich mit seinen Truppen zu ihnen schlagen und seinem Kaiser untreu werden wolle. Welche Versuchung! Der große Mann widerstand ihr muthig, heuchelte aber listig Untreue, und ward nun ohne Schwerdtstreich in das ausgehungerte Ravenna eingelassen (Jan. 540). „Als ich, sagt Procopius, das römische Heer in die Stadt einziehen sah, wurde mir der Gedanke recht lebhaft, daß doch nicht Kraft, nicht Menge der Menschen über die Begebenheiten entscheide, sondern daß ein höherer Lenker die Ausgänge herbeiführe.

Denn die Gothen waren an Zahl und Körperkraft ihren Ueberwindern weit überlegen, auch spien ihnen ihre eigenen Weiber ins Gesicht, und die Sieger zeigten mit Fingern auf die Entehrten."

Vergeblich erwarteten die Gothen jetzt Belisars Abfall. Er blieb seinem Kaiser treu, beruhigte die Stadt, und gab dem Vitiges eine anständige Wache in seinem Schlosse. Schon wollte er noch den letzten Rest der Gothen aus Oberitalien vertreiben, als der mißtrauische Kaiser ihn schnell zurückberief. Mit Unwillen, doch gehorsam, schiffte er sich mit dem gefangenen Könige und den vornehmsten Gothen, auch mit dem königlichen Schatze in Ravenna ein, und warf sich demuthsvoll dem Kaiser zu Füßen (540). Einen Triumph erhielt er diesmal nicht, den ausgenommen, den kein Neid ihm rauben konnte, die laute Bewunderung des Volks auf den Gassen, so oft er sich sehen ließ. Vitiges wurde eben so anständig wie Gelimer behandelt. Er erhielt die Senatoren und Patricierwürde, starb aber schon 2 Jahre nachher in Constantinopel.

13.

Das Reich der Ostgothen zerstört.

(541 — 554.)

Bey allem Glanze der Regierung Justinians I. empfing doch das große, noch immer römisch sich nennende Kaiserreich unter ihm sehr empfindliche Stöße. Von Osten her fielen die Perser ein, die Belisar mit Mühe zurücktrieb; nordwärts über die Donau brachen troß den vielen Festungen, Bulgaren, Avaren, Longobarden, Gepiden, Slaven und Anten herein, zerstörten eine Menge Schlösser und Städte, streiften bis an die Thore von Constantinopel, führten Menschen und Vieh weg, und verübten an denen, die sich widersetzten, barbarische Grausamkeiten. Das Spießen auf spitzige Pfähle, das Riemenschneiden aus der Haut lebendiger Menschen, das Füttern der Hunde mit neugebornen Kindern rc. kommt in der Geschichte dieser Völker als etwas gewöhnliches vor. Nach Procops unsichern Behauptungen sollen diese Einbrüche dem Reiche jährlich gegen 200,000 Menschen gekostet haben. Erstaunenswürdig ist es allerdings, daß die Bulgaren ungestraft durch die Pässe von Thermopylä bis nach Korinth vordringen, ja sogar Angesichts der Hauptstadt über den Hellespont setzen, und mit asiatischer Beute beladen

in ihre Heimath zurückkehren durften. In Afrika brachen gleichfalls immer neue Empörungen unter den Eingebornen aus, zu denen sich oft noch die schlechtbesoldeten Soldaten des Exarchen gesellten; sogar daß der tapfere Salomon einmal nach Sicilien flüchten mußte, und nachher in einem Treffen gegen die Mauren umkam. Die sonst so blühende Küste von Afrika verödete ganz unter so langem Kriegselend.

Auch der Muth der tapfern Ostgothen in Italien wuchs nach Belisars Entfernung wieder. Justinus, ein Verwandter des Kaisers, sollte den Krieg gegen sie fortsetzen, aber der Kaiser konnte ihn nicht unterstützen. Auch hier machten sich daher die nicht besoldeten Truppen durch ihre Erpressungen den Einwohnern bald unerträglich. Dies gab den Gothen Hoffnung. Sie räumten den schlecht befundenen Nachfolger des Vitiges, Ildebad, rasch wieder aus dem Wege (541), riefen einmüthig ihren Besten, den jungen Totilas, auf dem Schilde zum König aus, und versuchten von Pavia aus, das ihnen noch gehörte, die Wiedereroberung Italiens.

Die armen, zwischen unaufhörlichem Wechsel schwankenden Bewohner dieses verheerten Landes waren jetzt in der That mehr den Gothen als den ausgelassenen Kaiserlichen geneigt, seitdem sie die strenge Enthaltsamkeit und Gerechtigkeitsliebe des edlen Totilas näher kennen lern-

ten. Ehrfurchtsvoll hörten sie aus seinem Munde Grundsätze wie diese, daß Sittenlosigkeit und Untergang unzertrennlich, und der Sieg immer nur die Frucht der Aufrichtigkeit, der Eintracht und des Ordnungsgeistes sey. Mit dem kleinen Reste seiner Landsleute eroberte dieser Held in kurzer Zeit die oberen Städte wieder, zog dann mit Uebergehung der größeren, Ravenna, Florenz und Rom, nach Unteritalien, und vertrieb dort allenthalben die Kaiserlichen, selbst aus Neapel. Innerhalb zweier Jahre war ganz Italien bis auf jene drey Hauptstädte wieder sein.

Wie nöthig auch Belisarius gegen die Perser gebraucht ward, so schickte ihn Justinian doch noch einmal nach Italien, um wo möglich diese wichtige Provinz wieder zu gewinnen. Er kam im Frühjahr 544 zu Ravenna an, aber ohne Geld und ohne hinreichende Mannschaft. Desto härter mußten die armen Einwohner ausgepreßt werden. Ein schauerlicher Anblick in der That, zwey große Feldherren in den elendesten Umständen um den Besitz eines fast verödeten Landes kämpfen zu sehen. Zwey Jahre lang lagen sie fast ganz unthätig. Vergebens schrieb Belisarius die kläglichsten Bittbriefe nach Konstantinopel. Totilas warf sich endlich auf Rom, und belagerte es. Drinnen lagen 4000 Kaiserliche unter einem General, Namens Bessas,

dessen niedriger Geiz die Bürger fast erschöpfte. Belisar, zum Entsatz zu schwach, nahm wenigstens eine feste Stellung an der Mündung der Tiber. Lange hielt sich die Stadt, obgleich die ärmeren Bewohner schon Katzen, Mäuse, Gras und Nesseln aßen; endlich verriethen vier isaurische Schildwachen, mit Bessas unzufrieden, den Gothen eine schwache Stelle, wo in der Nacht zum 17. Dec. 546 das ganze Heer überstieg und in die Stadt drang. Totilas, eine Hinterlist fürchtend, blieb mit seinem Heere in geschlossenen Gliedern bis zum Anbruch des Tages in den Straßen stehen, allein da die Besatzung die Flucht ergriff, ging er ruhig in die Peterskirche, als ein guter Christ sein Dankgebet zu verrichten, indeß seine Gothen die Häuser plünderten, um sich für ihre lange Noth ein wenig bezahlt zu machen.

Totilas konnte indessen in der eroberten Stadt auch nicht lange bleiben, da eine Streifparten seine Gegenwart in Apulien sehr nöthig machte. Was sollte er aber jetzt mit Rom machen, zu dessen Besetzung es ihm durchaus an Mannschaft fehlte? Es vertilgen? das herrliche Rom? Die Kriegskunst erforderte es, wie Belisarius selber einsah, allein selbst dieser legte eine schriftliche Fürbitte für die Menge der ehrwürdigen Denkmäler des Alterthums ein. So ließ denn Totilas die Gebäude stehen, aber die

Mauern und Festüngswerke wurden eingerissen, und Rom zu einem offenen Orte gemacht. Dann verließ er es, um sein Heer in Apulien ein wenig zu erquicken.

Sogleich rückte nun Belisarius mit 1000 Mann hinein, ließ in größter Geschwindigkeit die Mauern wieder herstellen, und sandte dem Kaiser zum zweiten Male die Schlüssel der Stadt. Totilas, bestürzt, kehrt nach 25 Tagen wieder zurück, und bereut seine Schonung. Zwey Jahre darauf dauert der kleine Krieg in Unteritalien noch fort. Belisarius führt ihn verdrossen, weil der Kaiser ihm durchaus keine Hülfe schickt, und bittet endlich nach 5 Jahren unrühmlicher Qual um seine Zurückberufung (549, Anf.). Der Kaiser machte ihn hierauf zum Praefectus praetorio Orientis und zum Obersten der Leibwache. Er that in der Folge noch einen Feldzug gegen die Hunnen, und starb 565, 13. März, zwar nach mancher Kränkung, aber doch nicht so unglücklich als spätere Romanenschreiber erdichtet haben. Seine Wittwe Antonina baute zur Tilgung ihrer Sünden noch ein Kloster.

Nach seinem Abgange fiel Rom abermals in Totilas Hände (549), der es auch diesmal mit edler Schonung behandelte, die entflohenen Bürger zurückrief, und ihnen zur Erholung die lange ausgesetzten Rennspiele wieder erneuerte, in denen er selbst geübt war. Er war jetzt auch

im Besitz einer Flotte, durch die er Rom mit Korn versorgte, Rhegium, Tarent, Sicilien, Sardinien und Korsika zum Gehorsam zurückbracht' und brandschaßte, ja sogar über das ionische Meer setzte, und die griechischen Küsten heimsuchte. Dabey trug er dem Kaiser unaufhörlich Frieden an, und gelobte willig mit seinen Gothen in dessen Dienste zu treten, wenn ihm nur ein Theil Italiens gelassen würde. Aber Justinian wollte nichts davon hören.

Einige Jahre ward der Krieg aus Mangel an Kräften träge geführt, aber 552 gewann er neues Leben, als der schon erwähnte Narses, des Kaisers Liebling und bisheriger Schaßmeister mit einem auserlesenen Heer von Longobarden, Hunnen, Herulern und sogar Persern den Marsch zu Lande nach Italien antrat. Er hatte eine volle Kasse und unumschränkte Vollmacht, und war auch außerdem der Mann dazu, das Werk eines Belisarius rühmlich fortzusetzen. In seinem kleinen, schwächlichen Körper wohnte eine Heldenkraft, die früher zu glänzen verdient hätte, und in seinem Blick lag ein Ernst, der kein Lächeln über seine Mängel aufkommen ließ *). Er wünschte den langen Streit durch

*) Fulkaris, ein Heruler, den er 553 gegen die Franken hinaufschickte, ward bey Parma von diesen überfallen, wollte aber durchaus nicht mit den übrigen entfliehen,

eine Schlacht zu entscheiden, und rückte dem Totilas, der mit 6000 Gothen von Rom herauf kam, ins Toskanische entgegen. Bey Tagina geschah die fürchterliche Schlacht, im Jul. 552. Totilas focht wie ein Leonidas gegen die weit überlegene Anzahl, und starb an seinen Wunden in Capraja. Narses schickte dessen reichbesetzten Hut und den blutigen Waffenrock als Siegeszeichen nach Konstantinopel, ging dann auf Rom los, das er leicht gewann, und sandte dem Kaiser zum dritten Male die Schlüssel. Diese fünfte Eroberung Roms war die letzte in dem sogenannt gothischen Kriege, und die arme Stadt hatte nun endlich auf einige Jahre Ruhe. Die Senatorenfamilien waren durch Wegführungen und Ermordungen so zusammengeschmolzen, daß um diese Zeit der römische Senat, dies alte ehrwürdige Institut, nach einer Dauer von 13 Jahrhunderten auch selbst dem Namen nach einging.

Noch waren einige tausend Gothen in den Städten übrig. Diese sammelten sich noch einmal jenseit des Po, und wählten den Tejas, abermals ihren Besten, zum König. Ihr Schatz lag noch in Cuma, das Narses jetzt belagerte. Ihn zu retten zieht Tejas schnell von den Alpen

sondern rief bis auf den letzten Augenblick, der Tod sey nicht so schrecklich, als das zornige Gesicht des Narses.

zum Vesuv hinunter. Er überfällt den Narses am lactarischen Berge, die Reiter steigen von den Pferden, und das wüthendste Morden beginnt (März, 553). Tejas tritt mit Schild und Lanze an die Spitze der Seinen und ficht verzweifelnd wie der gemeinste Krieger. Er fällt, von einem Pfeil durchbohrt, als er eben den Schild wechseln will, in welchem 12 Wurfspieße hingen. Die Feinde tragen seinen abgehauenen Kopf auf einer Stange als Siegeszeichen herum. Aber die Gothen, dadurch nur mehr erbittert, wehren sich löwenmüthig noch den ganzen Tag, bleiben auch die Nacht noch in den Waffen, und erneuern am folgenden Morgen den verzweifelten Angriff. Endlich, von der langen Blutarbeit ermattet, lassen sie dem Narses sagen, sie sähen, daß der Himmel ihnen Italien nicht bescheret habe, doch seyen sie eher bereit zu sterben als sich gefangen zu geben; wenn ihnen aber verstattet würde, mit ihrer ganzen Habe frey abzuziehen, so wollten sie sich Wohnsitze außerhalb Italien suchen. Mit wahrer Achtung für so tapfere Männer bewilligte der kaiserliche Feldherr den Antrag, und so zogen sie ab.

In Pavia hatten sich unterdessen etwa 1000 ihrer Landsleute zusammengefunden, die sie ermunterten, doch noch nicht ganz zu verzweifeln, sondern nach fremder Hülfe umzuschauen. Sie fanden sie bey den Allemannen im heutigen

Schwaben. Zwey Herzoge dieses Volks, Leutharis und Bucelin, kamen mit einem Schwarme Franken und Allemannen über die Alpen her, übersetzten den Po, und nahmen Parma weg. Die Griechen zogen sich in die festen Städte zurück, und ließen sie vorüberschwärmen. So fluthete ihr wilder, verheerender Zug bis in die Spitze Calabriens hinunter. Was auf dem platten Lande Italiens noch zu rauben und zu zerstören übrig war, das raubten und verbrannten diese Barbaren, bis Mangel und Krankheiten, an denen selbst Leutharis starb, sie zum Rückzuge nöthigten. Hier lauerte ihnen Narses mit 18000 Mann auf. Es kam zur Schlacht in der Gegend von Capua. In dieser blieb auch noch Bucelin mit dem größten Theil der Seinen, und nur ein schwacher Rest der Entronnenen sah das Vaterland wieder (553).

Ein ganzes Jahr lang hielten sich hierauf noch die letzten Gothen in Conza, einem festen Orte. Endlich, 554, ergaben sich auch diese dem Narses auf ehrenvolle Bedingungen. Sie wurden nach Constantinopel geschickt; andere Haufen hatten sich jenseit der Alpen, in Rhätien und Noricum (Süddeutschland) niedergelassen. So ging nach 19jährigem Kampfe das ostgothische Reich in Italien, nicht unrühmlicher als einst Karthago, zu Grunde. Italien war nun wieder römische Provinz, und Ravenna ward der

Sitz des kaiserlichen Exarchen (Statthalters), der wieder seine Duces unter sich hatte. Die Einkünfte aus dem so fürchterlich mitgenommenen Lande können wohl nicht groß gewesen seyn, denn Ackerbau, Gewerbe und Handel lagen ganz vernichtet, und wenn von Procops Angabe, daß schon im 4ten Jahre des Krieges, selbst unter Belisars strenger Mannszucht, in der einzigen Landschaft Picenum 50,000 Landleute Hungers gestorben, auch nur ein Hunderttheil wahr ist, welch einen schrecklichen Schluß dürfen wir dann nicht erst auf die Zahl der Verhungerten in ganz Italien am Schlusse des 19ten Kriegsjahrs machen!

14.

Noch einige Begebenheiten unter Justinian I.

Außer den ewigen Kriegen unter Justinians Regierung dauerten im Innern auch noch die Religionsstreitigkeiten unaufhörlich fort. Der Eifer der christlichen Glaubenslehrer besiegte endlich auch noch den letzten Rest der heidnischen Alterthumsweisheit, indem er schon 529 ein kaiserliches Edict bewirkte, kraft dessen den Philosophen

sophen und Rhetoren zu Athen ein ewiges Stillschweigen aufgelegt ward. So gingen die lange besuchten Schulen dieser berühmten Stadt endlich ein, die so manchen trefflichen Lehrer gezogen, und von so manchem wissenschaftliebenden Kaiser so hoch geehrt worden waren. Die Antonine z. B. hatten die Lehrer, jeden mit 10,000 Drachmen (2000 Thlr.) besoldet, und Hadrian hatte eine öffentliche Bibliothek in Athen angelegt. Die sieben letzten Lehrer, unter ihnen der in seinen Schriften noch lebende Simplicius, wanderten nach Persien aus, kehrten aber vom Hofe des berühmten Chosroes eben so unbefriedigt als von dem des christlichen Kaisers zurück.

Eben so merkwürdig als diese Aufhebung der Schulen in Athen ist die 23 Jahre später erfolgte Aufhebung des Senats in Rom, von der schon oben geredet ist. So erlosch der alte Ruhm der beiden berühmtesten Städte der Vorwelt fast zu gleicher Zeit. Das Consulat war schon früher, wegen der Kostspieligkeit, eingegangen. Der letzte Privatmann, der es bekleidet, hieß Basilius, 541. Seit dem Abgang dieser Magistrate und seit der Verlegung der Residenz nach Ravenna maßten sich die Päpste allmälig in Rom die erste Gewalt an, und dies hat ganz vorzüglich die Gelegenheit zu ihren nachmaligen Ermächtigungen (Usurpationen) gegeben.

Die Zeitrechnung, die bisher nach den Con-

suln geführt worden war, richtete sich jetzt nach den Regierungsjahren der Kaiser, bis im 8ten Jahrh. die gegenwärtige herrschend ward.

Theodora war schon 548, 11. Jun. gestorben. Sie erlebte den Schimpf nicht mehr, daß ihr Gemahl den Persern und fast allen nordwärts wohnenden Barbaren den Frieden mit einem jährlichen Tribut abkaufen mußte, der dem schon so lockeren Kaiserstaate alle Würde *) und alle innere Kräfte raubte, und die Unterthanen selbst noch in des Kaisers letzten Lebensjahren unzufrieden und aufrührisch gegen ihn machte. Eine Verschwörung gegen ihn, nach deren Entdeckung einer der Gefolterten in der Angst auch auf Belisarn aussagte, brachte diesen um seinen Kaiser so hoch verdienten Mann un-

*) Nach 20jährigem Kriege wurde 561 mit den Persern ein 50jähriger Friede auf die Bedingung geschlossen, daß der Kaiser einen jährlichen Tribut von 30,000 Goldstücken zahlen sollte. Als die Römer auf dem Congreß bemerkten, die Perser spannten ihre Forderungen deßhalb so hoch, weil die Eroberung von Antiochien sie übermüthig gemacht habe, antwortete der persische Wortführer: „Der König der Könige und Herr der Menschheit (Chosroes) blickt auf solche unbedeutende Erwerbschaften mit Verachtung herab, und von zehn Nationen, die sein unwiderstehlicher Arm besiegt hat, achtet er die Römer als die am wenigsten furchtbare.

schuldig in Verhaft (Dec. 563), aus dem er erst im Jul. 564 wieder befreiet ward. Das Jahr darauf starb er, und 8 Monate nach ihm auch Justinian, 14. Nov. 565, in einem Alter von 83 Jahren.

15.

Die Longobarden.

(568.)

Narses war der erste Exarch zu Ravenna, und stand der Verwaltung Italiens mit Einsicht und Strenge über 15 Jahre lang vor. Doch mußte er unter der folgenden Regierung seine Stelle niederlegen, worauf er bald nachher zu Rom gestorben ist. Einige erzählen, die Kaiserin Sophia, Justins II. Gemahlin, habe spöttisch gesagt, er könne nun wieder zu seinem eigentlichen Beruf in die Weiberstuben zurückkehren, ja einer spricht sogar von einem ihm übersandten Spinnrocken, worauf er gesagt haben soll, er wolle ihr einen Faden spinnen, an dem der Kaiser etwas abzuwickeln bekommen solle. Und nun habe er die Longobarden nach Italien eingeladen.

Dies kriegerische Volk hatte sich seit einem

Jahrhundert aus Norddeutschland zu den Gepiden und Avaren in dem großen Ungerlande eingedrängt, und dem Narses auch schon einmal bey seiner Bezwingung der Ostgothen Hülfe geleistet. Jetzt hatten sie in dem jungen Alboin, dessen Name noch lange nachher in deutschen Volksliedern geglänzt hat, einen König bekommen, in dem der kühne Muth eines Attila oder Chlodwig wohnte. Er machte ein Bündniß mit den Avaren, einer hunnischen Völkerschaft, ging mit ihnen vereint auf die Gepiden los, und vernichtete dies Volk dergestalt, daß seitdem der Name desselben aus der Geschichte verschwindet. Die Tochter des erschlagenen Gepidenkönigs Kühnemund, die schöne Rosemunde, nahm er zum Weibe, und den Schädel desselben, nach alter Germanensitte, zum Trinkgeschirr.

Die Avaren wurden jetzt das Hauptvolk in Ungarn, und beruhigten durch ihre Räuberzüge bald das schwache Kaiserreich, bald die kräftiger widerstehenden Franken. Alboin aber wandte den Blick nach Italien. An seine Longobarden schloß sich noch ein Haufe Avaren, Gepiden und Slaven an, ja es wird sogar einer Schaar Sachsen erwähnt, die nachher durch Gallien wieder zurückgegangen seyn sollen. Im J. 568 überstieg er die julischen Alpen, und eroberte die Städte Oberitaliens mit leichter Mühe. Das kaum wieder aufgebaute Mailand ward nun 570 abermals

geplündert. Pavia (-) widerstand drey Jahre. Der wilde Eroberer schwur, wenn er hinein komme, keines Geschlechts noch Alters zu schonen. Aber er nahm sein Wort zurück, als beim Einzuge sein Pferd niederfiel, woraus die Priester schnell ein Gotteszeichen machten. Während der Belagerung waren andere seiner Schaaren über den Po gegangen, und hatten sich der schwächern Städte längs den Apenninen bemächtigt. Nach germanischer Sitte theilte der König das Eroberte in kleinere Dukate oder Herzogthümer, die er den Tapfersten zu Lehn gab, und dies ist der Ursprung der vielen kleinen Herzogthümer in Italien.

Der damalige Statthalter in Ravenna, Longinus, war viel zu schwach, um einem solchen Feinde widerstehen, und sein Kaiser, Justin II., viel zu sehr mit Persern, Avaren und Slaven beschäftigt, um an Italien denken zu können. Es blieb daher nichts übrig, als daß die großen Städte ihre Thore schlossen, die kleinen sie freiwillig öffneten. Alboins früher Tod war Ursach, daß der Eroberungsgeist der Longobarden so schnell erlosch. Der kühne Held ward 574 in seinem Schlafzimmer von seinem Schildträger Helmichis ermordet, auf Anstiften seiner Gemahlin Rosemunde, die er unter andern auf einem Schmause in der Trunkenheit aus ihres Vaters Schädel zu trinken gezwungen haben

soll. Der nach ihm erwählte König Klepho ward 18 Monate nachher gleichfalls umgebracht (576), und hierauf lebten die Longobarden ganzer 10 Jahre ohne König, weil den Großen, die sich nun gleich als Herzoge in die besetzten Städte theilten, die Ungebundenheit besser gefiel.

So sehen wir also Italien halb unter der Herrschaft des griechischen Kaisers, halb unter der der Longobarden. Von den letztern heißt noch heut zu Tage der obere Theil die Lombardey. Alboins und seiner Nachfolger Residenz war Pavia. Die ihnen unterworfenen Einwohner mußten den dritten Theil ihrer Erndten und übrigen Erwerbungen als Abgabe entrichten. Zum Exarchat von Ravenna gehörten die heutige Romagna, die Städte Ferrara und Comacchio und der Küstenstrich von Rimini bis Ancona. Die Dukate von Venedig, Rom und Neapel standen anfangs auch noch unter dem Exarchen, Neapel aber erhielt bald die Freiheit, sich seine eigenen Herzöge zu wählen. Sicilien, Sardinien und Corsika erkannten noch des Kaisers Oberherrschaft an.

Die Lombarden standen etwa mit den Franken auf einerley Stufe der Bildung. Sie waren Arrianer, bekamen erst um die Mitte des 7ten Jahrhunderts ein geschriebenes Gesetz, und erkannten Krieg und Jagd für die einzigen den freien Mann ehrenden Beschäftigun-

gen. Die Kunst, Stoßvögel zur Jagd abzurichten, machten sie zuerst im südlichen Europa bekannt. Ein romantischer Zug aus dem Charakter der Zeiten ist folgender. Der junge Autharis, der 584 zum König gewählt ward, suchte die Freundschaft Garibalds, Herzogs der Baiern, und warb unerkannt, als ob nur der Gesandte wäre, um die Hand seiner Tochter Theudelinde. Er erhielt das Versprechen, ging weg, und kam bald darauf als König wieder, die verwunderte Braut zu holen. Er tummelte sein Roß, hieb mit nervigtem Arm seine Streitaxt in einen Baum, und rief: „So sind die Hiebe eines Königs der Lombarden!"

Man hatte wieder eines Königs bedurft, weil Nachricht einlief, daß der neue Kaiser Mauritius (seit 582) auf die Wiedereroberung Italiens sinne, und zu dem Ende bereits ein Bündniß mit dem König der Ostfranken, Childebert, geschlossen habe. Es sind noch zwey Briefe übrig, die in dieser Sache zwischen beiden Fürsten gewechselt worden sind. Childebert nennt darin den Kaiser dominum gloriosum ac semper augustum, auch patrem. In des Kaisers Schreiben hingegen lautet der prahlerische Eingang folgendermaßen: In nomine Domini Dei nostri Jesu Christi, Imperator Caesar, Flavius Mauritius Tiberius, fidelis in Christo, Mansuetus, Maximus, Beneficus, Pacificus, Ala-

mannicus, Gothicus, Anticus, Alanicus, Vandalicus, Herulicus, Gepidicus, Africus, Pius, Felix, Inclytus, Victor ac Triumphator, ſemper Auguſtus — Childeberto, viro glorioſo, Regi Francorum. Im Briefe ſelbſt iſt die Anrede veſtra gloria und tua gloria, und der Schluß lautet: Divinitas te ſervet per multos annos, parens chriſtianiſſime atque amantiſſime.

Wirklich thaten die Franken fünf Feldzüge nach Italien, ſie liefen aber alle ſchlecht ab, weil es überall an Ernſt und gutem Einverſtändniß fehlte. Autharis ſtarb ſchon 590, zur Strafe, wie der Papſt Gregor I. behauptete, weil er die Longobardenkinder arrianiſch zu taufen befohlen, aber die Longobarden hielten ſeine Wittwe Theudelinde ſo werth, daß ſie ſich willig erklärten, denjenigen als König anzunehmen, den ſie zum Gemahl wählen würde. Sie entſchied ſich für Agilulf, Herzogen von Turin, welcher darauf im folgenden Jahre, 591, im May, zu Mailand auf der Verſammlung der ganzen Nation, zum König ausgerufen ward.

Dieſer Agilulf ſetzte den Krieg gegen den kaiſerlichen Exarchen muthig fort, und würde ſich gewiß auch Rom bald unterworfen haben, wenn nicht ein ſo kluger und gewichtvoller Mann als Gregor I. eben auf dem päpſtlichen Stuhl geſeſſen hätte. Dieſer thätige und gewandte Prieſter, deſſen noch vorhandene Briefe uns den be-

sten Aufschluß über die Ereignisse jener Zeiten geben, that mehr als der Kaiser und sein Exarch zur Beschützung Italiens. Er unterhielt einen vertrauteren Briefwechsel mit der sehr einflußreichen Königin Theudelinde *), der er zuweilen seine Schriften oder kleine Geschenke für ihre Kinder übersandte, und kaufte den Longobarden ihren Besuch mit einer schnell zusammengebrachten Geldsumme ab. Dennoch war der Kaiser Mauritius mit seinen Vorkehrungen nicht wohl zufrieden, zumal da der eifersüchtige Patriarch von Konstantinopel nichts unterließ, die Anmaßungen seines geistlichen Collegen im schwärzesten Lichte darzustellen.

*) Von ihr ist die majestätische St. Johanneskirche in Mailand erbauet, und die berühmte eiserne Krone dahin geschenkt worden, die nachher bey den Krönungen deutscher Kaiser in Italien, und auch noch kürzlich, gebraucht worden ist. Sie ist von Gold, ohne Zinken, und umschließt einen eisernen Ring, der aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet seyn sollte.

16.

Die Franken.

(558 — 613.)

Chlotar, der lezte von Chlodwigs Söhnen, hatte, wie wir oben gesehen, das große Reich seines Vaters seit 558 wieder allein beherrscht, aber nach seinem Tode, 561, ward es durch seine vier Söhne, Charibert, Guntram, Chilperich und Sigebert abermals in vier Theile zerstückelt. Unter diesen wird die, sehr unvollständig erhaltene Geschichte der Franken ein Chaos von Bruderkriegen und Gräuelthaten, bis endlich, nachdem Dolch, Gift und Schwerdt gebührend aufgeräumt haben, 622 das ganze Reich unter Chlotar II., Chilperichs Sohn, zum dritten Mal wieder vereinigt wird. Seitdem ist es nicht mehr so sehr zerrissen worden.

Es sind uns noch viele Briefe und Verhandlungen von fränkischen Königen, Königinnen und Bischöfen aus dieser Zeit übrig, aber in elendem Latein und in dem verworrensten, geistlosesten Styl geschrieben, lebendige Zeugen der Unkultur des Zeitalters. Die Schreiber der Könige waren meistens Bischöfe, allein der gelehrteste derselben, Gregorius von Tours, verräth durch seine uns gleichfalls noch übrigen An=

nalen, daß sein Wissen weit hinter seinem Glauben zurückgeblieben.

Zur Charakteristik des Zeitalters mögen hier die Erzählungen des eben genannten Bischofs von den beiden Königinnen Fredegunde und Brunehild stehen.

Sigebert in Austrasien und Chilperich in Soissons heyratheten zwey schöne und kluge Schwestern, Töchter des westgothischen Königs Athanagild. Sigebert blieb seiner Gemahlin Brunehild treu, aber Chilperich ergab sich einer gemeinen Frankin, Namens Fredegunde, und verachtete seine königliche Gemahlin Gallesvinth, die eines Morgens todt im Bette gefunden wurde. Aller Verdacht fiel auf Fredegunden, zumal da Fredegunde bald darauf selbst als Königin triumphirte.

Das legte den Grund zu einem tödtlichen Hasse zwischen Brunehilden und Fredegunden. Als nun 574 Charibert starb, fielen die übrigen drey Brüder über sein Land her. Chilperichs Große riefen den viel würdigern Sigebert im Lager bey Vitri auf dem Schilde zu ihrem König aus: da erschien Chilperichs Gemahlin Fredegunde mit erkauften Meuchelmördern, und ließ ihren Schwager Sigebert umbringen (575). Brunehild wurde mit ihren Kindern nach Paris gebracht, und streng bewacht. Aber hier fand sie in Fredegundens Stiefsohn, Meroveus, einen

unerwarteten Freund, der sie sogar heyrathete. Dafür fand man ihn bald nachher ermordet.

Im J. 584 wurde gar auch Fredegundens Gemahl umgebracht. Die Schuld mußte sein Kämmerling Eberulf tragen, der ihr längst verhaßt gewesen war, und nun ohne Umstände hingerichtet ward. So stand sie jetzt, ihrer Feindin Brunehild gegen über, ebenfalls als Regentin ihres Hauses (zu Soissons) da, denn sie führte die Vormundschaft über ihren Sohn Chlotar II. Beide Weiber warfen nun giftige Pfeile der Eifersucht gegenseitig auf einander los. Fredegunde sandte ihrer Nebenbuhlerin zuerst einen Geistlichen zu, der sie ermorden sollte, und da dieser unverrichteter Sache zurück kam, ließ sie ihm zur Strafe Hände und Füße abhauen. Einige Zeit nachher sandte sie zwey andere Mörder, und abermals Geistliche, mit vergifteten Messern zum jungen Childebert, aber diese wurden entdeckt und nach grausamen Martern hingerichtet.

Childebert ward endlich mündig, aber 596 starb er schon. Seine Mutter Brunehild ergriff abermals die Zügel des Reichs im Namen seiner beiden jungen Söhne, ihrer Enkel. Als diese beiden heranwuchsen, schlug einer den andern todt (612), und der Mörder kam bald hernach selbst ums Leben, hinterließ aber schon wieder

vier Söhne, und diese Urenkel erlebte Brunehild noch.

Fredegunde in Soissons regierte unterdessen wie ein Nero. Sie ließ nach einem Rechte, welches damals den fränkischen Königen zustand, Hohe und Niedrige, auf die sie einen Haß geworfen hatte, martern, blenden, hinrichten; Priester vor dem Altare, Edle in ihren Häusern, ja eine ganze Gesellschaft vornehmer Franken in Tournay einmal bey sich selbst an der Tafel, zu der sie sie hinterlistig eingeladen hatte. Sie war immer mit Henkern und Folterwerkzeugen umgeben. Ihr Stiefsohn Ludwig hatte seine Freude darüber bezeigt, daß er nicht, wie drey ihrer eigenen Söhne, an den Blattern gestorben sey. Dafür ward ihm aufgebürdet, er habe jene vergiftet, und Fredegunde ließ ihn im Gefängniß umbringen, dem Publikum aber weiß machen, er habe sich selbst ums Leben gebracht. Bald nachher entledigte sie sich seiner Mutter gleichfalls durch Meuchelmord.

Mit ihrer Stieftochter Rigunthis lebte sie in ewigem Zwiste. Es kam oft zwischen beiden zu Schimpfworten und Faustschlägen. Einmal nach solch einem Auftritte sagte die Mutter: „Was bist du mir länger beschwerlich? Nimm deines Vaters Sachen und geh damit wohin dirs gefällt.“ Sie führte sie darauf zu einer großen Truhe, hob den Deckel auf, lehnte ihn an die

Wand, und beugte sich dann hinüber, die Sächen aus der tiefen Kiste zu langen. „Ey, nimm dir selbst, sprach sie nach einer Weile, mir wird das Bücken sauer." Das arme Mädchen hatte kaum den Kopf hineingesteckt, als die Rabenmutter den schweren Deckel der Truhe ihr auf den Nacken fallen ließ. Das Geschrey einer Magd zog zum Glück schnell genug Helfer herbey, und die Unglückliche ward noch gerettet. Aber ihr Zustand war entsetzlich: die Augen waren ihr weit aus dem Kopfe hervorgequollen.

Den Triumph erlebte Fredegunde nicht mehr, ihre Erzfeindin Brunehild gestürzt zu sehen. Sie starb eines natürlichen Todes. Aber auf ihren Sohn Chlotar II. vererbte sie das ganze Gift ihrer Rachsucht gegen diese Frau, und schrecklich ist es zu lesen, wie er sich dessen entledigte. Brunehild hatte sich durch ihre lange Einmischung in die Regierung, und besonders durch Einführung ausländischer Reichsverwalter bey dem Volke allgemein verhaßt gemacht, weit verhaßter als Fredegunde, die doch ohne Vergleich die meisten Grausamkeiten begangen hatte. Jetzt in ihrem achtzigsten Jahre stand sie mit ihren vier kleinen Urenkeln allein da, und wollte zum dritten Male die Regentin spielen. Aber die Franken waren der minderjährigen Könige und der vormundschaftlichen Regierungen satt, und boten Chlotar dem zweiten das Reich an. Die:

ser vereinte nun, wie schon gesagt ist, das gesammte Frankenreich wieder, und Brunehild, die sich von Fredegundens Sohne nichts gutes versprechen durfte, floh mit ihren Kleinen nach Worms. Aber sie ward eingeholt, Chlotar ließ die Kinder ermorden, und die alte Frau drey Tage lang foltern, dann auf einem Kameel im ganzen Heere zur Schau herum führen, und zuletzt mit den Haaren, mit einem Arme und einem Beine an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden zu Tode schleifen (613).

17.

Das Lehenwesen.

Zwar besaß der größte Theil der freien Franken eigenthümliche Grundstücke, deren Ertrag den Besitzer ernährte, und die von seinen Leibeigenen angebaut wurden. Aber theils gewährte das ruhige Leben im Eigenthume dem kriegerischen Franken nicht abwechselnde Beschäftigung genug, theils war er bey dem allgemein herrschenden Faustrecht in seiner Abgelegenheit ohne Hülfe, und jedem feindseligen Angriff bloß gestellt. Das machte denn, daß mancher sein freies Erbgut (Alode, allodium) lieber dem ihm zu-

nächst gelegenen Fürsten, auch wohl dem Könige selbst abtrat, und sich gegen die Bedingung eines sichern Unterhalts in dessen Gefolge aufnehmen ließ. Die Könige und die ihnen verwandten Fürsten waren daher immer mit einem zahlreichen Hofstaat umringt, dem sie ihren Schutz angedeihen ließen, und der ihnen im Kriege gleichfalls auf den ersten Wink zu Gebote stand. Um sie zu belohnen, gaben sie ihnen Hofämter, deren Namen theils von dem römischen Kaiserhofe nachgeahmt, theils von Küche und Keller, vom Essenauftragen und Weineinschenken hergenommen waren. Daher rühren die Truchsessen, die Erzmundschenken, die Erzkämmerer, Kellermeister, Forstmeister, u. s. w. Kriegsanführer wurden Herzöge genannt; die ein Richteramt verwalteten, hießen Grauen oder Grafen, von ihren ehrwürdigen Greiseshäuptern. Das vornehmste Hofamt war aber das des Oberhofmeisters oder Major domus, dem besonders während minderjähriger Regierungen die Vormundschaften zufielen. Mit diesen Würden belehnte der König seine Getreuen, und fügte zu jeder derselben die Nutznießung eines königlichen Eigenthums, eines Zolles, einer Jagdfreiheit, eines Kammerguts, auch wohl bey Herzogen und Grafen eines großen Länderbezirks oder Fürstenthums hinzu. Lag dieses an der Gränze oder Mark, so hieß es ein Markgrafthum; be-

fand

fand sich in seinem Umkreise eine königliche Burg (palatium), so hieß es eine Pfalzgrafschaft. Auch die geistlichen Aemter wurden damals noch von den Königen ausgeliehen. Das äußere Symbol dieser Handlung war die Bekleidung mit Ring und Stab (Investitur), dagegen die weltliche Belehnung mit dem Scepter geschah.

Starb der Lehnmann, so fiel seine Würde und das damit verbundene Nutzungsgut wieder an den König zurück, der nun wieder einen andern damit belieh. Er konnte es aber auch einem Lehnmanne noch bey dessen Lebzeiten wegnehmen, wenn derselbe seine Pflichten nicht treu geleistet hatte. Eigentlich also gehörte das ganze Land noch dem Könige, es war nur zerstückelt und ausgethan an die Großen (Vasallen), um diese dadurch zu Krieges- und Hofdiensten zu jeder Zeit zu verpflichten.

Aber was sollten die Vasallen mit so großen Besitzungen anfangen? Sie theilten sie wieder stückweise aus an freie Leute, die sich dafür wieder gegen sie zu allerhand erforderlichen Diensten, besonders im Kriege, verpflichteten. Der eine bekam einen Weiler, der andere eine Mühle, dieser eine Fischerey, jener eine Jagdgerechtigkeit, die er oft wieder nur von seinen Leibeigenen beschaffen ließ, indeß er sich selbst lieber in dem zahlreichen Gefolge des Lehnsherrn herumtummelte. Starb er, so fiel sein Lehn au-

genblicklich dem Herrn wieder zu, und Weib und Kinder mochten sehen, wo sie blieben.

So war im Mittelalter alles Lehen, und wer noch Alode oder freies Eigenthum hatte, vertauschte es aus den oben angeführten Gründen gern gegen ein entlehntes Gut (feudum), weil er dadurch in den Schutz eines mächtigen Obern kam, unter dem er sichrer lebte. Im eigentlichen Frankreich, wo man von jeher selbst mit den ernsthaftesten Dingen Possen trieb, verlangten lustige Lehnsherren von kleineren Vasallen oft statt aller andern Dienste nur eine possierliche Bedingung, z. B. der Inhaber eines Guts mußte sich alle Jahre an bestimmten Tagen mit einem Sperling an einer Schnur im Hause des Lehnsherrn einfinden, oder auf einem mit Hengsten bespannten Wagen ein Ey vorfahren, oder am Weihnachtstage zu hochadliger Ergötzung einen Purzelbaum schießen, die Backen aufblasen, einen unflätigen Laut ertönen lassen, auch wohl versprechen, wenn er oder sein Sohn sich verheyrathen würde, die Nacht nach der Hochzeit auf einem Baume zuzubringen, und dergl. mehr.

In so unruhigen Zeiten, wo Regierung und Gesetze noch so unvollkommen waren, hielt diese Lehnsverfassung das Volk noch am sichersten zusammen. Die Könige hatten zu jeder Zeit ein stehendes Heer bey der Hand, sobald sie nur ih-

re vornehmsten Vasallen, und diese wieder ihre Leute aufboten. Sie waren aber zugleich auch an Macht beschränkter, wenn sie etwas gegen das Herkommen oder gegen den Willen der Fürsten unternehmen wollten. Auch schlimme Folgen hat dies Lehnwesen, wie alles Gute, gehabt. In den Zeiten des Faustrechts z. B. brauchten die Adligen ihre Leute oft zu Befehdungen ihrer Nachbarn; Herzoge und Grafen führten unter einander innere Kriege, und der König konnte ihnen nicht wehren. Ja, in der Folge wurden die Vasallen so mächtig, daß sie ihre Lehen auf ihre Familien erblich machten, zuletzt den König nicht mehr achteten, und eine eigene Landeshoheit in ihren Ländern ausübten. So gerieth es bald in Vergessenheit, daß der Markgraf von Brandenburg sein Markgrafthum bloß zum Lehn vom Könige (Kaiser) habe, und so ist in Deutschland die seltsame Verfassung entstanden, daß es in mehrere hundert — thümer und — schaften zerstückelt ist, über welche das Reichsoberhaupt durchaus keine Macht mehr hat. Doch davon in der Folge. Die Ueberbleibsel des Lehenwesens sind noch in ganz Europa vorhanden, Rußland, die Türkey und das jetzige Frankreich ausgenommen.

In den ersten tausend Jahren unserer Zeitrechnung behielten die meisten Könige noch die Oberhand über ihre Vasallen, und wenn nach

dem Tode eines solchen der Sohn mit seines Vaters Gütern belehnt ward, so sah man es noch als eine Gnade des Königs an. Die Epoche, wo die Lehnsträger sich zu unabhängigen Fürsten machten, soll unten bemerkt werden.

18.

Die Ordalien oder Gottesurtheile.

Wir finden bey den Franken schon uralte Gesetze und Gerichtstage, zu denen sich das Volk auf einem freien Platze versammelte. Der König selber saß zu Gericht, und in den verliehenen Gauen thaten es die Herzoge und Grafen. Die meisten Verbrechen, welche vorkamen, waren Diebstahl und Mord oder Verletzung, und für jede Art derselben war in den Gesetzen eine Geldstrafe bestimmt, die oft, wenn der Verurtheilte sie nicht erschwingen konnte, in Leibeigenschaft verwandelt wurde. Es ist merkwürdig, wie speciell in den fränkischen (salischen) Gesetzen die einzelnen Fälle bestimmt sind. Da ist genau ausgemacht, wieviel ein abgehauener zweiter, dritter oder vierter Finger kosten soll; ein Hieb, der einen blauen Fleck hinterlassen, ein anderer, nach welchem Blut geflossen, noch ein anderer, wo

der Knochen gebrochen und sichtbar geworden; eine gequetschte Nase oder Lippe, ein Ohr, ein Ohr, ein Zahn, u. dgl. Der Todtschlag eines freien Franken ward mit 200 Schillingen (solidis), eines Leibeigenen mit 35, der Diebstahl eines Hengstes aber mit 45 Schill. gebüßt. Todesstrafen wurden erst spät eingeführt. Man kann aber wohl vermuthen, daß der freie und immer bewaffnete Franke nur selten die Entscheidung seiner Streithändel bey dem Richter gesucht haben werde. Sein gutes Schwerdt war gleich zur Selbstvertheidigung bereit, und eine alte Sitte machte es der Familie eines Erschlagenen zur Pflicht, den Mörder wieder zu tödten. Das hieß man Blutrache. Durch diese Sitte wurde das grausame Faustrecht auch nach der Einführung der Justiz noch lange erhalten.

Die Unbeholfenheit der Richter machte es oft sehr schwierig, von einem Angeklagten ein eigenes Geständniß herauszubringen. Man legte ihm dieselbe Frage ein Paarmal nach einander vor, und wenn er im Leugnen beharrte, so war der Richter mit seinem Scharfsinn am Ende. Die abscheuliche Folter ward damals in der Regel nur bey Knechten angewendet; für freie Männer wählte man eine andere Auskunft, den Zweikampf. Wer siegte, hatte Recht, der andre ward für schuldig erklärt. Für die Frauen, besonders solche, die der Verletzung ihrer weibli-

chen Ehre angeklagt waren, galt ein anderes Erweisungsmittel der Unschuld, die Feuerprobe. Glühende Eisenstangen oder Pflugschaare wurden entweder auf die Erde gelegt, und die angeklagte Person mußte mit bloßen Füßen darüber hingehen, oder sie mußte dieselben auf eine bestimmte Weite in bloßen Händen tragen. Bey einer andern Probe mußte sie den aufgestreiften Arm in einen Kessel voll siedenden Wassers tauchen: sodann verband eine Gerichtsperson den wunden, geschwollenen Arm, und drückte ein Siegel auf den Verband. Nach einigen Tagen besichtigte man die verbrannten Glieder, und fand man sie schon in der Heilung begriffen, so ward die Beklagte frey gesprochen. Es soll bey solchen Fällen nicht immer ganz ehrlich zugegangen seyn. Personen, die der Hexerey beschuldigt waren, und nicht bekennen wollten, wurden krumm zusammengebunden ins Wasser geworfen. Schwammen sie oben, so waren sie schuldig, sanken sie unter, so sprach man sie frey. Die Kreuzprobe endlich bestand darin, daß die Parteien in der Kirche vor einem Kreuze mit ausgebreiteten Armen unbeweglich stehen mußten, während der Priester eine Messe las. Wessen Arm zuerst sich ermüdet senkte, der hatte den Proceß verloren, denn den Unschuldigen, meinte man, habe Gott gestärkt. Daher der Name Gottesurtheile.

Zum Schlusse von der fränkischen Verfassung nur noch dies: Die Könige zogen ihre Einkünfte aus ihren Privatländereien (Domainen) und aus freiwilligen Geschenken, die der Adel bei feierlichen Gelegenheiten für sie zusammenbrachte. Dieser Adel theilte sich in den niedern und höhern, zu dem letzten gehörten Fürsten, Herzoge, Grafen; zu jenem der größte Theil der freien Männer, die nur ein Paar Leibeigene in ihrem Dienste haben konnten. Die Letztern trieben alle Gewerbe. Zuweilen ward einem die Freiheit geschenkt. Bürgerstand kommt in dieser Zeit noch gar nicht vor. Was nicht leibeigen ist, zieht in den Krieg und auf die Jagd. Die Städte mögen noch ziemlich schlecht gewesen seyn. Eine Burg mit ein Paar Hütten und Höfen drum, führte oft schon den Namen einer Stadt, ausgenommen am Rhein und im südlichen Frankreich und Deutschland, wo noch von der Römer Zeiten her ansehnliche mit Festungswerken umschlossene Wohnplätze vorhanden waren. Die Könige ließen schon vor Chlodwigs Zeit eigene Münzen schlagen. Die goldnen hießen solidi (ᵕ), die silbernen denarii. Regelmäßige Abgaben wurden noch nicht gehoben. Von einem nicht näher bezeichneten Jahre in Childeberts Regierung sagt Gregor von Tours folgendes: „In diesem Jahre herrschte fast in ganz Gallien eine große Hungersnoth. Viele buken sich Brodt aus Wein-

traubenkernen, Haselnußblüten und getrockneten und zerriebenen Farrenkrautwurzeln mit wenigem Mehle vermischt. Andere, die gar kein Mehl hatten, verschlangen die grüne Saat und andere Kräuter, und starben elend hin. Da haben die Kaufleute das Volk schrecklich ausgesogen. Die ganz armen Leute begaben sich in die Leibeigenschaft, damit sie doch einigermaßen ihr Leben fristeten."

19.

Westgothen, Avaren, Türken, Angelsachsen.

(550 — 600.)

Spanien war damals noch unter Sueven und Westgothen getheilt, welche letztern auch noch die sogenannte Provinz Septimania im südlichen Frankreich besaßen. Das Reich der Sueven umfaßte den größten Theil des heutigen Portugal, Gallicien, ein Stück von Asturien und Leon. Von beiden Reichen ist uns nicht viel mehr übrig, als die Namen der Könige, einiger Bischöfe, und ein Gewirr von Kriegsgeschichten. Katholicismus und Arrianismus spalteten das Volk und die Fürsten. Innere Unruhen wurden von den benachbarten Königen benutzt, die davon Vortheil ziehen wollten. Einer

der kräftigsten Westgothenkönige war Leovigild. Er sah frohlockend zu, wie Eurich, ein schwacher Suevenkönig, von seinem Schwager Audeka entthront und in ein Kloster gesteckt ward, fiel dann unter dem Titel des Rächers über Audeka her, vergalt ihm Gleiches mit Gleichem, und vereinigte hierauf das ganze Gebiet der Sueven mit seinem westgothischen Reiche, wie sehr auch der benachbarte Frankenkönig Gunthram sich dem widersetzte. Sein gleich kraftvoller Sohn Rekkared (586) befestigte die neue Vereinigung durch eine weise Versöhnung beider Glaubensparteien, und es gelang ihm, die katholischen Formen und Lehren durchgängig herrschend zu machen. Er zwang auch den Frankenkönig Gunthram durch die Tapferkeit seiner Westgothen zum Frieden. Die Geistlichen, die seit dieser Zeit die ersten Stimmen im Staatsrathe an sich rissen, können von Rekkareds Tugenden nicht Rühmens genug machen. Von ihm an führen die spanischen Könige alle den Titel der katholischen.

Ein ganz vorzügliches Gewicht unter den damaligen Hauptmächten Europa's hatten ferner die Avaren. Unter ihrem Chan oder König Bajan (c. 570—600) erreichte der Umfang ihrer Staaten fast die Größe der heutigen östreichischen Monarchie, denn sie vereinigten das nachmalige Polen und Preußen bis nach Schlesien

hin mit ihrem großen Reiche in Ungarn. Als Bundesgenoß des Königs Agilulf ließ ihr Chan den Franken sagen, sie würden es mit ihm zu thun bekommen, wenn sie etwas gegen die Longobarden unternähmen. Den griechischen Kaiser behandelte eben dieser Chan wie seinen Vasallen. Er steigerte ihm nicht nur den jährlichen Tribut auf 120,000 Goldstücke, sondern der Kaiser mußte sogar, um ihn sich geneigt zu erhalten, alle seine Launen befriedigen. Der Chan wünschte einen Elephanten zu sehen; es wurden ihm mehrere geschickt. Er wünschte sich ein goldnes Bett, seidene Zeuge, morgenländische Gewürze, und alles mußte ihm geschenkt werden. Und dennoch fiel ein Schwarm Avaren nach dem andern dem armen Kaiser in das Reich.

Eine ganz neue Erscheinung war die eines bisher unbekannten Tartarenvolks am Irtischflusse, Türken genannt, deren Großchan Disabul um das Jahr 568 zuerst eine Gesandtschaft an den Kaiser Justin II. nach Konstantinopel schickte, und seine Hülfe gegen die Perser anbieten ließ. Der schwache Kaiser ehrte den neuen willkommenen Freund aus allen Kräften, schickte Geschenke und Gegengesandtschaften, schloß ein Bündniß, und erhielt wirklich durch ihn gegen die Perser Erleichterung. Damals glaubte man nicht, daß eben diese Nation zur Vernichtung des oströmischen Kaiserthrons bestimmt sey.

Das Volk war roh, seine Religion heidnisch und abgeschmackt, die Häupter nicht ohne Luxus. Des Großchans Bettgestell und alle seine Geschirre waren von massivem Golde, seine Zelte, Vorhänge und Kleider von Seide, sein Harem, nach morgenländischer Sitte, von den schönsten Jungfrauen des Landes angefüllt.

In der entgegengesetzten Himmelsgegend traten um diese Zeit, gleichfalls in Verbindung mit dem alten Süden, die Bewohner des heutigen England hervor. Cäsar hatte die Britten noch als ein ungeschlachtes Volk, das sich die Haut bemalte und Menschen opferte, gefunden. Seitdem hatte das Christenthum sie milder gemacht. Doch waren die eigentlichen Urbewohner des Landes jetzt auf die Provinzen Wales und Cornwall beschränkt, und das übrige war in den Händen der Jüten, Angeln und Sachsen, die sich in 7 kleine Königreiche getheilt hatten, welche aber doch in einer gewissen Verbindung standen. Die Jüten hatten Kent, die Angeln Mercy, Ostangeln und Northumberland, die Sachsen Essex, Sussex und Wessex. Sie alle hatten sich um die Angelegenheiten des festen Landes wenig bekümmert, bis um das Jahr 590 Ethelbert, König von Kent und Oberhaupt der sieben Bundeskönige, eine fränkische Prinzessin Bertha, Tochter Chariberts, Königs in Paris, zur Ehe nahm. Diese brachte

mit ihrem fränkischen Hofstaat auch einige Geistliche mit, die zuerst einen christlichen Gottesdienst in Canterbury einrichteten, zu dem sich allmälig viele der bisher heidnischen Unterthanen neigten. Kaum hörte davon der auf alles aufmerksame Papst Gregor I. zu Rom, als er einen römischen Klosterbruder, Augustin, nebst vielen Missionären in diese Erndte sandte. Sie kamen durch Gallien, gaben seine Empfehlungsschreiben an die Königin Brunehild und ihre Enkel, die Könige von Burgund und Austrasien, desgleichen an einige gallische Bischöfe ab, und erhielten allenthalben Unterstützung, auch Gefährten, der angelsächsischen Sprache kundig. So landeten sie 596, ungefähr 40 Mann stark, an der Küste von Kent, erhielten von der Königin Bertha allen Vorschub, und predigten mit so viel Glück, daß sich zu Weihnachten 596 schon einige tausend Sachsen taufen ließen. Voller Freuden schickte der Papst seinem treuen Augustin den erzbischöflichen Mantel (pallium), und gewöhnte ihn und seine Nachfolger dadurch zu einer Abhängigkeit von Rom, die bey der weiten Entfernung fast unnatürlich scheinen möchte. Im nördlichen Theil Britanniens hatte schon früher, seit 565, der Irländer Columban, der Vater vieler tausend Mönche, den Picten und Schotten das Christenthum gepredigt.

20.

Papst Gregor I.

(590 — 604.)

Zu verwundern ist es nicht, daß die dankbare katholische Nachwelt diesen Gregor den Großen genannt, und ihn (den letzten unter den Päpsten) heilig gesprochen hat. Denn er ist der wahre Begründer der geistlichen Universalmonarchie, die in der Folge so weit ausgebildet worden ist. Derselbe italiänische Nationalcharakter, der einst die Consuln und Proconsuln des alten Roms mit unbeugsamer Strenge auswärtigen Königen Gesetze vorschreiben lehrte, trieb hier den Patriarchen des neuen Roms zur nachdrücklichsten Behauptung seiner angemaßten Oberherrschaft an. Er war großmüthig gegen die Nachgebenden, freundlich lockend gegen die Schwankenden, stolz und trotzig gegen die Widerstrebenden. Seine vornehme Abstammung von einem altrömischen Patriciergeschlecht und sein würdevolles Aeußere erwarben ihm schon mehr als gewöhnliche Achtung, und zu einer Zeit, wo die einst so blühende römische Redekunst im tiefsten Verfalle war, mochten seine Predigten und Schriften wohl Bewunderer finden, denen das von ihm verbreitete Mährchen nicht unglaublich dünkte,

daß ihm, so oft er dictire, eine Taube vom Himmel die Worte ins Ohr flüstere.

Seinen herrschsüchtigen Anmaßungen zu widerstreben war in der That schwer, weil sie alle nur aus dem Beweggrunde der Frömmigkeit herzufließen schienen. So ward er durch seine Verwendungen bey den Longobarden und Avaren der Wohlthäter Roms. Die Vermehrung seiner Einkünfte schien gar nicht tadelnswerth, weil er dafür Kornschiffe für die hungernden Armen aus Sicilien kommen ließ, Hospitäler anlegte, 3000 Jungfrauen Nahrung und Kleidung, den Kranken des Kirchspiels Kost und Pflege, und vielen tausend Armen Geld, Brodt, Wein, Gemüse, Fleisch, Käse, und andere Nothwendigkeiten reichen ließ, alle aber durch seine trostreichen Predigten erbaute. Die Zeiten waren so schlecht, daß alles in die Klöster lief, um nur unter Dach zu kommen und nicht auf der Straße zu verhungern. Der Kaiser Mauritius mußte durch ein Edict verbieten, jemanden, der schon in einer öffentlichen Bedienung gestanden, oder der in der Hand gezeichnet sey (wie alle Soldaten) in Klöster aufzunehmen, gegen welchen Befehl aber der Papst wieder bescheidene Vorstellungen that.

Gleich zauberisch fesselte dieser kluge Priester seine Pfarrkinder dadurch an seine geistliche Herrschaft, daß er ihre der Schauspiele jetzt beraubte Zerstreuungssucht durch eine neue Art

von Augenweide reizte. Er gab nämlich dem Gottesdienste eine Feierlichkeit, wie sie die Phantasie des Italiäners verlangte. Er ließ neue Kirchen bauen, in denen alle rundliche Formen vermieden wurden, damit sie nicht den ihm verhaßten Heidentempeln glichen, und die absichtlich finster seyn mußten, damit der Glanz der Lichter desto magischer hervorträte. Dadurch ward er der Urheber des grotesken Geschmacks im Bauen, den man mit Unrecht den gothischen genannt hat. Die ganze ceremoniereiche Liturgie des römischen Gottesdienstes ist sein Werk. Auch die Singechöre bey den Schulen stiftete er, um dadurch die Kirchensänger zu unterstützen, und ihm zu Ehren geschehen demnach noch heut zu Tage die sogenannten Gregoriusumgänge oder das Recordiren unserer Singeschüler.

Während er dies alles in Rom that, richtete er zugleich den Blick aufmerksam nach allen Theilen der ihm bekannten Erde hin. Von seinem ausgebreiteten Briefwechsel und seinen Missionen ist schon oben gesprochen. Die Wunderkraft des Glaubens war damals stark genug, schwärmerische Mönchsköpfe zu begeistern, daß sie mit Aufopferung aller Lebensgenüsse und Bequemlichkeiten, mit Verleugnung des Hungers und Frostes, viele hundert Meilen weit unbetretene Wüsten durchirrten, barbarische Sprachen erlernten, und mit Gefahr des Lebens wilde

Völker zu bereden suchten, sich taufen zu lassen auf das Bekenntniß des dreieinigen Gottes, seines heiligen Statthalters in Rom, und aller der vielen frommen Bischöfe und Märtyrer, die ihr Leben für den Glauben an Christum geopfert, und dafür noch nach ihrem Tode Wunder über Wunder gethan hätten. Durch diese Missionen wurde eigentlich mehr der Papst als der Heiland gepredigt, und ohne jenen gesehen oder eine Wohlthat von ihm genossen zu haben, hatten sich auch die entferntesten Völker gewöhnt, ihn als mit Christus verschwistert, ja als dessen irdisches Abbild zu betrachten. Je weiter von Rom entfernt, desto größer war die Ehrfurcht für den Papst.

Die Bischöfe hatten ein großes Interesse dabey, diese Ehrfurcht zu unterhalten. Sie gaben sich gern freiwillig für Knechte des entfernten römischen Stuhls aus, damit sie nicht Unterthanen der nahen weltlichen Fürsten seyn durften, und gegen diese ihre volle Freiheit behaupten konnten. So geschah es denn, daß in jedem Lande die Geistlichkeit, immer auf das Phantom der päpstlichen Statthalterschaft sich stützend, einen besondern Staat im Staate zu bilden suchte, und nicht selten dem weltlichen Fürsten über den Kopf wuchs. Das Beichten und Sündenvergeben unterwarf auch hier Hohe und Niedere dieser seltsamen Priestermacht.

Ein englischer Mönch aus späterer Zeit rühmt Gregor dem Ersten nach, daß er aus Verdruß über die noch immer hie und da bewunderten Werke der Alten, in denen er nur Verführungsmittel zu heidnischem Irrthum gesehen, alle diese unschätzbaren Denkmäler des Alterthums, so viel er Macht über sie gehabt, vernichten lassen. Doch ist dies in neuern Zeiten bestritten worden. Gewisser dagegen ist sein wüthender Haß und seine Eifersucht über die Anmaßungen des Patriarchen von Konstantinopel. Dieser hatte den Kaiser Mauritius auf seiner Seite, und eignete sich mit dessen Genehmigung die Gerichtsbarkeit über alle Bischöfe der griechischen Kirche zu, nahm auch in Beziehurg auf diese Gerichtsbarkeit den Titel eines ökumenischen oder allgemeinen Bischofs an. Schon Gregors Vorgänger, der Papst Pelagius II, hatte sich über solche himmelschreiende Vermessenheit sehr ereifert, und Briefe über Briefe nach Konstantinopel geschickt, doch umsonst. Gregor schrie noch lauter; er erklärte den Titel für eitel, verwegen, gottlos, verflucht, antichristisch und höllisch. Durch solchen Titel, meinte er, komme die ganze Kirche in Gefahr. Bloß dieses Titels wegen wollte er die Gemeinschaft mit der griechischen Kirche aufheben. In andern Briefen beseufzte er wieder den tiefen Fall des byzantinischen Patriarchen, verglich dessen Hochmuth mit des Teufels Vermessenheit, sich über die

Sterne Gottes erheben zu wollen, und beschwor ihn bey allen Sacramenten, den entsetzlichen Titel abzulegen. Vergebens; jener behielt den Titel, und der Kaiser Mauritius bestätigte ihm denselben. Da nun der Geiferer sahe, daß alles Schreien nichts half, so nannte er sich selber, als wollte er seinen Feind durch Demuth beschämen, den Knecht der Knechte Gottes.

Aber dem Kaiser Mauritius vergaß ers nicht. Ja als dieser Kaiser von einem Rebellen, Namens Phokas, vom Throne gestoßen und grausam hingerichtet ward, hatte er seine herzliche Freude über die Nachricht, gratulirte dem Thronräuber, der durch lauter Mordthaten zum Kaiserthume gelangt war, recht von Herzen, und schmeichelte ihm durch die kriechendsten Briefe.

Die Schmeicheleien gefielen dem Phokas um so mehr, da der byzantinische Patriarch Cyriakus sich nicht so nachsichtig zeigte, und weil bald nachher die Longobarden seine italiänischen Besitzungen sehr beunruhigten, so lag ihm ungemein viel daran, den römischen Bischof zum Freunde zu behalten. Diesem Umstande verdankte es Gregors zweiter Nachfolger Bonifacius III., daß ein kaiserliches Hofpatent den Papst zu Rom für das Haupt der gesammten christlichen Kirche erklärte. So war der lange Streit auf einmal und für immer entschieden.

Noch ersann Gregor einen Kunstgriff eigner

Art, um sich alle abendländische Bischöfe unterthänig zu machen. Er belohnte nicht nur seine Missionäre mit Abteien und Bisthümern in den neu angelegten deutschen, gallischen und brittischen Kirchsprengeln, sondern übersandte auch vielen Bischöfen das erzbischöfliche Pallium, ohne Vorwissen des Kaisers, dem bis dahin dies Recht zugestanden hatte. Dadurch verband er sich nicht allein die von ihm geschaffnen Erzbischöfe, sondern bereicherte auch seine Kasse ungemein, denn das Pallium mußte der römischen Curie theuer bezahlt werden, und kein neuer Erzbischof durfte eher seine Verrichtungen antreten, bis diese Schuld nicht abgetragen war. Dieses Pallium, der Ehrenschmuck der Erzbischöfe, ist übrigens nichts weiter, als eine weiße wollene Binde, davon ein Theil über den Rücken, der andere über die Brust herabhängt, und darauf vier rothe Kreuze gestickt sind.

21.

Die Nachfolger Justinians I.

(565—602.)

Kaiser Justinian hinterließ keine Kinder. Von seinen sieben Neffen folgte ihm derjenige,

der am geschwindesten, und mit der Leibwache und den Hofbedienten am vertrautesten war, unter dem Namen Justins II. Er fand das Reich in dem elendesten Zustande, die Gränzen gegen Norden den Barbaren, gegen Osten den Persern Preis gegeben, und die ganze Macht des Reichs nur 150,000 Mann stark. Er war es, der zuerst ein Bündniß mit den Türken schloß. Selbst schwach, war er doch darauf bedacht, die Herrschaft nach seinem Tode in gute Hände zu bringen, darum ernannte er 574 einen treflichen Mann, Namens Tiberius, zum Cäsar, der seinen verhaßten Namen wieder adelte, indem er mit der Weisheit und Milde eines Titus, aber leider nur 4 Jahre (578—582), regierte. Er setzte vor seinem Tode den Feldherrn Mauritius, der sich im Perserkriege ausgezeichnet hatte, zu seinem Schwiegersohn und Nachfolger ein.

Aber vielleicht eben weil der verstorbene Kaiser so hoch verehrt worden war, konnte der Nachfolger nur wenig Zutrauen erlangen. Beständig vom Geldmangel gedrückt konnte er immer nur halbe Schritte unternehmen, und als er zuletzt gar an dem Solde seiner Miethsoldaten etwas ersparen wollte, brachte er das ganze Heer gegen sich auf. Vergebens zog er, was lange nicht mehr von einem Kaiser geschehen war, in Person gegen die Avaren zu Felde. Es

wurden 12,000 Mann seiner Truppen gefangen genommen, diese wollte er nicht auslösen, nnd so hieben die Avaren sie Mann für Mann nieder. Darüber empört rief das Heer auf der Stelle einen seiner Hauptleute, Namens Phokas, zum Kaiser aus, und verlangte von ihm nach Konstantinopel geführt zu werden. Die Hauptstadt wird belagert, auch die Einwohner bezeigen sich lau, ja feindselig gegen Mauritius; bey einer Procession, der er barfuß beiwohnt, wird sogar mit Steinen nach ihm geworfen. Es entsteht ein nächtlicher Tumult; der Kaiser entflieht mit seiner Gemahlin und 9 Kindern über den Bosporus, und überläßt die Stadt den Phokas, der bald darauf, von dem gezwungenen Patriarchen gekrönt, seinen Einzug hält, und dem Heere seine Untreue durch ein reiches Geschenk vergilt (602, 23. Nov.).

22.

Heraklius.

(610 — 641.)

Phokas, nichts als Soldat, unwissend, selbst von Person klein, häßlich, rothhaarig, nahm die Einwohner der Hauptstadt früh gegen sich ein.

Schon als er zum ersten Male den Rennspielen im Circus beiwohnte, und die grüne Partey unvorsichtig begünstigte, erinnerten ihn laute Stimmen von der Gegenpartey, daß Mauritius noch lebe. Diese Droher glaubte er ernstlich schrekken zu müssen. Er sandte nach Chalcedon hinüber, wo der Flüchtling Schutz gesucht, ließ ihn und seine fünf Söhne aus der Kirche reißen, und sie alle, einen nach dem andern, die Kinder aber zuerst vor des Vaters Augen, hinrichten (27. Nov. 602). Der 63jährige Mauritius ertrug den jammervollen Anblick mit stiller Gottergebenheit, und stieß bey jeder Hinrichtung die Worte Davids aus: „Herr du bist gerecht und alle deine Gerichte sind recht.“ Das jüngste Knäblein zu retten gab die treue Amme ihr eigenes dafür hin, aber der Vater selbst bemerkte und verhinderte den edlen Betrug. Alle sechs Köpfe ließ der Tyrann nach Konstantinopel bringen und dort auf Pfähle spießen; die Rümpfe wurden ins Meer geworfen. Nicht lange nachher wurden auf ein Gerücht, daß ein Sohn des Mauritius noch lebe, Gemahlin und Töchter des unglücklichen Kaisers auf die Folter gespannt, und zuletzt gleichfalls hingerichtet (605). So etwas fand Phokas nöthig, um mit Ruhe Herr seyn zu können. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Furcht grausam macht, und daß die Herrscher desto ärgere Tyrannen sind, je unsicherer ihre

Herrschaft ist. Jetzt war es der kaiserlichen Justiz nicht mehr an Todesurtheilen genug: man studirte langsame Todesqualen aus, oder Verstümmelungen, die ein langes aber recht jammervolles Alter zuließen. Und das alles schon auf einen bloßen Verdacht des mißtrauischen Tyrannen.

Acht Jahre ertrug die Nation das entwürdigende Joch. Jede Provinz war reif zur Empörung. Der alte Heraklius, Exarch von Afrika, hatte schon seit zwey Jahren keinen Tribut mehr eingeschickt. Es ergingen von Konstantinopel aus dringende Aufforderungen an diesen achtungswürdigen Mann, das Vaterland zu befreien. Er überließ dies kühne Unternehmen seinem Sohne Heraklius und dessen Freunde Nicetas, einem jungen Offizier: jener sammelte eine Flotte, dieser führte ein Landheer durch Aegypten und Asien an den Bosporus. Die Flotte stand der Kaiserstadt gegenüber, ehe Phokas an Gegenwehr gedacht, und die Einwohner begrüßten sie mit Jubelgeschrey. Phokas, nun eben so verlassen, als ehemals Mauritius, wird in seinem Pallast ergriffen, seines kaiserlichen Schmuckes beraubt, und in Ketten auf das Admiralschiff geführt. „Wirst du besser regieren?" fuhr er den Heraklius an, der ihm seine Grausamkeiten vorhielt. Der wüthende Pöbel übte hierauf an ihm seine Rache. Glied für Glied, und zuletzt

erst der Kopf, ward ihm abgehauen, und blutige Stücke seines Leichnams wurden mit Jubelgeschrey durch die Straßen getragen. Heraklius aber hielt seinen Einzug (5. Oct. 610), und ward von dem Patriarchen gekrönt. Nicetas, der später eintraf, unterwarf sich willig dem Glück seines Freundes, und ward dessen Schwiegersohn.

Heraklius war ein kraftvoller Mann. Er hat 32 Jahre lang das Ruder des Staats mit Würde geführt, und dasselbe auf seine Nachkommen bis ins vierte Glied vererbt. Und eben jetzt that ein Mann dem armen Reiche noth. In Persien regierte (591 — 627) Chosroes II., ein Enkel des ersten, ein unersättlicher und glücklicher Eroberer, und der gefährlichste Feind, den das oströmische Reich bis jetzt gehabt hatte. Er eroberte 611 Syrien, 614 Palästina, 616 Aegypten und Cyrene, und endlich ganz Kleinasien. Ueber zehn Jahre lang stand ein persisches Lager an der asiatischen Küste, Konstantinopel gegenüber, und hätte Chosroes eine Seemacht gehabt, so wäre es vielleicht schon jetzt um das oströmische Kaiserreich geschehen gewesen.

So bedrängt faßte der ganz entkräftete Heraklius schon den Entschluß, seine Residenz nach Karthago zu verlegen, und sich lieber an einer kleinen aber sichern Herrschaft genügen zu lassen. Aber die Beredsamkeit seines Patriarchen

hielt ihn zurück. Dieser wackere Mann ließ ihn in der Sophienkirche schwören, mit dem Volke, das Gott in seine Hand gegeben, treu zu leben und zu sterben. So blieb er denn, obgleich fast nichts mehr als die Hauptstadt noch sein war; denn auch von oben her hauseten wilde Feinde. Man denke: die Avaren schleppten aus den Vorstädten Konstantinopels gegen 270,000 Menschen als Sklaven weg!

Mit Mühe ließ sich der stolze Perser endlich Unterhandlungen gefallen, und mit verbissenem Schmerze bewilligte Heraklius die Forderungen despotischen Uebermuths. Es ward Friede gemacht unter der Bedingung, daß der Perser alles eroberte Land behalte, und von dem Kaiser einen jährlichen Tribut von tausend Talenten Goldes, tausend Talenten Silbers, tausend seidenen Kleidern, tausend Pferden und tausend Jungfrauen empfange.

Aber die Griechen unter Heraklius können zu einem herrlichen Beispiele dienen von dem, was ein schwaches Volk vermag, wenn es von festem Vertrauen zu seinem Oberhaupte beseelt wird. Nach einigen Jahren Erholung rüstete sich der Kaiser (621), dem Eroberer seine Beute wieder abzujagen. Die Kirchen liehen ihm ihre Reichthümer. Die Provinzen fielen ihm von selber zu; die Türken griffen das ungeheure Perserreich von einer andern Seite an, und Heraklius,

der über den Tigris setzt, und tiefer als selbst Trajan in Persien eindringt, zwingt den vorher so stolzen Chosroes 627 nach seiner Residenz Ktesiphon zu fliehen, wo derselbe das Jahr darauf (628, 28. Febr.) von einem seiner 19 Söhne, Namens Siroes, ermordet wird. Siroes schwingt sich nun auf den Thron, ermordet auch seine 18 Brüder, und schließt mit Heraklius Frieden. Das oströmische Reich erhält alle seine Provinzen wieder, und sogar das angebliche Kreuz Christi, das die Perser bey der Eroberung Jerusalems aus der Kirche des heiligen Grabes mit weggeschleppt hatten.

Mit unmäßiger Freude begrüßten die Einwohner Constantinopels den nach sechsjähriger Abwesenheit wiederkehrenden Sieger. Die Kirchen ertönten von freudigen Lobgesängen und Dankgebeten, und Heraklius selbst unternahm wenige Monate darauf eine Reise nach Jerusalem, um dort im feierlichsten Pompe das heilige Kreuz wieder aufzurichten. Ehe er den heiligen Boden betrat, legte er Diadem und Purpur ab; kein irdischer Glanz, sagte der Patriarch, dürfe vor Gott geltend gemacht werden. Der Tag wurde für so heilig geachtet, daß er seitdem jährlich unter dem Namen des Kreuzerhöhungsfestes gefeiert worden ist.

Der Ruf von Heraklius Siegen erstreckte sich bis zu den Franken hin, die ihm dazu Glück

wünschen ließen. Allein — seltsame Unbeständigkeit der Dinge! — es war diesem wackern Manne bestimmt, an eine bisher ganz ungeachtete Nation alles das auf einmal wieder zu verlieren, was er kaum, nach so langer Arbeit, den Persern entrissen hatte.

23.

Abul Kasem Muhamed.

(Geb. 569, † 632.)

Denn um diese Zeit ging über die Völker des Orients gleichsam eine ganz neue Sonne auf. Die außerordentliche Erscheinung, daß vermittelst der ungewöhnlichen Ideen des Christenthums der erschlafften Menschheit ein ganz neuer Schwung gegeben worden war, wiederholte sich schon wenige Jahrhunderte nachher, und mit rascheren Wirkungen als das erste Mal. Ja da das Christenthum seine volle Kraft vorzüglich nur auf Europa geäußert hat, so möchte man sagen, die Weltregierung habe, um ihr Werk, die Aufregung der ganzen Menschheit, nicht unvollendet zu lassen, auch dem Morgenlande seinen Begeisterer zu geben geeilt.

Die Araber sind ein uraltes Volk, welches

selbst den Ismael, einen Sohn Abrahams, als seinen Stammvater nennt. In ihrer gewaltigen Halbinsel, dreimal so groß als Deutschland, unzugänglich wegen ihrer brennenden Sandwüsten, steilen Gebirge und wasserarmen Steppen, waren sie noch von keinem Weltstürmer angefochten worden, soviel deren auch seit Jahrtausenden an ihrer obern Gränze vorbeigezogen waren. Alexander war rasch vorübergegangen, selbst die Römer, die Arabien doch das reiche nannten, haben sich nicht weit hinein gewagt. Da es auch nur theilweise bewohnt werden kann, und das Reisen darin sehr beschwerlich ist, so haben sich die Bewohner nie in einen einzigen Staat vereinigen können. Die Natur scheint ihnen auch selbst mehr ein Hirtenleben und eine leichte Wanderschaft mit Pferden und Kameelen, als einen ernsten stätigen Beruf angewiesen zu haben. Die in Städten wohnen, treiben meistens Handelschaft, und fördern persische und indische Waaren in zahlreichen Karavanen nach den westlichen Provinzen Asiens oder nach den Seehäfen hin, wie schon im Alterthum. Andere Horden begnügen sich mit dem Ertrag ihrer Heerden, und führen noch dasselbe Leben, welches Moses einst in ihren Wüsten vierzig Jahre lang seine Israeliten führen ließ. Sie sind bey ihrer Armuth gastfrey und gutmüthig, nur daß sie nach ihren Begriffen Straßenraub für erlaubt halten. Ihr

Ansehen ist offen und heiter, ihr Körperbau stark und geschmeidig, und ihr Gemüth, von wenig Sorgen gekränkt, zur Lustigkeit sehr geneigt. Sie haben sogar vortreffliche Volksdichter gehabt, deren Gesänge noch jetzt in jedermanns Munde sind, und ihre Weisheitssprüche, Fabeln und Mährchen sind eben so schön gedacht als eingekleidet.

Mehr als dieses würde sich von diesem harmlosen, wiewohl nicht unkriegerischen Völkchen vielleicht nicht sagen lassen, wenn unter ihnen nicht unerwartet ein Mann aufgestanden wäre, den sein kühner, tiefer Sinn und die günstigen Umstände zum Reformator (Religionsumschaffer) mehr als eines Welttheils bestimmten.

Muhamed stammte aus einer edlen arabischen Familie, die in der Stadt Mekka die Regierung führte. Dennoch hinterließ sein Vater, den er früh verlor, der Mutter nichts als fünf Kameele und einen äthiopischen Sklaven, und dieser geringe Nachlaß vererbte sich bald auf den Knaben, als derselbe in seinem achten Jahre auch die Mutter verlor. Da nahm ihn ein Oheim zu sich, der ihn früh zu Handelsgeschäften erzog, und ihn mit seinen Karavanen weithin, nach Syrien, Mesopotamien und Palästina sandte.

Muhamed hatte von seiner trefflichen Mutter herrliche Gaben des Geistes und eine einschmeichelnde, unwiderstehliche Beredsamkeit, von

seinem Vater die vollkommenste männliche Schön-
heit geerbt. Wer ihn sah, liebte ihn; wer ihn
hörte, mußte ihn achten. Ein Feuergeist, der
aus den durchbohrenden schwarzen Augen blitzte
und durch den kühnen majestätischen Schritt sich
kund that; eine kraftvolle Gesundheit, die seine
Wangen ründete und mit einer sanften Bräune
färbte; die feinen Züge, die seinem Gesicht eine
edle Milde gaben; zarte Augenbraunen, eine Ad-
lernase, ein wohlgebildeter Mund mit schönen
Zähnen; ein nervigter Bau, nicht allzugroß —
das war die Mitgabe der Natur, durch die er
sich, wohin er kam, die Herzen unterwarf.

Aber nicht mit dieser stillen Herrschaft woll-
te er sich begnügen; sein kühner Geist strebte zu
einer glänzendern Gewalt auf. Sein erster
Schritt, sich in den Besitz großer Mittel zu sez-
zen, war die Heyrath einer alten reichen Witt-
we, deren große Handelsgeschäfte er schon als
Faktor geführt hatte. Anfangs machte er noch
einige große Reisen, dann zog er sich allmälig in
ein beschauliches Leben zurück, und sein feierli-
ches, geheimnißvolles Wesen erfüllte die Seini-
gen mit wunderbaren Ahnungen.

In dieser Seelenstimmung brütete er über
dem großen Entwurfe, Stifter einer neuen Re-
ligion zu werden, die der Einfalt der alten Pa-
triarchenzeit wieder ähnlich würde, und den Men-
schen würdige Begriffe gewährte von Welt und

Zukunft und von dem, was sie, um glücklich zu leben, glauben, hoffen und thun müßten. In Arabien fand er in diesem Puncte nichts als abgeschmackten Aberglauben; der jüdische Glaube war so feindselig und engherzig, und das Christenthum richtete in den griechischen Staaten soviel Streit und Unfug an, daß die Heiden es als eine Quelle alles Bösen verabscheuten. Aber in jeder dieser Religionen lag doch etwas das Gemüth ansprechendes, und dies alles in ein neues Bild zu vereinigen und der Phantasie des Morgenländers gefällig darzustellen, war das lange, stille Dichten des tiefsinnigen Mannes, der wie alle Begeisterte seiner Art allmälig von den Schöpfungen seiner Dichtungskraft so hingerissen ward, daß er nicht mehr sein eignes Ich, sondern die Gottheit selbst in seinem Innern wirkend fühlte. Daher wir gar nicht zweifeln dürfen an den Wundern, mit denen der feurige Araber sich überall umringt gesehen haben soll.

In seiner langen Einsamkeit boten sich nämlich seiner aufgeregten Phantasie die seltsamsten Erscheinungen dar, die er bey seiner Rückkehr nach der Stadt seinen Hausgenossen wieder erzählte, welche er dadurch mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllte. Was er selbst gesagt hat, kann nicht mehr ausgemittelt werden, nach seinem Tode aber wurden, wie gewöhnlich, soviel

Wunderdinge von ihm erzählt, daß seine ganze Lebensgeschichte dadurch in das abgeschmackteste Mährchen verwandelt worden ist.

Muhamed hatte das Loos aller Propheten, er galt nichts in seinem Vaterlande. Als er zuerst erzählte, Gott habe ihn zu seinem Gesandten erwählt, und sende noch allnächtlich den Engel Gabriel mit Aufträgen zu ihm hernieder, lachten ihn alle aus, und konnten nicht begreifen, wie sich der kluge Mann so verändert habe. Als aber seine näheren Verwandten, und besonders sein sehr geachteter Schwiegervater Abu Bekr mit hohem Ernste von seiner göttlichen Sendung sprachen, da ward doch einer nach dem andern aufmerksam, und drängte sich, die neuen Lehren zu hören. Da das die Lacher sahen, wurden sie besorgt, der Muhamed möchte sich durch seinen Anhang wohl über sie erheben wollen, und diese Eifersucht schwoll bald zum grimmigsten Hasse an. Er mußte sich mehrmals aus Mekka entfernen, und als bey seiner Wiederkehr sein Zulauf sich vermehrte, als man ihn schon an der Spitze einer beträchtlichen Religionsgesellschaft sah, die er durch einen Eid an sich knüpfte, und aus der er nach Christus Beispiel zwölf Apostel in die umliegenden Gegenden aussandte, da hielt der herrschende Stamm Koreisch, zu dem er selbst gehörte, sich für berechtigt, ihn mit Gewalt aus dem Wege zu räumen. Seine Feinde ver=

verschworen sich sogar, daß aus jeder Familie Einer die Pflicht auf sich nehmen wolle, ihn, wo er ihn träfe, zu ermorden.

Mit vieler Mühe entging Muhamed dieser allgemeinen Nachstellung durch eine schnelle Flucht aus seiner Vaterstadt. Er floh nach Medina, wohin der Ruf seiner Offenbarungen längst gedrungen war, und wurde schon deswegen hier willig aufgenommen, weil die Einwohner mit dem Stamme Koreisch in alter Feindschaft lebten. Er führte sie alsbald in kriegerischen Zügen gegen seine Feinde an, und erscheint also nun bereits als Feldherr eines kleines Heeres, das aus Achtung für seine Tapferkeit seinen Lehren und Predigten, mit denen er immer fortfuhr, ein desto geneigteres Ohr lieh.

Das Jahr seiner Flucht aus Mekka (622) ist also die eigentliche Epoche seiner Religionsstiftung, und deshalb haben seine Anhänger dieses Jahr für würdig gehalten, eine neue Zeitrechnung zu eröffnen. Noch jetzt rechnen die Türken nach Jahren der Flucht (arabisch Hegira, mit italiänischer Aussprache) wie wir nach Jahren nach Christi Geburt.

Sobald die neue Glaubensgenossenschaft die Gestalt eines herumziehenden Kriegerhaufens angenommen hatte, stieß ein arabischer Stamm nach dem andern mit seinen Kameelen und Pferden dazu. Völker dieser Art finden nichts lusti-

ger, als plündernd herumzustreifen, wenn nur der Anführer ein tüchtiger Mann ist. Und das war Muhamed gewiß. Er theilte redlich sein Eigenthum wie seine Beute, übte Ordnung und Gerechtigkeit, war dabey leutselig, erlaubte Vielweiberey (wie er denn selber funfzehn Frauen hatte) und versicherte das Volk, Gott habe an der Tödtung derer, die seine Religion anfeindeten, solches Wohlgefallen, daß ein Tropfen Bluts für Gottes Sache vergossen, oder eine Nacht in Waffen zugebracht, verdienstlicher sey, als zwey Monate lang zu fasten und zu beten; wer im Treffen falle, erlange im Himmel die höchsten Freuden des Paradieses, und jede seiner Wunden werde am Tage des Weltgerichts wie Bisam duften und wie ein Leuchtkäfer glänzen; zwey und siebzig der schönsten Jungfrauen, deren Jugend nie verblühe, würden dort oben jedem Anhänger dieser Religion zu Theil, und auf die allerfrömmsten warte außerdem noch ein unbekanntes Glück, das keine sterbliche Zunge aussprechen könne.

Man denke sich solche Verheißungen von einem feurigen Manne ausgesprochen, auf dessen würdevollem Antlitze die Wahrheit selbst zu ruhen schien, und dessen Lippen von der zauberischsten Beredsamkeit überflossen. Er mußte seine Schaaren mit seiner Begeisterung anstecken; sein Glaube verschmolz ja so innig mit jeder Lieblings-

neigung eines kriegerischen Haufens, daß jeder, der nur davon hörte, ihn lieb gewinnen mußte. Daher die raschen Eroberungen, die Muhamed jetzt vollbrachte. Mekka fiel unter seinen Streichen, und alle Bezwungene folgten als Freunde seinem Heere. Ganz Arabien ward durchzogen und erobert, und schon im siebenten Jahre nach der Flucht rückte er mit dreißigtausend Mann in Syrien ein, machte sich dem persischen Könige furchtbar, und lud selbst den Kaiser Heraklius ein, seinen allein seligmachenden Glauben anzunehmen.

Der Tod rief ihn in seinem 63sten Jahre ab. Man sagt, eine Jüdin habe ihn in einem Hammelbraten vergiftet. Sein Sarg wird noch in der Moschee von Medina gezeigt, und von manchem gläubigen Pilger besucht.

24.

Der Koran.

Die Araber nennen ihre Religion Islam (den Glauben) und alle die sich zu derselben bekennen, Moslemin, oder mit einer deutschen Endung Moslemer (nicht Muselmänner) d. i. Gläubige. Dies sind jetzt bekanntlich keineswe-

ges bloß die Araber, sondern auch die Türken, die Perser, die Mongolen, die Mauren und viele andere Völkerschaften in Asien und Afrika, gewiß zusammen nicht weniger Menschen, als das Christenthum auf der ganzen Erde Bekenner hat. Man kann nicht läugnen, daß diese große Ausbreitung des Islam auf jene Völker eine gute sittliche Wirkung hervorgebracht habe, indem dieselben dadurch zu dem Begriff eines heiligen, höchst erhabenen, allmächtigen und allgütigen Wesens, zum Glauben an ein künftiges Leben und zur Beobachtung vieler moralischen Vorschriften geleitet worden sind, die ohne die Empfehlung einer so phantasiereichen Religion keine Kraft über ihren Willen gewonnen haben würden. Denn mag auch das nachher erschienene moslemische Lehrbuch, Koran genannt, herrühren von wem es wolle: soviel ist sicher, daß es eine Menge ganz vortrefflicher Stellen enthält, zu denen die Bibel der Juden und der Christen und die edelsten Nationalgesänge den Stoff hergegeben haben.

Wieviel von diesem Buche bey Muhameds Lebzeiten entworfen sey, läßt sich nicht mehr bestimmen. Muhamed selber hatte weder lesen noch schreiben gelernt, und die Türken haben eine Tradition, wie der Engel Gabriel ihm zuerst in einer Höhle bei Mekka erschienen sey, und ihm gesagt habe: Gott hat dich zu seinem Propheten erkohren, siehe hier diese Schrift! Er aber habe

geantwortet, er könne nicht lesen. Da habe ihn der Engel beim Schopf ergriffen, und ihn dreimal zur Erde geworfen, und darnach habe er lesen können. Ob er auch das Schreiben nach dieser Methode gelernt habe, wird nicht berichtet; die Tradition sagt nur, daß derselbe Engel ihm die Lehren des Koran in einzelnen Bruchstücken innerhalb 23 Jahren eingegeben habe.

Eine lange Zeit war dieser Koran ein geheimer Schatz in der Familie des Propheten, wahrscheinlich also rührt seine gegenwärtige Gestalt erst von seinen Nachkommen her. Die Moslemer hegen eine heilige Ehrfurcht dafür, und ihr Vertrauen zu seiner Göttlichkeit geht so weit, daß sie häufig einen aufgeschriebenen Spruch daraus als einen Talisman auf dem bloßen Leibe tragen, oder in Gefahren wie eine Zauberformel zwischen den Zähnen murmeln. Er ist übrigens in der schönsten arabischen Sprache geschrieben, und hat wunderschöne, wahrhaft poetische Stellen. Er zerfällt in zwey Hauptttheile, einen dogmatischen und einen moralischen, und jeder ist dann wieder in Verse (arabisch Suren), wie unsere Bibel abgetheilt. In allem soll er 77639 Wörter und 323015 Buchstaben enthalten. Wohl zweihundert Jahre später ist dazu ein Anhang von mündlichen Erklärungen und Sagen gefügt worden, den die Türken Sunnah nennen, der aber mitunter sehr abgeschmackt seyn soll, auch

nicht von allen angenommen wird, wie denn die Muhamedaner in eben so viele Glaubensparteien, als die Christen, zerfallen sind.

Abraham, Moses, Christus, werden im Koran mit aller Achtung als göttliche Gesandten erwähnt, aber nur als Muhameds Vorläufer, und dem Range nach unter ihm. Die Bethäuser der Moslemer heißen Moscheen, ihr heiliger Tag ist der Freitag. Ein höherer Geistlicher heißt bey ihnen Mufti, ihre Mönche sind die Derwische. Sie verrichten die Vorschriften des Gesetzes mit vieler Andacht und Pünctlichkeit. Enthaltung vom Weine, Beschneidung und häufiges Waschen waren für jenes Klima gewiß sehr zweckmäßige Verordnungen. Beten, Fasten und Almosen befördert schöne Gewöhnungen, und der Koran sagt in seiner Bildersprache: „Beten führt auf halbem Wege zu Gott, Fasten bringt an den Eingang zum Himmel, und Almosen eröffnen die Thür.“ Daß jeder Moslem wenigstens einmal in seinem Leben nach Mekka wallfahrten muß, ist bekannt. Wie es bey dieser merkwürdigen Pilgerschaft zugehe, können jüngere Leser unter andern aus Sulzers Vorübungen lernen.

25.

Die Chalifen.

Chalife heißt im Arabischen ein Nachfolger. Unter diesem bescheidenen Titel nahm nach Muhameds Tode dessen trefflicher Schwiegervater Abu Bekr beides das Priester- und das Herrscheramt an sich. Er lehrte in den Moscheen und commandirte im Felde mit gleicher Geschicklichkeit. Der Prophet hatte nichts weiter als Arabien erobert. Abu Bekr fügte mit gleichem Glücke noch ein Stück von Syrien dazu. Sein eben so vortrefflicher Nachfolger, der Chalife Omar, brachte die Eroberung von Syrien, Phönicien, Aegypten und Palästina mit Jerusalem (637) zu Stande, und warf 651 das persische Reich, das seit Chosroes II. innerhalb 4 Jahren 9 Beherrscher gehabt hatte, über den Haufen. Omars Nachfolger verfolgten unermüdet die kriegerische Bahn. So stand in kurzem ein neues Weltreich da, das den Koran über die ganze Erde verbreiten zu wollen schien, und selbst den Papst in Rom in Schrecken setzte.

Daß dieser Enthusiasmus die Araber nicht bloß zu Großthaten, sondern auch zu Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten verleiten mußte, war natürlich. Ihm schreibt man den unersetzlichen Verlust der vortrefflichen Bibliothek zu

Alexandria zu. Es heißt, der sonst vortreffliche Chalife Omar habe bey der Eroberung der Stadt, 640, Befehl gegeben, sie zu vertilgen: „denn, habe er gesagt, entweder stehe in diesen Schriften das, was im Koran enthalten sey, und dann seyen sie überflüssig; oder etwas anders, und dann seyen sie gottlos." So habe man denn mehrere Wochen lang mit den klassischen Werken des Alterthums — die öffentlichen Bäder geheizt. Die Geschichte ist nicht genug verbürgt, indessen wenn sie nicht wahr ist, so ist sie doch ganz im Geiste eines glaubenswüthigen Barbarenvolks erdichtet.

Als der erste Eroberungsschwindel vorüber war, setzten sich die Helden fest, und sahen sich in ihren neuen Wohnsitzen ein wenig um. Der sechste Chalife, Moawijah (661—679) machte zuerst das Chalifat erblich, in dem Geschlecht der Omaijaden, das noch 750 einen Nebenzweig an dem Hause der Abbassiden erhielt. In der Folge machten sich die Statthalter der einzelnen Länder selbst zu unabhängigen Chalifen, ja späterhin drängten sich gar die Anführer der türkischen Leibwachen in die Chalifate ein. Der Chalife Al Mansur, ein trefflicher Fürst, erbaute um das Jahr 762 Bagdad, und wählte sie zu seiner Residenz. Er munterte sein Volk zum Handel und zu den Künsten auf. Schon 636 hatte ein Vorfahr am Zusammenfluß des

Euphrat und Tigris die Stadt Bassora angelegt; 670 entstand auch in Aegypten Kahira (Cairo) und wurde ein wichtiger Handelsplatz. Die Araber legten nun auch allmälig nach näherer Bekanntschaft mit den Griechen ihr Vorurtheil gegen die Bücher ab, und lernten griechisch, um die Werke der alten Philosophen, Naturforscher, Aerzte, Astronomen und Baumeister zu übersetzen. Sie legten sogar gelehrte Schulen, Sternwarten und Laboratorien an, doch haben sie nie eine eigentliche Aufklärung erreicht, oder irgend eine Wissenschaft weiter gebracht. Wir haben aus dieser Periode noch einige ihrer Wörter in unserer Sprache, z. B. Algebra, Almanach, Zenith, Alkali rc. Auch unsere Zahlzeichen, 1, 2, 3 rc. sollen aus dem Arabischen stammen. Die christkatholischen Beter endlich lernten von den Moslemern das Gebetabkugeln am Rosenkranze.

26.

Die Araber in Spanien.

(711 — 1492.)

Am merkwürdigsten ist wohl die lange Herrschaft, welche die Araber in Spanien behauptet

haben. Sie geriethen dahin, als eine verdrängte Partey der damals in Spanien hausenden Westgothen sie aus Afrika her, wo sie eben die Mauritaner unterjocht hatten, zu Hülfe rief. Der arabische Feldherr Tarik setzte zuerst nur mit weniger Mannschaft über den Kanal, ließ aber bald Verstärkung nachkommen, und vollendete die Eroberung des westgothischen Reichs, welches fast nur von uneinigen Priestern elend regiert wurde, in wenigen Jahren. Ja die Eroberungslust der Araber ging so weit, daß sie über die Pyrenäen zogen, und tief in Frankreich eindrangen, aus welchem der damalige fränkische Feldherr Karl Martell sie nur mit Mühe zurücktreiben konnte. Spanien konnten sie zwar auch nie ganz erobern, aber sie hatten doch lange den größten und schönsten Theil des Landes inne, verfertigten ihr schönes Corduanleder in Cordova, handelten in Cadix, studirten in Sevilla, Toledo und andern Städten, und steckten von dort aus die übrige Welt mit astrologischen und kabbalistischen Grillen an. Schon 755 machte sich ihr Statthalter Abderraman in Cordova von dem Chalifen in Bagdad unabhängig, und nahm selbst den Chalifentitel an. Es fehlte auch hier nicht an Unruhen und Grausamkeiten, die aber weitläuftig zu erzählen der Raum hier nicht verstattet.

27.

Rückblick auf Constantinopel.

(635 — 660.)

Einen gefährlichern Stoß konnte die alte Ruine des großen Römerreichs nicht erleiden, als durch diese furchtbaren Schwärme. Die Saracenen (d. i. die von Osten hergekommenen) gingen so rasch zu Werke, daß es schien, als wollten sie von dem griechischen Reiche auch gar nichts übrig lassen. Sie schlugen 635 ein Heer des Heraklius, nahmen Damaskus und ganz Phönicien weg, dann ganz Aegypten und zuletzt Syrien. 637 fiel Jerusalem, 638 Antiochien in ihre Hände. 647 eroberten sie fast die ganze Nordküste von Afrika, 648 die Insel Cypern, 653 Rhodus. Welche Verluste in so wenigen Jahren!

Rhodus besaß noch aus dem griechischen Alterthum ein seltenes und bewundernswürdiges Kunstwerk, die metallene Statue des Sonnengottes von so ungeheurer Größe, daß zwischen ihren Beinen die größten Schiffe durchsegeln konnten, denn man hatte sie queer über dem Eingange des Hafens auf zwey Postamenten aufgestellt. In der einen Hand hielt diese Figur ein Feuerbecken, in welchem man Nachts wie auf ei-

nem Leuchtthurm Feuer unterhielt *). Ein Erdbeben hatte es schon früh herabgestürzt, und seitdem war es nicht wieder aufgerichtet worden. Ein Jude aus Edessa kaufte jetzt die ungeheuren Trümmer als altes Metall den Saracenen ab, und nachdem er sie zu Schiffe an das feste Land von Syrien hatte bringen lassen, brauchte er neunhundert Kameele, um das Erz weiter ins Land zu schaffen.

Endlich gelang es dem Kaiser Constans II., 657, mit diesen Eroberern einen Frieden zu schließen, aber welch einen Frieden! Die Saracenen sollten alle eroberte Länder behalten, und dem Kaiser dafür einen Tribut entrichten.

Leider ward der Tribut sehr bald vergessen, und mit welcher Gewalt konnte ein so schwaches Volk ein so mächtiges zur Treue zwingen? Die Saracenen breiteten vielmehr ihre Geschwader rechts und links auf dem Mittelmeere aus, überschwemmten 670 Sicilien, 671 Cilicien, und belagerten das Jahr darauf und nachher noch 6 Jahre immer aufs neue Constantinopel, ohne die Stadt erobern zu können (672 — 678). Denn ihre Lage machte sie zu der ersten Festung der damaligen Welt, und wir wissen schon, wie lang-

*) Unter dem Namen des Kolosses von Rhodus können jüngere Leser von diesem Wunderwerk eine Abbildung in Bertuchs Bilderbuche sehen.

sam die Belagerungen fester Städte vor sich gingen, so lange unser Geschütz noch nicht erfunden war. Dennoch war das Schicksal der Griechen schon dadurch hart genug, daß ihr ganzes Gebiet von Feinden besetzt, und ihre Hauptstadt so lange eingeschlossen war. Mehr als einmal war das ganze Land in Hungersnoth.

Um diese Zeit theilte ein Grieche aus Syrien, Kallinikus (-), dem Kaiser eine glückliche Erfindung mit. Es war eine Mischung höchst entzündlicher Materien (Naphta und Schwefel gehörten dazu) die man bald in Töpfen oder Röhren, auch in eigenen Brandschiffen unter die feindliche Flotte warf, bald mit Flachs verbunden um Pfeile und Wurfspieße wand, um alles, was man damit traf, in Brand zu stecken. Man nennt diese Erfindung griechisches Feuer, und rühmt unglaubliche Wirkungen davon. Es brannte unter dem Wasser fort, und konnte nur mit Urin und Sand gedämpft werden. Es zerplatzte wie unsere Bomben, mit entsetzlicher Gewalt und starkem Knall und Dampf, und setzte die Araber in Furcht und Schrecken. Wie nahe mag man damals schon daran gewesen seyn, Schießpulver und Feuergewehr zu entdecken. Aber man verfolgte die erste Erfindung absichtlich nicht, um das Geheimniß nicht unter zu viele zu verbreiten, und deshalb fehlt es auch uns jetzt an bestimmten Nachrichten über dies

griechische Feuer. Als in der Folge das Schießgewehr erfunden ward, gerieth es ganz in Vergessenheit.

28.

Die Bulgaren.

Um diese Zeit etwa traten die vielerley slävischen Völker, welche das östliche Europa vom baltischen und weißen Meere bis an das schwarze und kaspische herab, überzogen hatten, in den einzelnen Abtheilungen hervor, deren Namen größtentheils noch jetzt bestehen. Wir hören von Pommern, Cassuben, Wilzen, Wenden, Russen, Luticiern (in der Lausitz), Böhmen, Mähren, Ungarn und Bulgaren. Diese letztern waren in das alte Mösien, die jetzige Bulgarey, eingerückt, und hatten dann in Verbindung mit den Avaren ihr Gebiet durch den Landstrich zwischen der Donau, der Theis und den Karpathen erweitert. Sonach waren sie die nördlichen Nachbarn der Griechen geworden, und wurden mithin auch bald, vermöge jenes alten Naturgesetzes, ihre Feinde. Daß sie im neunten Jahrhundert von ihnen das Christenthum annahmen, machte sie vor der Hand nicht milder. Sie waren ein wil-

des Volk ohne Städte, ohne feste Verfassung und Gesetze. Krieg, Jagd, Viehzucht und Pelzhandel waren ihre einzigen Beschäftigungen. Ackerbau ward nur von Sklaven getrieben. Die armen Griechen wurden hier abermals das Ziel eines beutehungrigen Volkes, eben da sie sich die Saracenen mit Mühe abgewehret hatten. Oft fielen beide Feinde zugleich, die Saracenen von unten, die Bulgaren von oben, das unglückliche Reich an, und ertrotzten sich Tribute. Die Kriege wurden von allen diesen Völkern mit empörender Grausamkeit geführt. Gefangene wurden fast nie ausgewechselt, gewöhnlich niedergehauen; oft zehn bis zwölftausend auf einmal!! Kaum konnten die griechischen Kaiser noch immer neue Heere aufbringen. Und wenn sie dann nur noch die Feldherren dazu gehabt hätten, oder selbst Männer gewesen wären! Oder wenn in dem lockern Reiche noch Einigkeit zu erhalten möglich gewesen wäre! Aber die Regierung ward meist von Verschnittenen verwaltet, und während das Reich in der größten Gefahr war, erwürgte man sich drinnen um Glaubenslehren. Von Fürstenschicksalen nur folgende Beispiele:

29.

Die Nachfolger des Heraklius.

(641 — 716.)

Der Kaiser Heraklius hinterließ zwey Söhne, Constantin III. und Herokleonas. Jener starb schon im ersten Jahre (641), und da man deshalb einen Verdacht auf seinen Halbbruder Herakleonas und dessen Mutter Martina warf, so wurde jenem die Nase, dieser die Zunge ausgeschnitten, und beide wurden ins Elend geschickt.

Es folgte der älteste von Constantins Söhnen, Constans II. Nachdem er schon 27 Jahre regiert hatte, ließ er aus Furcht seinen eigenen Bruder tödten, that darauf einen Zug nach Italien, und wurde in Syrakus von einem Diener mit einem Wassergefäße im Bade erschlagen (668).

Ihn rächte sein Sohn und Nachfolger Constantin IV., der Bärtige. Auch dieser fand nöthig, seinen beiden Brüdern die Nasen abzuschneiden. Er starb schon im Sept. 685, und hinterließ das Reich seinem ältesten Sohne Justinian II., einem durchaus untauglichen Regenten, dessen Lieblingsminister ein Verschnittener und ein Mönch waren. Jener als Präfect des Pallastes, züchtigte zuweilen des Kaisers Mutter mit der Peitsche; dieser als Finanzminister

nister ließ säumende Steuereinnehmer mit dem Kopfe unten über ein langsames Feuer hängen. Durch eine solche innere Verwaltung, durch einen schimpflich geendigten Krieg mit den Bulgaren, und durch Glaubensstreitigkeiten ward das Volk aufs höchste gegen diesen Kaiser aufgebracht. Die lauten Aeußerungen des Mißvergnügens reizen ihn zur Tücke. Er will ihnen zeigen, daß er noch ihr Herr sey, und giebt seinen Soldaten heimlich den tyrannischen Befehl, eine Anzahl Einwohner von Constantinopel in einer Nacht in ihren Häusern zu überfallen und zu ermorden, den Patriarchen zuerst. Zum Glück wird der Anschlag verrathen, die Straßen füllen sich, die ganze Stadt geräth in Aufruhr; Leontius, ein wackrer General, tritt an die Spitze des Volks, öffnet die Gefängnisse, und stürmt gegen den Pallast des Kaisers an. Der Patriarch fliegt mit glühendem Gesichte durch die dichten Haufen, und feuert sie noch mehr zur Rache an. „Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat!" schreit er, und mit diesem biblischen Wahlspruch dringt er mit Leontius durch die Schloßpforte. Das Volk erhebt draußen ein wüthendes Geschrey, und verlangt des Kaisers Kopf, aber der mäßige Leontius begnügt sich, ihm bloß die Nase und Zungenspitze abzuschneiden, und ihn so nach der Krim ins Elend zu schicken (694).

Nun war Leontius Kaiser, aber wie lange? Drey Jahre nachher gewinnt ein anderer General, Absimar, genannt Tiberius, durch Hülfe der Armee die Oberhand, bemächtigt sich seiner, schneidet ihm gleichfalls die Nase ab, und steckt ihn in ein Kloster in Dalmatien (697).

Und Tiberius? wie lange regierte er? Sechs Jahre; da ward Justinian, der bey den Bulgaren Schutz gefunden hatte, durch Hülfe dieses Volks wieder eingesetzt, und regierte ohne Nase und Zunge noch acht Jahre. Er war der Elende, der dem römischen Papste zuerst die Füße küßte. Tiberius war grausam ermordet worden (703).

Aber auch Justinian II. ward endlich noch hingerichtet, und nach seinem Tode (711) kam Philipp Bardanes auf den Thron. Er saß zwey Jahre darauf, dann stießen sie ihn herunter, und stachen ihm die Augen aus (713).

Sein Nachfolger hieß Anastasius. Er regierte auch zwey Jahre, und entging der schmählichen Blendung noch mit Mühe durch eine freiwillige Niederlegung (715).

Ihm folgte Theodosius III. Er war ein Jahr lang Kaiser, dann dankte er gleichfalls freiwillig ab (716).

So geht es zu unter einem Volke, das seine innere Kraft und alle die begeisternden Ideen von Pflicht, Ruhm und Vaterlandsliebe verloren

hat. Gerade wie der einzelne Mensch im Alter in Thorheit und Schwäche versinkt, und derselbe nicht mehr scheint, der einst als Jüngling so kräftige Thaten vollführte, so beschleicht auch die Nationen im Ganzen nach einer blühenden Jugend und einer kraftvollen Mannheit zuletzt ein mitleidswürdiges Alter, und eine traurige Reihe von Thorheiten, den Zeitgenossen selbst unerklärlich, führt sie der letzten Auflösung zu.

30.

Leo der Isaurier.

(716—741.)

Während dieser Zerrüttung fallen die Saracenen aufs neue über das griechische Reich her. Jetzt that es noth, einen einsichtsvollen und durchgreifenden Anführer zu erwählen, und so fiel denn die Wahl auf einen Mann von niedriger Herkunft, auf den Leo Isauricus. Dieser ergriff mit besonnener Kühnheit das Steuer des lange schwankenden Schiffes, zwang die Saracenen, die Constantinopel schon wieder ein ganzes Jahr belagert hatten, zum Abzuge, und nöthigte ihnen durch sein männliches Betragen Achtung ab.

Dagegen verlor er durch eben diese Beharrlichkeit, als er sie auch dem religiösen Geiste seines eigenen Volks entgegensetzen wollte, den Theil von Italien, den seine Vorfahren bisher noch immer behauptet hatten. Es war nämlich jetzt eine ganz neue Art von Aberglaube eingeschlichen. Seitdem prunkliebende Bischöfe die Kirchen mit Gemälden und Bildsäulen von Heiligen auszuschmücken angefangen hatten, ging die Andacht, mit der der gläubige Haufe zuerst diese Bilder betrachtete, allmälig in vergötternde Anbetung über. Nicht nur, daß man vor ihnen niederkniete, man kratzte ihnen auch etwas von der Vergoldung ab, und schüttete es in den Abendmahlswein; Mütter legten ihre neugebornen Kinder solchen Statuen in die Arme, um sie des Segens der Heiligen theilhaftig zu machen; Kranke rieben ihre Binden und Betten an ihnen, um gesund zu werden. Diesem Unfug zu steuern verbot Kaiser Leo allen Bilderdienst, und ließ Gemälde und Statuen aus den Kirchen werfen. Das erregte allgemeinen Aufstand, aber der Kaiser kehrte sich nicht daran. Der Patriarch schrie laut über Ketzerey, dafür ward er abgesetzt, und ein anderer an seine Stelle erwählt, der das nicht für Ketzerey hielt. Papst Gregor II. in Rom untersteht sich, drohende Briefe zu schreiben, dafür schreibt Leo wieder einen an seine Statthalter in Rom und Ravenna, worin er

befiehlt, ihm den Papst gefangen auszuliefern. Das gelingt zwar nicht, denn das Volk nimmt den Papst in Schutz, und tödtet die Statthalter (Exarchen), wirft des Kaisers Bildsäulen um, und erwählt sich eigene Obrigkeiten, aber ehe Leo nachgiebt, läßt er lieber das ganze Land fahren. So unglücklich sind allemal die Folgen, wenn ein Fürst sich mit offenbarer Gewalt einer entschiedenen Neigung seines Volks widersetzt. Auch seine morgenländischen Provinzen litten während dieses Streits sehr durch die Saracenen. Er hinterließ das Reich seinem Sohne Constantin Kopronymus *) von außen und von innen schwankend.

31.

Leo's Nachfolger.

(741 — 780.)

Constantin behauptete seine Würde mit gleichem Nachdruck wie sein Vater, dem er strenge in seinen Grundsätzen folgte. Er ließ den Bil-

*) Von κοπρος, Koth, und ὄνυμα (dorisch) der Name. Die Priester von der Gegenpartey rückten ihm sogar das auf, daß er als Kind den Taufstein besudelt hatte.

verdienst durchaus nicht aufkommen, und schrieb auf das Jahr 754 ein allgemeines Concilium aus, auf welchem derselbe nebst noch mehreren eingeschlichenen Mißbräuchen gänzlich aufgehoben werden sollte. Es versammelten sich 338 Bischöfe zu Constantinopel, und der Kaiser selbst führte den Vorsitz. Es ward festgesetzt, daß Apostel und Märtyrer hinfort nicht mehr Heilige genannt, und daß weder bey ihnen noch bey der Maria Fürbitten eingelegt werden sollten. Widerspruch litt Constantin nicht; die Bischöfe, welche sich damit ein Ansehen geben wollten, wurden auf der Stelle abgesetzt, und einige Mönche, die Trotz und Lästerung versuchten, verloren gar das Leben. Diesem Orden war der Kaiser überhaupt von ganzer Seele gram; er hielt die Mönche für Tagediebe und Unruhstifter, und ihr eheloses Leben dem Staate nachtheilig. Daher räumte er einmal in ein Paar Klöstern alles Ernstes auf, trieb die Mönche und Nonnen hinaus, und that sie zusammen, sie mochten heyrathen wollen oder nicht. Sie mußten sich trauen lassen und arbeiten. Aus ihren Klöstern machte er Kasernen für seine Soldaten. Einst bey den Kampfspielen ließ er eine Menge der gegenwärtigen Mönche und Nonnen aufgreifen, sie paarweise vertheilen, und so in Procession Hand in Hand rings innerhalb der Rennbahn, wie bey einer

Polonaise herumgehn. Das Volk lachte, und konnte den Kaiser nicht hassen.

Aber kaum waren zehn Jahre seit jener Kirchenversammlung vergangen, da hob der Bilderdienst abermals sein Haupt empor. Jetzt bekämpfte Constantin das Unwesen mit Härte. Alle Unterthanen mußten schwören, keine Bilder anzubeten, und wer es nun noch that, ward hingerichtet oder geblendet. — Im Jahre 767 griff er auch die Reliquien an, und ließ viele derselben ins Meer werfen, unter andern den Leichnam der heiligen Euphemia, der in einem steinernen Sarge aufbewahrt wurde, und nach der Sage Oel ausschwitzen sollte. Listige Pfaffen erbauten dafür die Reliquienfreunde mit dem Mährchen: Sarg und Körper seyen glücklich und unversehrt bey Lemnos wieder ans Land geschwommen.

Constantin Kopronymus regierte 35 Jahre, und trug den Purpur mit Ehren. Er starb 776 am Fieber. Ihm folgte sein Sohn Leo IV. Fünf andere Söhne wurden, der eine ohne Augen, die vier andern ohne Zungen ins Elend geschickt, weil sie verdächtige Bewegungen gemacht hatten. Auch Leo IV. gehört unter die Zahl der sogenannten Bilderstürmer. Seitdem er einmal in seiner Gemahlin Kabinet zwey versteckte Bilder gefunden, hob er alle eheliche Gemeinschaft mit ihr auf. Aber dafür starb er auch eines

sehr plötzlichen Todes nach seiner kurzen Regierung (780).

32.

Die Kaiserin Irene.

(780—802.)

Irene hieß diese Gemahlin. Sie war die Tochter eines Chans der Chazaren, und ein kühnes, kluges und herrschsüchtiges Weib. Nach ihres Gemahls Tode trat sie als Vormünderin des noch jungen Prinzen Constantin die Regierung an, und verschaffte sich geschwind einen Anhang dadurch, daß sie das Anbeten der Bilder wieder frey gab, und alle strenge Gesetze und Concilienschlüsse ihrer Vorgänger aufhob. Ja um diese Wohlthat recht feierlich zu machen, sollte ein Concilium zu Constantinopel 786 dieselbe bestätigen. Aber dagegen setzte sich einmüthig die brave Leibwache der alten Kaiser; sie jagten die Bischöfe auseinander, und drohten sie umzubringen, wenn sie die Bilder wieder einführen würden.

Irene war klug genug, die Sache vor der Hand ruhen zu lassen. Allmälig aber wußte sie die Leibwache zu trennen und mit guter Art zu

entfernen, und nun kam wirklich 787 ein Concilium, und zwar zu Nicäa, zu Stande, bey dem es sehr tumultuarisch herging. In aller Geschwindigkeit wurden hier die Schlüsse des letzten Concils vernichtet, und der Bilderdienst im ganzen Reiche wieder hergestellt.

Jetzt war sie darauf bedacht, ihre Macht nach außen hin zu erweitern. Damals lebte gerade der berühmte Beherrscher der Franken, Karl der Große, welcher mehrere Töchter hatte. Von diesen begehrte sie eine für ihren Sohn Constantin zur Ehe, und Karl willigte ein. Schon ward ein Verschnittener nach Deutschland geschickt, die Prinzessin Rotrudis im Griechischen zu unterrichten, allein die Sache ging wieder zurück, und Irene zwang ihrem nun mündigen Sohne eine andere Gemahlin auf. Er war ein schwacher Mensch; sie konnte ihm alles bieten.

Dennoch gab er einmal seinen Vertrauten Gehör, welche ihn aufmunterten, die Regierung doch nun allein zu übernehmen, und seine Mutter, die ihn noch immer wie ein Kind behandle, von allem Einflusse zu entfernen. Sie wünschten das natürlich um ihrer selbst willen, denn sie wollten gern unbeschränkte Minister seyn, und darin stand ihnen Irenens Herrschsucht im Wege. Zum Unglück erfuhr die Kaiserin den Anschlag, sie schickte die Rathgeber ihres Sohnes,

zum Theil verstümmelt, ins Elend, züchtigte den jungen Kaiser mit eigner Hand, sperrte ihn in sein Zimmer ein, und ließ auf der Stelle die Truppen und den Senat zusammen kommen, ihr zu schwören, daß man sie, und nicht den Constantin, als die rechtmäßige Obrigkeit anerkennen wolle. Aber die besten Truppen, des Weiberregiments überdrüßig, weigern sich des Eides, versprechen dem jungen Kaiser ihre Hülfe; in einem allgemeinen Auflauf stimmt das ganze Volk in das Geschrey der Soldaten ein, und Constantin VI. wird laut zum Kaiser ausgerufen. Die Schonung, mit der er jetzt seine Mutter behandelte, gereicht ihm zur Ehre. Er führte sie höchst ehrerbietig aus dem Kaiserpallaste in eins ihrer Häuser, schickte ihre Räthe ins Elend, und rief seine eignen verbannten Freunde schnell zurück (790).

Das beleidigte Weib brütete schreckliche Rache. Alles mütterliche Gefühl wich dieser heftigern Leidenschaft. Schon bey Zeiten war sie darauf bedacht gewesen, sich einen Privatschatz zurückzulegen, um im Nothfall nicht ohne Hülfe zu seyn. Jetzt nun öffnete sie ihre Kisten, eine Menge feiler Menschen zu besolden, die ihren Sohn durch ausgestreute Gerüchte bey dem Volke verhaßt machen mußten. Verläumder mußten ihm erdichtete Verschwörungen verrathen, in die seine besten Freunde und Räthe verwickelt

wären. Er ließ sich täuschen, und viele brave Männer, über deren vermeinte Schuld ihm das Herz blutete, wurden auf seinen Befehl unschuldig hingerichtet. Er wollte nichts Böses, und that doch so viel, bloß weil es ihm von jenen eigennützigen Rathgebern als nothwendig und gerecht vorgestellt wurde. Sie überredeten ihn, seine Gemahlin zu verstoßen, die Irenen nun nicht mehr zu Willen lebte, und deren Kammerfräulein zu heyrathen. Seinem Oheim ließ er die Augen ausstechen, und vier andern Verwandten die Zungen ausschneiden. Das Volk murrte über diese Grausamkeiten, aber Irene lachte schadenfroh hinter ihrem Fenster, denn daß sie die Stifterin alles dieses Unrechts sey, ahnte niemand.

Da sie endlich durch ihr eingezogenes Leben die gute Meinung des Volks wieder gewonnen zu haben glaubte, spitzte sie 797 den letzten Bolzen, der ihres Sohnes Leben galt. Er war eben abwesend, denn die Saracenen und Bulgaren machten ihm viel zu schaffen, und er überwand sie glücklich. Hier nun stiftete Irene durch große Bestechungen einige unzufriedene Hauptleute an, ihn zu ermorden. Der unglückliche Constantin wurde plötzlich überfallen, und fest an die Erde gedrückt. Er sah ein schreckliches Messer auf seine Augen gerichtet. Man stach sie ihm mit einer Grausamkeit aus, die ihn fast wahnsinnig

machte. Die Rabenmutter befand sich in der Nähe, damit sie gleich bey der Hand seyn konnte, als die Mörder sie zur Regentin ausriefen. So erstickte die Herrschsucht die heiligsten Gefühle der Natur.

Irene hatte nun zwar die Herrschaft wieder, aber nicht die Liebe und das Zutrauen des Volks. Ihre geheimen Bosheiten konnten wohl nicht verborgen bleiben. Als es aber 801 gar ruchtbar ward, daß sie abermals mit Karl dem Großen unterhandle, und ihm, der nun Wittwer war, Heyrathsvorschläge habe machen lassen, so wandten sich die Gemüther völlig von ihr ab. So elend der Staat auch zusammenhing, so wollten doch die Griechen lieber ihre eigene schlechte Verfassung behalten, als sie mit einem fremden Joche vertauschen. Es entspann sich eine Verschwörung, die Kaiserin ward mit List gefangen und in ein Kloster gesteckt, und eine Partey rief den Patricier Nicephorus zum Kaiser aus. Irene starb bald darauf in dem Exile zu Lesbos.

33.

Die Franken.

(678—750).

Jetzt ist es Zeit, den Blick wieder auf das Abendland zu werfen. Das große Reich der Franken hatte seit seines Errichters, Chlodwigs, Zeiten wenig gewonnen. Bald in zwey, bald in drey Stücke zertheilt (Ost-, West- und Südfranken oder Burgund), bald in eins vereinigt, hatte es keinen einzigen großen Regenten wiederbekommen, und war oft der Schauplatz wilder Anarchie und grausamer Bruderkriege gewesen. Unter schwachen Königen hatten die Oberhofmeister (majores domus) die Gewalt eines Großveziers an sich gerissen.

Im Jahre 678 bestand das Ganze nur aus zwey Theilen, denn Neustrien (Westfranken) und Burgund waren unter Theuderich III. vereinigt. Ueber Austrasien (Ostfranken) herrschte Dagobert III. Dieser ward in dem erwähnten Jahre ermordet, und nun hätte Theuderich das Ganze vereinigen sollen. Aber die Ostfranken wollten nicht unter Theuderichs Herrschaft stehen, sondern wählten sich zwey Anführer, Martin und Pipin von Herstall, so genannt von einem Schlosse an der Maas unweit Lüttich. Es wird ein langer Krieg geführt.

Martin wird ermordet. Einige Zeit darauf auch Ebroin, der Oberhofmeister von Neustrien (682). Zuletzt, nach langen Räuberzügen entscheidet 687 eine Schlacht bey Testri an der Somme für Pipin. Theuderichs neuer Oberhofmeister Berchar wird auf der Flucht umgebracht, und mit Theuderich selbst schließt Pipin den Vergleich, daß er König bleiben, ihn aber zum Oberhofmeister in allen drey Reichen machen solle. Seitdem schreibt sich Pipin dux et princeps Francorum, und die Jahre seiner Würde werden auf den Urkunden neben denen der königlichen Regierung mit angemerkt.

Der König Theuderich wurde auf seinem Schlosse zu Paris so gut als gefangen gehalten. Ihn zu beobachten ließ Pipin einen seiner Getreuen, Norbert, bey ihm zurück; er selbst ging wieder nach Ostfranken, dem Hauptsitz seiner Macht. Das Vertrauen des Volks noch mehr zu gewinnen, stellte er die alten Märzfelder wieder her, Reichstage, am ersten März jedes Jahres gehalten, zu denen sich die ganze Nation versammelte, die Unternehmungen des beginnenden Jahres zu besprechen, Gesetze zu geben und Klagen abzuhören. Die eigene Sicherheit zwang den klugen Mann, auf Wohlthaten jeder Art zu sinnen.

Theuderich starb schon 691. Ihm folgte sein zehnjähriger Sohn Chlodwig III. Auch

dieser starb früh (695), und hinterließ den Königstitel seinem Bruder Childebert III., dem schon wieder 711 sein Sohn Dagobert III. folgte. Sie alle überlebte Pipin, und als der Hüter Norbert starb, sandte Pipin seinen eigenen Sohn Grimoald als Oberhofmeister nach Neustrien.

Während dessen wurden die Franken fleißig in den Krieg, ihr Element, geführt. Unter den vorigen schlaffen Regierungen waren die alten Bundesgenossen des Frankenreichs, Britten, Friesen, Allemannen, Baiern, abgefallen. Jetzt sollten sie wieder unterworfen werden. Zuerst gings gegen Ratbod, den Friesenherzog. Er wird geschlagen (689) und verspricht Tribut. Er bricht sein Wort, und wird abermals bekriegt (697). Eine Heyrath zwischen seiner Tochter Teutsinde und Pipins Sohn Grimoald sichert den neuen Bund. Die Schwaben und Baiern widersetzen sich länger. Pipin von Herstall stirbt endlich nach einer 24jährigen Regierung voller Kraft (714, Dec.), acht Monate nach der Ermordung seines Sohnes Grimoald.

Nicht lange darauf stirbt auch der König Dagobert III. zu Paris (715) und hinterläßt ein Söhnlein, Theuderich, noch Kind. Die Ostfranken wollen nicht dem Kinde, die Westfranken nicht dem in Deutschland zu erwählenden Majordomus gehorchen, und doch wollen sie

sich auch nicht trennen. So entsteht abermals innerer Krieg. Die Westfranken schicken den kleinen Theuderich ins Kloster, und holen sich statt seiner einen erwachsenen König, Chilperich II., heraus. Die Ostfranken wählen Pipins zweiten Sohn Karl, von seines Armes Kraft der Hammer (Martellus) genannt, zum Herzog. So ziehen die Franken diesseit und jenseit des Rheins gegen einander. Aber die deutsche Kraft ist stärker. Bey der Abtey Stablo wird Chilperich blutig zurückgeschlagen (716).

Im folgenden Jahre sucht Karl Martell den König wieder auf. Eine neue Hauptschlacht bey Cambray (717) giebt ihm abermals Sieg; Chilperich muß nach Paris fliehen, und den Herzog Eudo von Aquitanien, einen sträflich abgefallenen Bundesgenossen, um Beistand bitten. Neue Feldzüge, neue Schlachten. Bey Soissons wird endlich 719 das westfränkische Heer völlig aufs Haupt geschlagen, der neue König muß seine Staaten räumen, und in Aquitanien Schutz suchen. Bis Orleans verfolgt ihn Karl Martell, dann giebt er den vereinigten Franken einen König nach seiner Wahl, den Merovinger Chlotar, und kehrt als dessen einziger Majordomus wieder über seinen Rhein zurück.

Aber dennoch machte Chilperichs Aufenthalt bey dem Eudo ihm Sorgen. Damals hatten die Saracenen schon Spanien erobert, und von einer

einer Verbindung Eudo's mit diesen ungeschlachten Schwärmen waren böse, weitaussehende Händel zu fürchten. Als daher zum Glück Chlotar noch in demselben Jahre starb, neigte sich Karl Martell zu friedlichen Unterhandlungen. Er willigte ein, den Chilperich als König zu erkennen, wenn er selbst von ihm als Majordomus des vereinigten Frankenreichs bestätigt werden würde. Er regierte nun von Deutschland aus eben so unumschränkt als sein Vater Pipin, und Chilperich ward auf seinem Schlosse zu Attigny eben so beobachtet als vormals Dagobert. Er starb aber auch schon 720, und seine Stelle nahm nun der wieder aus dem Kloster hervorgezogene, jetzt erwachsene Theuderich II. ein.

Nun gingen die Kriege gegen die abgefallenen Baiern ꝛc. wieder an. Aber 731 traten andere Feinde auf, jene Saracenen, die auch noch den Theil von Gallien zu erobern wünschten, den ehemals die Westgothen inne gehabt. Wirklich nahmen sie auch dem Eudo den größten Theil seiner Provinz weg, und namentlich der chalifische Statthalter Abderramen drang bis an die Garonne vor, belagerte Bourdeaux, und machte schon Anstalt, die reichen Kirchenschätze von Tours wegzuholen. Da erschien auf Eudo's Hülferuf der Majordomus Karl, und lagerte sich mit seinen Franken bey Poitiers dem wilden Feinde gegen über. Es geschah eine blutige

Schlacht. Abderramen blieb nebst vielen Tausenden auf der Wahlstatt, und der Rest entfloh nach Septimanien. Karl verfolgte sie nicht, sondern ging bey Orleans über die Loire zurück.

Die wieder abgefallenen Friesen riefen ihn nach Norden hinauf. Sie trotzten auf ihre Sümpfe, aber der unternehmende Mann, wohl vergleichbar dem Drusus, hätte er einen gleichen Geschichtschreiber gefunden, landete unvermuthet mit einer Flotte an ihren ihm unzugänglich geglaubten Küsten. Er erlegte ihren Herzog Poppo im Treffen (734) und brachte das ganze Friesland unter fränkische Botmäßigkeit zurück.

Von da ging es wieder nach Südfrankreich. Abermals waren die Saracenen eingefallen, und plünderten das Land bis nach Lyon hinauf. Karl Martell schickte zuerst 737 seinen Bruder Childebrand gegen sie, und bald folgte er selbst nach, seinem Namen getreu, zerschmetternd und zermalmend für die Feinde. Sie flohen über die Rhone zurück, und in einem zweiten Feldzuge, 739, wurden sie ganz aus Frankreich vertrieben. Eudo war nun todt, und Karl vereinigte ganz Languedoc mit dem Frankenreiche.

Schon zu Anfang dieses letzten Krieges, 737, war der schwache König Theuderich II. gestorben. Karl ließ den Thron länger als vier Jahre unbesetzt, in Hoffnung, man solle ihm einen schmeichelnden Antrag machen, allein die

deutsche Treue, mit der die Nation an der Familie der Merovinger hing, widerstrebte mit religiöser Scheu diesem Gedanken. Karl Martell starb selbst darüber hin (22. Oct. 741, etwa 50 Jahre alt, auf seinem Schlosse zu Quiercy an der Oise), nachdem er zuvor auf einem Reichstage sein Oberhofmeisteramt unter seine drey Söhne, Karlmann, Pipin und Griso, getheilt hatte.

34.

Ausbreitung der Priesterherrschaft im Frankenreiche.

(600 — 750).

Es ist eine seltsame Erscheinung, mitten durch all das kriegerische Gewühl einzelne friedfertige Mönche mit Kruzifix und Gebetbuch andächtig hinpilgern, und bald in einer Stadt, bald im einsamen Walde eine Klausnerhütte aufbauen zu sehen. Die Bischöfe von Kölln, von Noyon, von Tongern ꝛc. sandten Bekehrer und Täufer in Menge unter die noch heidnischen Nordfranken. Der heil. Amandus hat die Einwohner von Gent zum Schooße der Kirche gebracht, Remaclus ist der Stifter der Klöster

Stablo und Malmedi (Malmundarium). Die prächtige Kirche, die dem 707 erschlagenen Bischof Lambert zu Ehren erbauet ward, machte Lüttich erst zu einer Stadt. In der Gegend von Würzburg predigte zuerst ein Irländer, Kilian, Sec. 6. das Evangelium. In Baiern verdiente sich Sanct Emmeran durch seinen Eifer die Märtyrerkrone (652). Die Kirche zu Salzburg (damals Juvavia) ward um das Jahr 672 von dem heiligen Rupert gestiftet. Gleichzeitig mit diesem war der heilige Corbinian, erster Bischof zu Freisingen.

Das abgelegene Irland war früh der Sitz des Mönchsthums, und in der That auch des geistlichen Fleißes geworden, und mancher Bekehrer ist von dort in das nördliche Deutschland herübergekommen. So sandte Ekbert, ein in Irland lebender englischer Mönch, mehrmals kleine Gesellschaften von seinen Landsleuten zu den Friesen, Dänen, Rügen und Sachsen, denen sie durch die Verwandtschaft der Sprachen verständlicher und willkommener als die Gallier waren. Die Friesen sträubten sich aber doch noch gegen sie, denn sie wollten mit den verhaßten Franken auch die Götter nicht gemein haben, und darum wurden mehrere Bekehrer weggejagt. Erst Willibrod, ein unermüdeter Prediger, der 691 aus Irland, wo er studirt hatte, nach Friesland kam, fand einigen Eingang mit seiner Lehre,

worauf er nach Rom ging, und 696 vom Papst Sergius I. zum Erzbischof über Friesland geweiht ward. Bey seiner Zurückkunft wies ihm Pipin von Herstall ein Schloß Wiltaburg, an dem Orte, wo jetzt Utrecht liegt, zu seinem Bischofssitze an. Er hat bis 739 gelebt, immer seinem frommen Geschäft nachgehend, das ihn bis an die dänische Insel Heiligeland geführt haben soll. Aufgereizt von seinem Beispiel gab der fromme Bischof Wulfram von Sens seine Kirche auf, und zog nach Friesland, gleichsam dem heiligen Wilibrod zu Hülfe. Ratbod selber war schon mit einem Fuße in den Fluß getreten, um die Taufe zu empfangen, als ihm noch die Frage einfiel, wohin seine ungetauften Vorfahren gekommen. Auf die Antwort: in die Hölle, zog er geschwind den Fuß zurück, und sagte, so wolle er lieber mit ihnen verdammt, als mit den Christen selig werden.

35.

Der heilige Bonifacius.

(720 — 754).

Einen vorzüglichen Namen unter den Bekehrern jener Zeit hat sich der englische Mönch

Winfried, nachher Bonifacius genannt, gemacht. Gebürtig aus Wessex verließ er sein Kloster früh, um auf dem Wege des heiligen Wilibrod hier hohen Ruhm, dort höhere Seligkeit zu erringen. Mit einem Empfehlungsschreiben vom Bischof Daniel zu Winchester ging er 718 nach Rom, wo ihn Papst Gregor II. in seinem Vorsatz bestärkte. Drey Jahre lang diente er hierauf dem Wilibrod in Friesland als Gehülfe, aber 722 ging er nach Thüringen, um hier, wie es die Sprache jener Zeiten nennt, dem Herrn einen neuen Weinberg zu pflanzen. Es ging ihm wunderbar von Statten; sein begeistertes Gesicht, und die Wunderdinge, die er von den Heiligen des Himmels, von dem Statthalter Gottes in Rom und von der sündevergebenden Gewalt der Priester erzählte, machten viele der staunenden Hörer gläubig.

Der kluge Gregor II. erkannte sehr wohl, welch ein brauchbares Werkzeug ihm in diesem so thätigen und dabey so lenksamen Manne, der nur als Diener glänzen wollte, gegeben sey. Er rief ihn ehrenvoll zurück, weihte ihn zum Bischof, ohne ihn an einen bestimmten Sprengel zu binden, ließ ihn beim Grabe des Apostels Petrus schwören, sich auch in der Entfernung niemals von der römischen Kirche abzusondern, und auch andern Bischöfen, die es etwa versuchen möchten, immer kräftig zu widerstehen; er

gab ihm ein Büchlein mit, darin die Rechte des Papstes und die Verfassung der Kirche umständlich dargelegt waren, damit er die Völker ja nicht unrecht belehrte, und endlich versah er ihn mit Empfehlungsschreiben an Karl Martell, an die fränkischen Geistlichen, an einige schon getaufte Thüringer und an die gesammte Nation der Sachsen *). Der Schutz des Majordomus mußte ihm den besten Nachdruck geben. Er fand indessen an den alten Volksbegriffen noch manchen Widerstand. Nicht überall gelang es ihm, wie unter den Hessen bey Geismar, die alte Eiche Thors niederzuhauen. Oft mußte er noch zu seinem Aerger Pferde opfern und ihr Fleisch, desgleichen rohen Speck, essen sehen, ja, was wirklich schauderhaft ist, er fand unter den alten Sachsen noch Menschenopfer im Gebrauch, und konnte nicht verhindern, daß selbst getaufte Franken den Heiden ihre Sklaven zum Schlachten verkauften.

Nicht selten mußte er, zumal in dem von Kriegesschwärmen verheerten Thüringen, mit Mangel und Gefahren kämpfen. Aber außer dem schönen Ersatz, den ihm sein Gewissen gab,

*) Wir haben diese Briefe noch übrig. Die Aufschrift auf dem an die Thüringer lautet: Viris magnificis, filiis, Asulfo, Godolavo, Wilarco, Gundovaldo et omnibus deo dilectis Thuringis fidelibus.

hatte er auch die Freude, noch andere zu seiner Nachfolge zu begeistern. Vorzüglich von seinen Landsleuten reiseten ihm viele nach, und selbst Weiber ergriff der fromme Eifer. Einer heiligen Thekla, Lioba, Walpurgis, vertraute er besondere Klöster an. Ein heiliger Pirminius stiftete unter den Allemannen, besonders im Elsaß, neue Klöster, von denen das zu Reichenau in Schwaben, etwa 724 angelegt, am berühmtesten geworden ist.

Unterdessen starb (731) Gregor II. Sein Nachfolger, der den Namen Gregor III. annahm, handelte ganz in seinem Geiste fort. Er schickte dem treuen Bonifacius das Pallium und bestellte ihn zum Erzbischof und päpstlichen Vikar über alle Kirchen in Germanien. Als darauf derselbe 738 nach Rom, sich zu bedanken, reisete, ward er nicht nur väterlichst aufgenommen, sondern auch über sein ferneres Verhalten in den neu erworbenen Provinzen sorgfältigst unterrichtet. Die Bischöfe der Franken aber und der benachbarten Völker wurden durch Briefe, die zum Theil noch vorhanden sind, ermahnt, diesen Bonifacius als ihr Oberhaupt und des Papstes Statthalter zu verehren, sich zu den Versammlungen, die er ausschreiben würde, zu stellen, und solche abscheuwürdige Priester, die sich der römischen Kirche entzögen, ja nicht unter sich zu dulden.

So erhielten die bisher in Deutschland noch vereinzelten Kirchen Zusammenhang und organische Verfassung. Das ganze Herzogthum Baiern z. B. ward mit Bewilligung des Herzogs und der Nation vom Bonifacius in vier bischöfliche Diöcesen, Salzburg, Regensburg, Freisingen und Passau getheilt, deren Bischöfe er selbst ordinirte. Das Jahr darauf, 740, errichtete er einen neuen bischöflichen Sitz zu Neuburg an der Donau, der nachher mit Augsburg vereinigt worden ist. Hierauf wandte er sich nach Franken, wo er 741 mit Karlmanns Genehmigung seine drey Gehülfen und Landsleute Burkhard, Willibald und Wittan als Bischöfe zu Würzburg, Eichstädt und Buraburg bey Fritzlar einsetzte. Es fiel auch mancher Streit vor, z. B. mit einem Priester Virgilius in Baiern, einem Irländer von Geburt, welcher dem heiligen Bonifacius ins Gesicht behauptete, die Erde sey kugelrund und auf der andern Seite auch bewohnt. „Wenn es klar ist, schreibt der Papst Zacharias (741 — 52) an Bonifacius, daß er bey dieser verkehrten und gefährlichen Lehre wirklich beharret, so muß er nach berufener Versammlung aus der Kirche gestoßen und seines priesterlichen Schmucks entkleidet werden."

Um das Jahr 745 dachte endlich dieser Papst darauf, seinen im Dienst der Kirche rühmlich ergrauten Apostel zur Ruhe zu setzen, und gab

ihm das Erzbisthum Mainz mit dem Primat über alle von ihm gestiftete Bisthümer. Aber auch von hier aus unternahm der unermüdliche Mann immerwährend größere oder kleinere Reisen, am häufigsten nach Fulda, wo er 744 ein Kloster und in demselben eine Pflanzschule künftiger Heidenbekehrer angelegt hatte, die zu seiner Freude die herrlichsten Wurzeln schlug. Denn statt der sieben Mönche, die sich zuerst mit den Abt Sturm daselbst niederließen, zählte man noch vor dieses Abtes Tode schon über 400, und an Gütern und Einkünften ward dies Kloster eins der reichsten in Deutschland.

36.

Ein Schenkbrief, das Kloster Fulda betreffend.

(765.)

Aus dem Folgenden mag man abnehmen, in welchen Ruf sich der heilige Bonifacius gesetzt, und wie tief seine Lehren von der ewigen Seligkeit Wurzel gefaßt haben. In dem Bezirke des von ihm angelegten Klosters Fulda lagen zerstreut umher die Wohnungen mehrerer freien Hessen, kleine Weiler, kaum Dörfchen zu nennen, die

außer dem Gehöfte des Gutsherrn nur in wenigen Hütten der ackerbauenden Leibeigenen bestanden, die geringen Anfänge der erst späterhin in diesen Gegenden entstandenen Städte. Binnen funfzig Jahren gehörten alle diese Güter dem neuen Kloster; der religiöse Glaube der Besitzer schenkte sie demselben freiwillig, und mancher wackere Mann ließ lieber seine Kinder in die Fremde wandern, um nur mit seinen Gütern die Seligkeit seiner Seele bey Gott zu erkaufen. Aus dem Zeitraume von 760 bis 799 sind uns zufällig noch über zwanzig solcher Schenkungsbriefe übrig, von denen hier einer zur Probe aus dem Lateinischen übersetzt stehen mag. Schreiber waren natürlich die Priester, und die alten Hessen, die die Feder nicht zu führen verstanden, setzten zum Zeichen ihrer Namensunterschrift ein Kreuz darunter.

„Nachdem uns die Frömmigkeit und der Wille Gottes zum Heil unserer Seelen solches geboten, übergeben wir beide, ich Habert und meine Frau Hruada, von gegenwärtigem Tage an unsere Güter in die Hand des Abts Sturm und der Aebtissin Hruadlauge zu unserer Seligkeit. Es sind dieses 12 Leibeigene, 2 Wohngebäude in Geltersheim, nebst Aeckern, Wäldern, Feldern, Wiesen, Weiden, Fischteichen und Flußwasser, und soviel Land uns in Hen-

gisdorf dazu gehört. Dieses alles schenken und übergeben wir von heute an zur Erkaufung unserer Seelen, durch die Hände jener, halb dem Hause des heiligen Bonifaz, des Märtyrers, halb an das Haus der heiligen Maria, in so weit unsere Väter uns solches hinterlassen, und was wir noch dazu urbar gemacht haben. Wir schenken und verschreiben es nach unser beider Hinscheid, ganz und gar, so weit wir es besessen, und hiermit als geschenkt und verschrieben aufgezeichnet haben, an jene oben benannte heilige Oerter. Wollte aber jemand, wie ich jedoch nicht hoffen will, ja wollten wir selber oder irgend einer unserer Erben und Nachkommen, oder sonst eine widerwärtige Person gegen diese Schenkung und Verschreibung etwas einwenden oder sie zu nichte machen, der müsse sich nicht nur den Zorn Gottes zuziehen, sondern er soll auch von der Schwelle des Heiligthums durch Priesterhand ausgeschlossen seyn, und 200 Goldgulden in die Straffasse zu bezahlen haben, und was er gegen die Schenkung zu haben vorwendet, soll nichts gelten, sondern es soll nach diesem Vertrage mit der Schenkung sein festes und unwandelbares Bewenden haben. So geschehen zu Geltersheim, im zwölften Jah-

re der Regierung unsers Herrn Pipin, Königs der Franken *)."

"+ Zeichen des Habert und der Hruada, welche diese Schenkungsurkunde anfertigen lassen. + Zeichen des Altrung. + Z. d. Adalolt. + Z. d. Bischofs Megingoz **). + Z. d. Hrabaging. + Z. d. Gerbald. + Z. d. Hruadhart. + Z. d. Theotuvig. + Z. d. Rihbert. + Z. d. Schrangolf. + Z. d. Stahalolf. + Z. d. Althelm. + Z. d. Hramaolt. + Z. d. Leibolf. + Z. d. Rending. + Z. d. Unigant. — Ich aber Sadrebald, habe dieses geschrieben und unterschrieben."

Mitten durch den verworrenen Styl und das elende Latein dieser Urkunde schimmert doch recht sichtbar das zwiefache Bestreben hervor, die Sache recht fest und den Schenkenden recht wichtig zu machen. Das Schenken und Verschreiben kommt sechsmal, und die Seelenerkaufung dreimal vor. Die feinen Leute!

*) J. Chr. 765.

**) Konnte vielleicht auch der nicht einmal seinen Namen schreiben?

37.

Die Päpste erhalten ein Ländergebiet.

(741.)

Fielen schon einem fast in der Wildniß liegenden Kloster soviel Schenkungen zu, so kann man leicht erachten, wie reich der fromme Glaube den Sitz des heiligen Vaters ausgestattet haben werde. Wir finden schon in den ersten Jahrhunderten einzelne liegende Gründe um Rom als Kirchengüter erwähnt. Die ersten Städte erlangte die päpstliche Kammer 741, und das auf folgende Weise:

Italien war in diesem Jahrhundert unter den griechischen Kaiser, den König der Longobarden, und die gleichfalls longobardischen Herzoge von Venedig, Spoleto und Benevent getheilt. Der Papst befand sich wohl bey dieser Theilung, denn die Entferntheit und Schwäche seines Landesherrn gewährte ihm Freiheit und Macht; daher war sein politisches Trachten unablässig auf Erhaltung des bestehenden Gleichgewichts gerichtet. Nun entspann sich 739 eine Feindschaft zwischen Luitprand, König der Longobarden, und Thrasamund, Herzog von Spoleto. Der Herzog floh nach Rom, der König verlangte ihn ausgeliefert, der Papst und die römische Regierung weigerten sich dessen. Der König nimmt

darauf vom römischen Gebiet 4 Städte weg, Ameria, Horta, Bomarzo und Bieda. Die Römer ziehen nun sogar in Gemeinschaft mit dem Herzog Gottschalk von Benevent gegen Luitprant zu Felde. Aber Luitprand verheert das Gebiet von Ravenna und Rom, und plündert in der letztern Stadt sogar die Peterskirche bis auf die schönen marmornen Stufen. Der Papst Gregor III. ruft den Großhofmeister der Franken, Karl Martell, zu Hülfe; dieser aber will mit den Longobarden nicht brechen *), auch stirbt er bald nachher. Selbst Gregor III. stirbt über dem Streit hin (741).

Sein Nachfolger Zacharias versucht ein anderes Mittel. Er besucht den König der Longobarden mit aller Pracht eines Statthalters Christi zu Narni. Luitprand, eben so gottesfürchtig als tapfer, kommt dem heiligen Vater schon weit vor der Stadt ehrerbietig entgegen. Man unterhandelt. Der Papst verspricht, den Herzog von Spoleto Preis zu geben; der König, jene Städte und noch verschiedene andere Güter dem Papst zu schenken. Ein fröhliches Mahl beschließt

*) Karl Martell und Luitprand standen in gutem Vernehmen. Zum Zeichen der Freundschaft sandte jener diesem seine Söhne, Pipin und Karlmann, damit er ihnen beim Eintritt in das Jünglingsalter die ersten Locken abschnitte; eine altrömische Sitte.

den neuen Freundschaftsvertrag. Der Herzog von Spoleto muß ins Kloster gehen, und sein Lehn einem Neffen des Königs überlassen.

Der Kaiser Constantin Kopronymus erkannte wohl, wie wichtig ihm des Papstes Freundschaft sey, daher schenkte er ihm 744 sogar zwey römische Kammergüter, vielleicht um die üble Stimmung der Römer, die seines Vaters Bilderstürmerey erregt, wieder auszugleichen.

Aber seitdem Bonifacius und seine Gehülfen das geistliche Reich des Papstes unter den Franken so mächtig vergrößert hatte, richtete die römische Politik ihr Auge unverwandt nach jener viel versprechenden Gegend hin. Einer so unwissenden und dabey so treuherzigen Nation konnte man sich ganz vertrauen, zumal da auch sie so entfernt wohnte. Auf den Fall also, daß das kaiserliche Exarchat nicht länger zu behaupten wäre, konnte man sich an dessen Stelle kein besseres Gegengewicht gegen die Macht der Longobarden, als das fränkische wünschen. Gegenseitiges Bedürfniß bewirkte hier auf einmal zwey merkwürdige Erscheinungen.

38.

38.

Pipin der Kleine.

(741 — 768.)

Karl Martell war, wie oben erzählt ist, gestorben, ohne einen König eingesetzt zu haben. Seine beiden Söhne Pipin der Kleine und Karlmann fanden es sicherer, diesen Wunsch der Nation zu erfüllen. Sie ließen den letzten Merovinger, Childerich III., krönen (742), ohne ihm mehr Macht als seinen Vätern einzuräumen. Hierauf gehen sie beide auf ihren Stiefbruder Grifo los, entkleiden ihn aller Macht, und setzen ihn auf ein wohlbewachtes Schloß in den Ardennen.

Darauf beginnen wieder Kriege. Die unterjochten Bundesvölker ringen immer wieder nach Unabhängigkeit. Sie verbünden sich unter einander, und stehen alle zugleich auf. Die beiden Brüder müssen allgegenwärtig seyn, jetzt in Schwaben, dann in Baiern, dann in Aquitanien, dann gegen die Friesen und Sachsen. Aber Pipins Geist, kraftvoll wie sein Arm *), über-

*) Bey einer Thierhetze hieb er einmal einem Löwen, der einen Büffel gepackt hatte, mit einem so gewaltigen Hiebe den Kopf ab, daß das Schwerdt noch tief in den Nacken des Büffels fuhr.

windet alle Schwierigkeiten. Der sanftere Karlmann, des Kriegsgetümmels müde, legt sein Schwerdt freiwillig aus der Hand, geht nach Rom, sich vom Papst einsegnen zu lassen, und widmet sein Leben stiller Gottesbetrachtung in dem Kloster zu Montecassino (747). Dasselbe hatten kurz zuvor mehrere englische Könige, desgleichen Rachis, König der Longobarden, und Hunold, Herzog von Aquitanien, gethan.

Jetzt stand Pipin allein am Ruder. Ihm gehorchte das ganze weite Frankenreich in Deutschland und Gallien. Ihn ehrten die Unterthanen und die Nachbarn. Nichts als der Name fehlte ihm zum König. Was sein Vater noch nicht gewagt hatte, versuchte er, und es gelang. Geheime Unterhandlungen mit dem Papste gingen voran, und Bonifacius mit seinem mächtigen Ansehen wirkte trefflich mit. Die Sache ward auf einem Reichstage zu Soissons vorgenommen, und zwar, wie es scheint, im Jahre 752. Von allem, was dabey vorgegangen, wissen wir weiter nichts gewiß, als daß Childerich III. abgesetzt, und Pipin zum König erwählt worden. Bonifacius salbte und krönte den neuen König sammt seiner Gemahlin Bertrade, im Beiseyn der übrigen Bischöfe. Childerich starb wenige Jahre nachher in einem Kloster im heutigen St. Omer. Sein Sohn Theuderich ward nach der

Normandie geschickt, und dort im Kloster Fontenelle gleichfalls eingekleidet.

So erlosch der Stamm der Merovinger, und machte einem kräftigern Geschlechte Platz. Die Natur scheint in gewissen Familien die Kräfte stufenweise mit den Generationen zu erhöhen, und dann nach Hervorbringung des höchsten erschöpft auszuruhen. So bey den Karolingern. Diesen Namen führt Pipins Geschlecht von seinem Sohne Karl.

Gelegenheit, dem Papst seinen Dank abzutragen, ereignete sich bald. Bedrängt von den Longobarden, und von dem schwachen Kaiserthron vergeblich Hülfe erwartend, bedachte sich der Papst Stephan III. nicht länger, sich selbst zu helfen. Er begab sich 753 persönlich auf die Reise nach Frankreich, zeigte den anbetenden Barbaren in der Nähe die blendende Glorie des göttlichen Statthalters auf Erden, und forderte seinen Sohn Pipin zu schneller Hülfe gegen die Feinde des heiligen Petrus auf.

Dieser Besuch erregte ein Aufsehen im ganzen Frankenlande. Man schätzte sich glücklich, das heilige Antlitz des Fernverehrten auf dem vaterländischen Boden zu erblicken, und wußte nicht gleich, welche Ehre man einem so hohen Gaste erweisen sollte. Pipin selbst, der neue König, ging ihm entgegen, fiel vor ihm nieder, und hielt ihm den Steigbügel, so oft er zu Pferde steigen

wollte. Die schleunigste Hülfe ward versprochen, und mit dem anbrechenden Frühling 754 rückte ein gewaltiges Heer den Alpen entgegen, freudig, als ginge es, die Sache Gottes zu vertheidigen. Der Papst hatte unterdessen den König und dessen Söhne in St. Denys noch einmal mit eigenen Händen gesalbt, welche Ceremonie das Volk als eine außerordentliche Gnade und Ehre angestaunt hatte.

Die Longobarden, erschreckt durch die Annäherung der Franken, versprechen dem Papste alle Genugthuung, und Pipin kehrt billig wieder um. Aber im folgenden Jahre kommen sie wieder, und der bedrängte Papst sucht aufs neue Hülfe. Pipin zieht zum zweiten Male über die Alpen, schlägt die Lombarden gänzlich, und zwingt sie, alles wieder herauszugeben, was sie den Römern abgenommen. Hier nun brauchte der Papst die schlaue Vorsorge, daß dies nicht seinem ehemaligen Herrn, dem Kaiser, sondern dem heiligen Petrus eingeräumt werden mußte, und ließ sichs sogar schriftlich vom Pipin bestätigen. Der griechische Kaiser wunderte sich zwar darüber sehr, und schickte Gesandte zum Pipin, sein Eigenthum zurückzufordern, allein der Franke antwortete, er habe nicht um des Kaisers willen, sondern dem heiligen Petrus zu Ehren, und um Nachlaß seiner Sünden zu erhalten, diesen Feldzug unternommen.

Ein trefflicher Pfaffenstreich! Nun auf einmal hatte der Papst das sogenannte Exarchat von Ravenna, einen ansehnlichen Bezirk, der außer den beiden prächtigen Städten Rom und Ravenna noch über zwanzig andere, und mehrere hundert Dörfer enthielt. Doch war damit noch gar nicht gemeint, daß er es ganz unabhängig besizzen sollte. Denn Pipins Nachfolger haben noch lange nachher die Landeshoheit über dieses Exarchat, und das Recht, die Papstwahlen zu bestätigen, geübt.

Dennoch scheint zwischen Pipin und dem griechischen Kaiser Constantin Kopronymus noch ein gutes Vernehmen geblieben zu seyn, denn der leztere schickte jenem 757 eine Orgel, damals eine neue Erfindung, zum Geschenk. Pipin hat als König der Franken 16 Jahre regiert. Seine lezten Kriegszüge waren gegen die Sachsen, Saracenen und Aquitanier gerichtet Er starb zu Paris 768, 23. Sept., im 54sten Lebensjahre. Nach der alten fränkischen Sitte der Erbfolge fiel sein Thron seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann zu.

39.

Karl der Große.

(768 — 814.)

Von allem Großen und Herrlichen, was die Natur in Pipins und seiner beiden Ahnen Brust gelegt, hatte sie gleichsam die Blüte in seinem ältesten Sohn Karl vereinigt. Wenn schon die menschliche Seele überhaupt von Dichtern mit Recht ein Funke der Gottheit genannt wird, so kann man wohl von diesem Manne sagen, er sey ein Feuerstrom gewesen, ausgegossen in die dicke Nacht der Barbarey jener Zeit, um Millionen Lichter auf einmal anzuzünden, die nach dem gewöhnlichen Gange der Natur in Jahrhunderten noch nicht geleuchtet hätten. In ihm vereinigte sich rastlose Thätigkeit, Allgegenwart, schneller Blick, richtige Wahl der besten Gehülfen, Besonnenheit, Willigkeit guten Rath zu hören, Kraft und Ernst in beschlossenen Dingen, und bey dem allen ein mildes, frommes Gemüth, das keine andern Zwecke hat, als seine großen Kräfte zu dem Allgemeinguten anzuwenden, und das bewirkte Gute dauerhaft für ewige Zeiten zu machen. Und dieser große Geist war sein eigner Bildner gewesen. So unwissend hatte man seine Kindheit gelassen, daß er erst als Mann aus eignem Antrieb schreiben lernte. Aber die

Zeiten mußten wohl große Gedanken in ihm erwecken. Er war 10 Jahre alt, als sein Vater auf der Volksversammlung zum König der Franken gesalbt ward. Zwölfjährig ward er selbst vom Papst Stephan III. nebst seinem Bruder zum künftigen Nachfolger seines Vaters und zum römischen Patricier gekrönt. Er sah griechische, römische und arabische Gesandtschaften an seines Vaters Hofe. Vielleicht daß unter diesen irgend ein trefflicher Mann ihm mit tief eindringenden Worten Bericht von jenen Römern gab, die einst das waren, was er aus seinem Volke zu machen bis dahin dunkel geträumt hatte. Denn immer war sein Streben nach dem Höchsten, Besten gerichtet, und sein größter Schmerz bis an sein Ende war der Schmerz der edlen Seelen, seine Ideale von allgemeiner Ordnung und Wohlfahrt nicht erreichen zu können.

Seltsam, daß dieser Mann, der gewiß nicht kriegsüchtig war, fast in 40 Jahren das Schwerdt nicht aus der Hand legen konnte. Aber ehe die Völker, die er ererbt, regiert werden konnten, mußten sie erst beruhigt, und ihre Gränzen gesichert seyn. Einen Krieger müssen wir daher gefaßt seyn zu sehen, der mit Waldstroms Schnelle von der Weser bis zur Tiber, von den Pyrenäen zu den Karpathen rauscht, und seine athemlosen Franken 40 Jahre lang durch halb Europa herumjagt.

Sein erster Feind regt sich in Aquitanien (Südfrankreich). Ein rascher Zug dorthin (770), und schon im ersten Jahre ist diese so oft abgefallene Provinz unterworfen. Das Jahr darauf stirbt sein Bruder Karlmann, die Austrasier tragen ihm dessen Reich freiwillig an, und nun erst steht der Held ganz frey da. Er wendet sich zunächst gegen die ewig unruhigen Sachsen, welche Niedersachsen und Westphalen bis nach Hessen herunter bewohnten. Nicht bloß als Störer seiner Gränzen muß er sie schrecken und zähmen; auch als Heiden und grausame Menschenopferer hält er in seinem Gewissen sich zum Kriege gegen sie, und wo möglich zu ihrer Bekehrung und Vermenschlichung verpflichtet. Einen solchen Krieg erklärten die Priester, der Papst und der ganze Geist der Zeit für wahren Gottesdienst.

Im J. 772 wird auf einer Volkversammlung zu Worms der Krieg gegen die Sachsen beschlossen, und alles Volk stimmt freudig bey. Sogleich bricht der Zug auf. Die Sachsen werden geschlagen, ihr heiligster Ort, ein Platz im Walde unweit dem heutigen Paderborn, erobert, die Irmensäule zerstört (vielleicht ein Ehrendenkmal dem vergötterten Hermann), und so dem Götzendienste ein lebhaftes Bindungsmittel geraubt. Aber das erbittert nur mehr. Karl dringt bis an die Weser vor, bis er keinen Wi-

verstand mehr findet. Er läßt sich Geiseln geben und macht Frieden.

Dazu nöthigte ihn ein Hülferuf des von den Longobarden bedrängten Papstes. Karl hatte sich von seiner unfruchtbaren Gemahlin Bertha scheiden lassen, und sie ihrem Vater, dem Longobardenkönig Desiderius zurückgeschickt. Aus Rache darüber ging dieser damit um, für des verstorbenen Karlmanns beide Söhne, die sich an seinen Hof begeben, eine geheime Partey in Franken, ja selbst in Rom zu werben. Aber der seit 772 regierende Papst Hadrian I. verrieth es Karln, und als ihm darauf Desiderius selbst in sein Gebiet einfiel und mehrere Städte wegnahm, eilte der tapfere Frankenkönig, sich und den Papst von einem so lästigen Nachbar zu befreien.

Ein neuer Reichstag. Der Krieg gegen die Longobarden wird beschlossen (773). Die Lehnleute (Vasallen) stoßen mit ihren Mannen bey Gabenna (Genf) zusammen. In zwey Colonnen (über den Cenis und Bernhard) brechen sie in Italien ein, Verona wird erobert, Pavia belagert, die Winterquartiere in Italien genommen, eine bisher in der fränkischen Kriegsgeschichte ungewöhnliche Maaßregel. Noch während der Belagerung Pavia's reiset Karl zum Osterfest (774) nach Rom, wo er von feierlichen Processionen eingeholt, wie im Triumph em-

pfangen, und als Befreier Italiens und römischer Patricier mit allen ersinnlichen Auszeichnungen geehrt wird. Er wohnt dem glänzenden Gottesdienst in der Peterskirche bey, kniet am Grabe des heiligen Petrus betend und für seine Siege dankend nieder, beichtet, und schwört dem Papste über des Apostels Sarge unzertrennliche Freundschaft. Wie glaubt er sich geehrt, beglückt durch die heilige Verbindung! denn seine Augen sind geblendet, daß er die irdischen Quellen dieser zärtlichen Freundschaft nicht sieht. Es thut ihm wohl, sich zum Beschützer des Apostelstuhls gewürdigt zu sehen, und er kann nicht ahnen, daß seine Nachfolger eben deshalb dessen Sklaven seyn werden.

Bald darauf ergiebt sich Pavia, die Hauptstadt des Longobardenreichs, vom Hunger gezwungen. Der Sieger vereinigt das bisher selbständige Volk mit seinem großen Frankenreiche, und schickt den gefangenen König Desiderius mit geschornem Haupt in ein Kloster nach Lüttich. Die Lombardey wird in Lehnsherzogthümer zertheilt; Verfassung, Sitten und Gesetze bleiben wie zuvor. Das Schicksal der Söhne Karlmanns ist unbekannt.

In seiner Abwesenheit waren die Sachsen in Hessen eingebrochen, und hatten bis Fritzlar herunter alles mit Feuer und Schwerdt verheert. Wir sehen ihn also im folgenden Jahre, 775,

wieder an der Weser, wo er abermals siegt, Frieden macht und Geiseln nimmt, auch einige Burgen erbaut.

Im folgenden Jahre (776) ist er abermals in Italien. Rotgaud, ein Longobardenfürst, den er neulich mit dem Herzogthum Friaul beliehen, ging mit Empörung um, und hatte schon viele lombardische Städte aufgewiegelt. Aber die plötzliche Erscheinung des Rächers schreckt alles wieder zum alten Gehorsam zurück. Der Herzog wird als ein treuloser Lehnsmann hingerichtet, und Karl kehrt nach Worms zurück. Hierher hat er einen Reichstag berufen, auf dem er neue Hülfe gegen die abermals bundbrüchigen Sachsen verlangt. Er erhält sie, und noch in demselben Sommer eilt er hinauf zur Lippe und Weser, überfällt die Rebellen wie ein schnell aufsteigendes Gewitter, und schlägt sie, diesmal nicht ohne Erbitterung, härter als je. Er befestigt jene Plätze noch mehr, legt fränkische Besatzungen hinein, und zwingt die zunächst herum wohnenden Sachsen zur Taufe. Die neuen Geiseln steckt er, so wie die alten, in fränkische Klöster, und läßt sie unterrichten, um sich ihrer in der Folge zur Versittlichung ihrer wilderen Landsleute bedienen zu können.

Nun endlich glaubt er der Gewaltthätigkeiten gegen dies Volk überhoben zu seyn, und es auf einem rechtlichen Wege mit ihnen versuchen

zu können. Er läßt daher im folgenden Jahre (777) ihre Edlen zu einem Reichstage nach einem befestigten Platze in ihrem eigenen Lande einladen, welcher der Paderborn genannt ward, und hier zeigen sie sich auch sämmtlich willig, ja sie erbieten sich, Güter und Freiheit zu verlieren, wenn sie noch einmal abtrünnig würden. Allein Wittekind, ihr tapferster Anführer, war auf dem Reichstage nicht erschienen, und das war kein gutes Zeichen. Karl gab hierauf Befehl, in den neu angelegten Plätzen, wie auch in Paderborn, Kirchen aufzubauen, und verordnete Diakonen dazu.

Er war noch in Paderborn, als eine seltene Gesandtschaft zu ihm kam, die aller Sachsen Augen auf sich zog. Araber waren es, in ihrer vaterländischen Tracht, gesandt von zwey unterdrückten spanischen Emirn, die gegen ihren Unterdrücker Hülfe begehrten. Das Glänzende der Unternehmung lockte den feurigen Helden, und er sagte die Hülfe zu. Im folgenden Jahre (778) stand er — am Ebro, eroberte Pampelona und Saragossa, und machte die Araber zittern. Aber die Sachsen ließen ihn nicht lange entfernt seyn. Nach einem beschwerlichen Rückzuge mit vielem Verluste durch die unwegsamen pyrenäischen Pässe *) riefen ihn ihre Empörungen aufs neue

*) Die Gaskogner legten ihm hier Hinterhalte, und töd-

nach dem Osnabrückischen, und beide folgende Jahre erneuerte er den Feldzug gegen sie. Sie hatten die Züchtigung wohl verdient, denn aller ihrer Schwüre ungeachtet waren sie während seines Zuges nach Spanien ihm ins Land gefallen, und hatten mit Sengen, Plündern und Mord alles bis in die Nähe von Kölln verwüstet. Dennoch traute er ihnen immer wieder, und als er 780 einige Festungen an der Elbe gegen sie erbaut hatte, wagte er schon, streitbare Völker aus ihnen auszuheben, und dieselben unter fränkischen Feldherren gegen die Slaven zu schikken, indeß er selbst 781 eine Reise nach Rom that, um seinem Longobardenreiche vorzustehen und seinen Sohn Pipin als König von Italien, und den zweiten, Ludwig, über Aquitanien vom Papste salben zu lassen.

Aber wie ward er für sein Vertrauen belohnt! In seiner Abwesenheit tödteten die zur Heeresfolge gezwungenen Sachsen die fränkischen Feldherren nebst vielen edeln Franken und einer großen Menge aus dem Volke, und fielen unter dem rachsüchtigen Wittekind mit neuer Wuth in das Gebiet ihres Zwingherrn ein.

Dazu konnte Karl nicht schweigen. Nun

teren seine tapfersten Hauptleute, einen Eckhard, Anshelm, Rutland, nachher die Helden unzähliger spanischen und provenzalischen Ritterromanzen.

war seine Geduld erschöpft. Wie ein wüthender Löwe durchrannte er von Rom aus den Durchmesser Deutschlands bis oben nach Verden an der Aller hin. Hier fand er das Heer der Sachsen ängstlich zusammengedrängt. Er schloß sie ein, und verlangte ihren Anführer ausgeliefert. Aber Wittekind war wieder nach Schleswig zu dem Dänenkönig Siegfried entflohen. Das mußten die Sachsen büßen. Viertausend und fünfhundert ließ er auf dem Platze enthaupten, und für die nächste Treulosigkeit drohte er noch grausamere Strafe.

Aber dies schreckliche Beispiel wirkte nicht wie es sollte. Das ganze Sachsenvolk erhob sich jetzt aus seinen entlegensten Sitzen und schwur dem Franken, dem Feinde seiner Freiheit, gemeinschaftliche Rache. Sie thaten Gelübde an ihren Götzen Wodan, von denen eine Formel, die wahrscheinlich von allen nachgesprochen wurde, sich zufällig noch im rathhäuslichen Archiv zu Goslar erhalten hat. Sie mag hier als ein merkwürdiges Denkmal der Sprache und des Charakters jener Sachsen stehen.

Hilli kroti Woudana, ilp osk un osken pana Witekin : . kelta of ten aiskena Karelui ten slaktenera. Ik tif ti in ur un tu scapa un tat rof. Ik slakte ti all fanka up tinen iliken Artisberka.

Das heißt:

Heiliger, großer Wodan, hilf uns und unserm Hauptmann Wittekind, auch den Unterfeldherren gegen den abscheulichen (aischen) Karl den Schlächter. Ich gebe dir (auch) einen Auerochsen und zwey Schafe und den Raub. Ich schlachte dir alle Gefangene auf deinem heiligen Harzberge.

Sie hatten also noch Menschenopfer, und auf dem großen Steinblöcken, welche noch jetzt auf dem Gipfel des Brocken liegen, hat vielleicht vor tausend Jahren mancher gefangene Franke geblutet. Von ihrer Verzweiflung erfuhr Karl bald die stärksten Wirkungen. In einer blutigen Schlacht bey Detmold empfand er einen Widerstand, der seine Franken ganz aus der Fassung brachte. Er mußte sich nach Paderborn zurückziehen, und sein Heer verstärken. Die drey folgenden Jahre (783 — 785) brachte er in Sachsen zu, und durchzog das ganze Land, bald drohend, bald gütige Versprechungen bietend. Da endlich stellten sich die beiden furchtbarsten Anführer, Wittekind und Albion, nach vielen Aufforderungen freiwillig ein. Sie trauten dem Worte des deutschen Mannes, und Karl nahm sie edel und offen auf. Sie mußten Christen werden, und Wittekind ward mit der Herzogswürde und einem großen Theile seines Vaterlandes belehnt. Auch die einzelnen Haufen mit ih-

ren Kelten oder Unterfahnherren stellten sich nun nach und nach ein, und versprachen, sich taufen zu lassen. Wir haben noch vom Jahre 786 eine Formel übrig, welche ein solcher Hauptmann bey seiner Taufe nachgesprochen hat. Hier ist sie:

Hilken maktik konnink Karelo, ik tin vanken Oddo, pana *) of thousand, vorsaki ten krotten Woudanabelta up Artisbarko. So ok all men godmanni ok krisknek i to kerstene. Al min sittoma ok rekto is in thin will ok anda. We bit di otmode um levens ok fridoms. We will oldena bi Gotto almaktik ten vater, ten son, ten illiken ost, so we nu lernet, ok an ti, us nadik konnik.

Das heißt:

Heiliger, mächtiger König Karl, ich dein Gefangener Otto, Panierherr über Tausend, entsage dem großen Wodansbilde auf dem Harzberge. So auch alle meine Unterthanen und Kriegsknechte zu Christen. All mein Besitzthum und Recht ist in deinem Willen und Hand. Wir bitten dich demüthig um Leben und Freiheit. Wir wollen halten bey Gott dem allmächtigen Vater, dem Sohn und dem heiligen Geiste, die uns erschaffen haben, wie wir

*) Hängt mit dem Worte Fahne zusammen.

wir nun belehrt sind, auch an dir, unserm gnädigen König.

Kaum war dieser beschwerliche Krieg beendigt, so flog Karl schon wieder nach Rom, dem Papst zu Hülfe (786). Hier unterwarf er sich einen aufwieglerischen Herzog von Benevent, Aregis, und zwang ihn, dem Papste noch einige Städte seines Gebiets abzutreten. Nach seiner Rückkehr, 787, hält er einen Reichstag in Worms, auf welchem der Baiernherzog Thassilo als heimlicher Mitverschworner des Beneventers, seines Schwagers, angeklagt wird. Karl zieht selbst nach Baiern, demüthigt ihn, und nimmt zwölf Geiseln von ihm mit. Aber im folgenden Jahre (788) wird Thassilo aufs neue angeklagt, daß er sogar mit den Hunnen heimlich unterhandle. Scheinbar ruhig kommt er selbst zum Reichstage nach Ingelheim, doch sein Verbrechen muß sehr klar gewesen seyn, denn alle anwesende Fürsten sprachen ihm das Leben ab. Karl wollte kein fürstlich Blut vergießen, sondern begnadigte ihn, und da der Herzog selbst in ein Kloster zu gehen begehrte, so hatte er noch die Schonung, ihm den Schimpf der Haarschur vor den versammelten Edeln auf sein Bitten zu ersparen.

J. J. 789 unternahm Karl auch einen Zug ins Brandenburgische, und machte sich die Wilzen unterwürfig. 791 aber sehen wir ihn —

tief in Ungarn, um die Avaren zurückzutreiben, die nach ihrer hunnischen Art oft in seine südlichen Provinzen eingefallen waren. Drey Heere auf einmal ließ er in Ungarn einrücken. Bis Belgrad hin trieb ihn sein Flammeneifer. Er machte auch in den folgenden zwey Jahren große Anstalten, diesen Feind zu vernichten, allein die Sachsen ließen ihn dazu nicht kommen.

Diese Leute liebten wohl zu schlagen und zu plündern, wenn es nicht weit vom Hause war; aber nach Karls Befehlen Jahr aus Jahr ein in Gewaltmärschen halb Europa zu durchkreuzen, war ihre Sache nicht. Sie empörten sich daher abermals, und veranlaßten Karln zu einer neuen Reihe von Feldzügen *) in den Jahren 794 bis 798, die aber plötzlich durch einen sehr seltenen Besuch unterbrochen wurden.

Papst Hadrian I., Karls schlauer Freund, war 795 gestorben, und unter vielen Unruhen und Kabalen hatten die Römer Leo III. zu seinem Nachfolger gewählt. Dieser hatte aber so viele Feinde in Rom, daß er seines Lebens nicht

*) Während dieser Feldzüge schickte er seinen Sohn Pipin gegen die Avaren (Hunnen), der auch so glücklich war, das Hauptlager des Chans zu erstürmen und alle Schätze zu erbeuten, die dies räuberische Volk binnen 300 Jahren den Griechen abgenommen hatte. Bis dahin, sagt Eginhard, waren die Franken ein armes Volk, aber diese Beute machte sie reich.

sicher war. So überfiel ihn unter andern einmal bey einer öffentlichen Procession eine verschworne Rotte, riß ihn unter den empfindlichsten Mißhandlungen aus der Reihe heraus, und würde ihre abscheuliche Absicht, ihn zu blenden, gewiß erfüllt haben, wenn ihn nicht noch zu rechter Zeit der Herzog von Spoleto mit einer tapfern Schaar gerettet hätte. Die Sache ward an Karln berichtet, und dieser befahl sogleich, den Papst unter den größten Ehrenbezeigungen zu ihm nach Sachsen zu führen. So kam denn derselbe 799 mit glänzendem Gefolge in Paderborn an, ward von dem Könige mit größter Ehrerbietung empfangen, und von dem Volke, das sich ihn zu sehen drängte, wie ein Gott angestaunt.

Karl versprach ihm alle mögliche Genugthuung, und sandte ihn (800) unter einer zahlreichen Begleitung zurück. Im November desselben Jahres machte er sich selbst auf, und hielt in Rom in einer großen Versammlung von Geistlichen und Laien, in der er selbst als Schutzherr des päpstlichen Stuhls den Vorsitz führte, strenges Gericht über die Rebellen. Bald darauf wurden seine Franken, und vielleicht er selbst, höchst seltsam überrascht. Am ersten Weihnachtstage nämlich, als er, nicht in seinem gewöhnlichen fränkischen Waffenrocke, sondern im langen Purpur eines römischen Patriciers, am

Altar der Peterskirche niederkniete, um nach seiner frommen Weise sein Gebet zu verrichten, trat plötzlich der Papst zu ihm, und setzte ihm eine kostbare Krone auf, worauf das Chor der Musiker sogleich mit Einstimmung des ganzen Volks in den Gesang ausbrach: Carolo Augusto a deo coronato, magno et pacifico imperatori Romanorum, vita et victoria! Der Papst fügte hierauf nach alter Weise die sogenannte Adoration *) hinzu, und allenthalben wurde der neue römische Kaiser mit dem Ausrufe Imperator und Augustus begrüßt.

Karl soll nach Eginhards Bericht nachher geäußert haben, wenn er das gewußt hätte, so wäre er an diesem Tage lieber nicht in die Kirche gegangen. Vielleicht war also die Handlung des Papstes eine vorgreifende Anmaßung in Absicht der Form und der Zeit, denn daß die Sache selbst ganz unverabredet gewesen seyn sollte, ist kaum glaublich. Genug, Karl der Große war nun römischer Kaiser, weltlicher Oberherr im Abendlande, so wie der Papst das geistliche Haupt desselben zu seyn begehrte. Seitdem ist der uneigentliche Titel eines römischen Kaisers und der erste Rang unter allen europäischen

*) D. i. er berührte mit der einen Hand seine Lippen, mit der andern die Hand des Gekrönten, und neigte sich gegen ihn.

Monarchen bey dem jedesmaligen Oberhaupte des deutschen Reichs bis auf unsere Zeiten verblieben.

Die griechische Herrschaft in Italien war auf diese Weise durch die List des Papstes so unmerklich aufgehoben worden, daß man kaum zu sagen wußte, wie es zugegangen. Zwar verweigerte der Kaiser Nicephorus seinem neuen Kollegen noch lange den Kaisertitel, und maßte sich sogar an, ihm den Besitz des Sachsenlandes zu bestätigen und seinen Gesandten, einen Grafen Helmogald, zum Herzog der Sachsen zu erheben, aber Karl lachte des ohnmächtigen Stolzes und sagte zu dem rückkehrenden Grafen: „Ich wollte, der Kaiser Nicephorus hätte euch seine Hosen geschenkt, ihr hättet mehr dabey gewonnen."

Karl hielt sich noch über ein Vierteljahr in Rom auf, wie er denn überhaupt gern in dieser trotz allen Verwüstungen noch immer schönen Stadt verweilte. Er schrieb darüber an den Erzbischof Alkuin zu Tours, seinen Freund, der die Reise mitzumachen ausgeschlagen hatte, er könne nicht begreifen, wie man dem goldenen Rom die Strohdächer von Tours vorziehen könne. Man kann sich hieraus einen Begriff von dem Unterschied damaliger fränkischer Städte von italiänischen machen. Bald nach seiner Rückkunft hatte er auch die Freude, die

sächsischen Kriege nun endlich ganz zu beendigen. Die Sachsen wurden unter der Bedingung der Taufe als ein freies Volk in den Verein des großen Frankenreiches aufgenommen, ohne Abgaben außer dem Zehnten für die Geistlichkeit, und mit der Erlaubniß, nach ihren eigenen Gesetzen und Freiheiten zu leben. Es ward in ihrem Lande manche Burg und mancher Bischofssitz angelegt, aus denen nachher große Städte entstanden sind, z. B. Magdeburg und Halle, die Bisthümer Minden, Osnabrück, Halberstadt, Verden, Bremen, Paderborn, Münster, Elze (im Hildesheimischen) 2c. Für den Unmuth, den die Betrachtung dieser so langen, hartnäckigen und blutigen Kriege einflößt, entschädigt uns bald die erfreuliche Erscheinung, daß daraus zuletzt doch die wohlthätigsten Folgen für das Land hervorgegangen sind. Die Sachsen wurden bald ihrer Wildheit entkleidet, wurden nun eben so fromme Christen als sie vorher hartnäckige Feinde dieser Religion gewesen waren, und es erhielt sich in ihnen am längsten der unverfälschte deutsche Sinn, die sanftere und reinere Muttersprache, und im Charakter Fleiß, Biedersinn und Treue.

Die Regierung einer so großen Ländermasse, als Karl zusammengebracht hatte, wurde theils durch die genaue Subordination, theils durch die Sendgrafen, theils durch Karls eigene häu-

fige Reisen bestritten. Eine eigentliche feste Residenz hatte Karl nicht, und einer seiner Annalisten hat uns genau aufgezeichnet, wo er in jedem Jahr das Weihnachts- und wo das Osterfest gefeiert hat. Am häufigsten ist dies in Aachen, in Herstall, in Ingelheim bey Mainz, in Würzburg, Frankfurt rc. geschehen. Die Subordination, die er schon in der alten germanischen Verfassung vorfand, bestand darin, daß jede Provinz in Gauen, und jeder Gau in Hunderden, nach dem Lauf der Flüsse oder sonst einer natürlichen Gränze abgetheilt war, und seine eigenen Vorsteher nnd Schöppen hatte. Eine Hunderde war ein Inbegriff von hundert Wohnungen freier Männer, die, den Zwang der Städte hassend, ihren Acker um sich her, Triften und Holzung gemeinschaftlich hatten. Ein königlicher Beamter, in den Gauen Gaugraf, in den Hunderden Centgraf genannt, hielt im Namen des Königs Gericht, bezog die Gefälle, und führte die Lehnmänner zur Kriegszeit dem Heerbann zu. Jeder freie Wehrmann, der 4 oder auch nur 3 Hufen Landes besaß, mußte mit Waffen und dreimonatlicher Beköstigung auf dem Heerbann erscheinen. Sold bekam er nicht. Sein Sold bestand in seinem Lehnsgrundstück. Außer den beständigen Vorstehern jeder Gemeine mußte ferner eine Menge herumreisender Aufseher, Sendgrafen oder Missi dominici genannt,

nach dem Rechten sehen, und den König von allem unterrichten. So blieb er immer die Seele des Ganzen, und fertigte nach allen Seiten hin mit bewundernswürdiger Schnelligkeit seine Befehle aus. Sein Petschaft war in seinen Degenknopf gegraben, und hatte er etwa einmal eine Verfügung an einen halsstarrigen Vasallen untersiegelt, so pflegte er wohl zu sagen: „Hier ist mein Befehl, und hier — indem er das Schwerdt schüttelte — der, so ihm Gehorsam verschaffen soll.“ Er mochte wohl öfters Gelegenheit haben, so zu sprechen, denn seine kriegerische Regierung, die die Nation heftig angriff, war eben deswegen nicht allgemein geliebt, und es findet sich, daß an seinem Hofe zweimal Verschwörungen gegen sein Leben entdeckt worden sind. Für die erste mußten einige Grafen mit ihren Augen büßen, für die zweite ward sein unehelicher Sohn Pipin in ein Kloster gesteckt.

Von der Berühmtheit seines Namens schon unter den Zeitgenossen zeugen die Gesandtschaften, welche die Araber aus Asien, Afrika und Spanien an ihn schickten, ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen. Harun al Raschid, einer der berühmtesten Chalifen, machte ihm ein Geschenk mit den kostbarsten indischen Gewürzen und mit morgenländischen Kunstarbeiten, worunter eine Schlaguhr merkwürdig ist, als ein Beweis des mechanischen Kunstfleißes der damaligen Araber,

Es war eine Wasseruhr von Metall, die einen Zeiger hatte, und den Wechsel der Stunden noch außerdem durch kleine Kügelchen, welche klingend auf eine Metallplatte fielen, ja selbst durch Reiter, welche sich an selbst aufspringenden Thüren zeigten, kund that. Es war die erste Uhr, die man im Abendlande kennen lernte. — Ein Emir schickte einen der größten Elephanten nach Aachen, der nicht geringeres Aufsehen machte. Karls Gegengeschenke bestanden in trefflichen Jagdhunden, feiner Leinewand und andern Weberarbeiten, worin die fränkischen und friesischen Frauen sehr geschickt waren. Zu seinem Gesandten nach Persien brauchte er einen Juden, Namens Isaak.

Es ist eine Freude, zu sehen, wie Karl alle seine großen Kriegsthaten für gering achtete gegen die Bemühung, seiner Völker Geist und seinen eigenen durch Wissenschaft auszubilden. Das schöne Vorbild der alten Römerwelt, das er noch in den Trümmern jener majestätischen Stadt ehrte, ließ ihn nicht rasten. In Rom hatte er einen englischen Mönch, Namens Alkuin, kennen gelernt, der in den Kirchenvätern und in manchen alten Klassikern belesen war. Diesen zog er an sich, weil er an seinem verständigen Wesen und seinem Fleiße Gefallen fand, und nahm ihn mit nach Deutschland zum Lehrer seiner Söhne, Karl, Ludwig und Pipin. Bald darauf ward ihm ein liebenswürdiger, wißbegie-

riger Knabe, Namens Eginhard, aus dem Odenwalde gebürtig, bekannt, den er seinen Prinzen als einen Sporn zur Nacheiferung zum Gesellschafter gab. Es ist ein trefflicher Mann aus ihm geworden, der nachher seines Wohlthäters Leben in ziemlich gutem Latein beschrieben hat. Des großen Mannes Gesichterkunde gewann noch einen andern Jüngling von feinem Geiste zu dem schönen Bunde, den glücklichen Angilbert, dem Karl nachher die erste geistliche Stelle an seinem Hofe gab, und mit seltner Güte bald darauf dieselbe in einen weltlichen Ehrenposten verwandelte, als die schöne Bertha, Karls liebste Tochter, ihm heimlich ihr Herz geschenkt, und ihn verschämt von dem guten Vater sich zum Gemahl erbeten hatte. Etwas ähnliches, aber nicht so sicher verbürgtes, wird vom Eginhard erzählt; daß nämlich eine andere von Karls unehelichen Töchtern, Emma, ihn eines Abends auf ihren Schultern über den Schloßhof getragen, damit nicht die männliche Spur im Schnee den unerlaubten Besuch verriethe; daß aber der alte Kaiser selbst am Fenster dem seltsamen Auftritt zugesehen, und die Liebenden nach einer harten Strafrede ehelich vereinigt habe.

Der große Mann war, so oft seine Zeit es erlaubte, in den Unterrichtsstunden zugegen, welche Alkuin seinen Prinzen gab, und lernte selbst noch von ihm. Latein sprach er fertig, im Grie-

chischen konnte er wenigstens ein Buch verstehen. Bey seiner großen Thätigkeit hatte er doch noch Zeit zum Lesen übrig. Alkuin hatte ihm eine besondere Vorliebe für die beiden Kirchenväter Hieronymus und Augustinus eingeflößt, deren beredten Fluß er nicht genug bewundern konnte. „Ha! rief er einst voll edlen Eifers aus, wenn ich doch zwölf solcher Männer in meinem Reiche hätte!“ Worauf der eitle Alkuin beleidigt erwiederte: „Der Schöpfer Himmels und der Erden hat nur diese zwey gehabt, und du verlangst ihrer zwölfe!“

Es sind aus dieses Alkuins Schule weit größere Köpfe hervorgegangen, als er selbst war. An diese schloß sich Karl mit wahrem Brudersinn an, ja er stiftete eine Art von Akademie, in der er durchaus den Kaiser verleugnete. Er ließ sich David nennen, Alkuin hieß Flaccus, Angilbert Homer ꝛc. Hier besprach man sich über die Ausbildung der Muttersprache, es wurden die Volksgesänge alter deutscher Barden gesammelt, eine deutsche Grammatik versucht, deutsche Namen für die Monate und Winde erfunden, und über die Erziehung des Volks und besonders der Geistlichen, berathschlagt. Karl gab den geschickten Männern allein die besten Pfründen, und legte Kloster- und Stiftsschulen an, in welchen Lesen, Schreiben und Christenthum gelehrt wurde, und für die Geistlichen auch hö-

here Wissenschaften. Die Schule zu Tours, welcher Alkuin als Abt vorstand, hat lange ihren Ruf behalten. Auch Paris, Soissons, und viele deutsche Klöster hatten gute Schulen. Karl ließ sich die Bildung der Geistlichen so angelegen seyn, daß er ihnen in ihren eingesandten Berichten eigenhändig die Sprachfehler verbesserte. Um der Schwachen willen ließ er eine Anzahl Predigten aus den besten griechischen Kirchenlehrern übersetzen. Ferner ermahnte er die Mönche zum Bücherabschreiben, und sammelte selbst eine Bibliothek von Klassikern, aus der noch jetzt Handschriften zerstreut in Aachen, Wien, Paris, Rom, Zürch ꝛc. vorhanden sind.

Eine eigene Schule richtete er an seinem Hofe ein, in welche alle seine Diener, die hohen wie die niedern, ihre Söhne schicken mußten. Einmal trat er selbst in die Schulstube, hörte eine Weile zu, und ließ sich dann die schriftlichen Arbeiten der jungen Leute zeigen. Die geschickten mußten alle auf seine rechte, die ungeschickten auf seine linke Seite treten, und hier fand sich, daß die Letztern gerade die Vornehmen waren, und fast nur diese. Darauf wandte er sich zu den fleißigen aber armen Kindern, und sagte: „Ich freue mich, meine lieben Kinder, daß ihr so gut einschlagt; bleibt dabey, und werdet immer vollkommner. Ihr verfolgt euer wahres Bestes, und zu seiner Zeit soll euch mein

Lohn nicht fehlen. Ihr aber, — und hier wandte er sich zornig zur Linken — ihr Söhne der Edlen, ihr feinen Püppchen, die ihr euch so reich und vornehm dünkt, und des Wissens nicht noth zu haben meint, ihr faulen, unnützen Buben: ich sage euch — und dabey hob er seine Rechte drohend empor — bey Gott, euer Adel und eure hübschen Gesichter gelten nichts bey mir; und ihr habt nichts gutes zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch eifrigen Fleiß wieder gut macht!"

Er ließ ferner geschickte Männer aus Italien und Griechenland kommen, und gab ihnen einträgliche Bisthümer, damit sie nur den Schulen überall recht aufhelfen sollten. So setzte er zwey gelehrte Griechen nach Salzburg und Regensburg, und der Papst mußte ihm Orgelspieler und Sänger schicken, die einen ordentlichen Kirchengesang einrichteten. Aber die plumpen Franken stellten sich eben so ungeschickt zum Singen als zum Schreiben an. Die Italiäner verglichen den fränkischen Kirchengesang mit dem Geheul wilder Thiere, und ihre Triller mit dem Gerumpel eines Lastwagens auf einem Knüppeldamm; und Alkuin klagt oft in seinen noch übrigen Briefen, daß er so äußerst wenig ausrichten könne, und mit einer fast bestialischen Tölpelhaftigkeit zu kämpfen habe.

Welche eiserne Geduld gehörte dazu, sich

durch solche Hindernisse nicht abschrecken zu lassen! Aber Karl sparte keine Ermunterung und keine Belohnung, und wußte auch mit den Schwachen nachsichtig zu verfahren. Einst mischte sich ein fremder Geistlicher, der nicht wußte, daß Karl niemanden, der nicht den Gesang verstand, auf dem Priesterchore litt, in diese Reihe. Da er nun gar nicht singen konnte, so schwieg er beschämt. Da gab ihm der Vorsänger eine Erinnerung mit dem Stabe, und nun waren aller Augen auf den armen Mann gerichtet. In der Angst machte er sogleich alle Geberden eines Singenden mit, gab aber keinen Laut von sich, und machte dadurch fast allen Mitsängern zu lachen. Der Kaiser allein behielt seine gewöhnliche Ernsthaftigkeit, ließ den Mann nach geendigter Messe zu sich kommen, und schenkte ihm, da er von dessen Armuth hörte, noch ein Pfund Silbers für seine ausgestandene Angst.

Es ist höchst unterhaltend, einen großen Mann auch in seinen geringern Beschäftigungen zu betrachten, und zu sehen, wie es das nämliche Licht ist, das ein kleines Zimmer und draußen die ganze Welt erleuchtet. Es war dieselbe Thätigkeit, mit welcher Karl Heere anführte und Schulübungen durchsah, Gesetze für große Völker ersann, und griechische Vokabeln lernte. Für alles schien er geboren, und alle Meister übersah er. Wenn er nach Hause kam, ließ er sich die

Wirthschaftsrechnungen vorlegen, wo alles, bis auf die Anzahl der Eier eingetragen seyn mußte, überzählte Einnahme und Ausgabe, rechnete seinen Güterpächtern nach, machte Bauanschläge, als wäre er nichts als ein Landwirth. Seine Bauten waren zahlreich und prächtig. Das meiste verwendete er auf seine beiden Lieblingssitze Aachen und Ingelheim, wo er schöne Schlösser hatte. Er ließ Sümpfe austrocknen, Wälder ausrotten und Dörfer und Klöster anlegen. Seine eigenen Güter werden als Muster landwirthschaftlicher Verwaltung gerühmt. Nach seinem Beispiele legten auch andere Besitzer Obstgärten, Wiesen, Kanäle und Feldgräben an. Aber bey alledem war selbst Aachen noch nichts als ein glänzender Weiler, und zur Stadtwirthschaft konnten sich die Franken noch lange nicht entschließen.

Karls Sprache war so männlich stark, wie wir sie in der Folge an Luthern kennen lernen werden. Zur Probe mögen hier einige Fragen stehen, die er einmal den verderbten Geistlichen seiner Zeit zur Beantwortung hinwarf, und die zum Beweise dienen können, daß die ihm Schuld gegebene Begünstigung der Geistlichen gewiß ihre sehr vernünftigen Gränzen gehabt habe.

„Wie weit ist es einem Bischof oder Abt erlaubt, sich in weltliche Dinge zu mischen? und wie weit einem Grafen oder andern Laien, in

Kirchensachen? — Was für Dinge verspricht ein Christ in der Taufe, und welchen entsagt er? — Heißt das die Welt verlassen, wenn man bald durch Versprechung des Himmels, bald durch Androhung der Hölle, und im Namen Gottes oder eines Heiligen Einfältige oder Schwachgläubige ihres Vermögens beraubt, und die rechtmäßigen Erben um das Ihrige bringt, welche dadurch oft in die größte Armuth versetzt, und aus Noth Diebe und Räuber werden? — Heißt das auch die Welt verlassen, wenn man noch eine unersättliche Begierde nach fremden Gütern äußert, und Menschen durch Geld zu Meineiden und falschen Zeugnissen verführt? — Wo steht geschrieben, daß jemand wider Willen zum Geistlichen oder Mönch gemacht werden könne? — Was frommts der Kirche, wenn ein Prälat mehr auf die Menge als auf die Tüchtigkeit seiner Untergeistlichen sieht, und sich mehr um ihr Singen als um ihren Lebenswandel bekümmert? Mag doch ein Mönch immerhin ein unvollkommner Sänger seyn, wenn er nur kein schlechtes Leben führt. Reine und edle Sitten sind ja doch das Erste am Menschen! rc."

Es wird den Lesern willkommen seyn, einiges von dem Aeußeren des großen Mannes hier zu finden. Wir wollen Eginhard reden lassen. Von Körper, sagt er, war Karl der Große voll und stark, von Wuchs erhaben, denn er maß

sieben

sieben seiner Fußlängen. Sein Kopf war rund, die Augen sehr groß und lebhaft, die Nase ein wenig mehr als mittelmäßig, das Haar glänzend weiß, die Miene heiter und fröhlich, die ganze Gestalt, sitzend und stehend, voll hoher Würde. Obgleich der Nacken ein wenig gebückt und kurz, und der Bauch etwas zu weit vorragend war, so deckte doch das schöne Verhältniß der übrigen Glieder diese Fehler. Sein Gang war fest, die ganze Haltung des Körpers männlich, die Stimme hell, wiewohl der Kraft des Körpers nicht ganz angemessen. Seine glückliche Gesundheit ward nur in den vier letzten Jahren durch häufige Fieber angegriffen, gegen die er nach eigenen Einfällen mancherley, doch nichts auf den Rath der Aerzte versuchte. Denn diese haßte er, weil sie ihm Gebratenes, seine Lieblingsspeise, verboten. Seine Vergnügungen bestanden in Reiten, Jagen und Schwimmen, worin er es allen andern zuvorthat. Er baute auch vorzüglich wegen der Nähe der Bäder den Pallast zu Aachen, und lud jedermann zum Baden ein, daher man oft daselbst mehr als hundert Badende beisammen sah. Er bediente sich stets der fränkischen Kleidung, auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemde (von seinen Töchtern gesponnen und gewebt), darüber ein Wamms, das von einer seidenen Leibbinde zusammengehalten ward, an den Beinen Strümpfe und Schuhe, um die Lenden

Binden (die Vorläufer der später erfundenen Hosen), im Winter auch noch um Schultern und Brust einen Panzer von Fischotterhäuten. Sein Oberkleid war ein kurzer venedischer Mantel. Immer sah man ihn mit dem Schwerdt umgürtet, dessen Griff und Gehenk von Gold oder Silber, bey feierlichen Gelegenheiten auch wohl, wie die Schuhe und das alsdann hervorgesuchte Diadem, mit Edelsteinen besetzt war. Die ausländische Kleidung war ihm verhaßt, und nur zweimal hat er zu Rom, auf Bitten der Päpste Hadrian und Leo die lange römische Tracht angelegt. In seinem gewöhnlichen Anzuge war er fast in nichts von den Gemeinern unterschieden. Im Essen und Trinken mäßig, vorzüglich im letztern, und Trunkenheit war ihm ein Abscheu. Gastereien waren selten, nur bey feierlichen Gelegenheiten, dann aber liebte er recht viel Menschen um sich zu sehen. An seiner gewöhnlichen Tafel wurden vier Gerichte gegeben, außer den Braten, die die Jäger an den Spießen hereinbringen mußten. Während der Mahlzeit ward irgend ein Geschichtsbuch von den Thaten alter Könige vorgelesen, auch liebte er die Schriften des heiligen Augustin, besonders das vom Gottesstaate. Nach Tische ruhte er zwey bis drey Stunden, dagegen unterbrach er seinen Nachtschlaf vier bis fünfmal, nicht bloß durch Erwachen, sondern selbst durch Aufstehen. Beim An-

kleiden unterhielt er sich mit seinen Freunden, oder ließ auch wohl Geschäftsleute oder Kläger vor, und entschied ihre Händel auf der Stelle. Er sprach viel und gern und wußte sich über alles höchst klar und fließend auszudrucken. Er ließ sich von gelehrten Italiänern Vorlesungen über Grammatik, Rhetorik und Dialektik halten, und viel Zeit verwendete er auf Sternkunde und Sterndeutung. Er versuchte auch das Schreiben, und hatte überall eine Schreibtafel unter seinem Kopfkissen, damit er in müßigen Stunden seine Hand üben konnte. Aber die zu spät angefangene Kunst wollte nicht recht gelingen. Die Religion ehrte er tief im Herzen, die prachtvolle Kirche zu Aachen wird ihm noch lange ein schönes Denkmal seyn. Die Säulen und den Marmor dazu hat er aus Rom und Ravenna kommen lassen. Die Kirche besuchte er früh und Nachmittags, oft auch des Abends, unverdrossen, und litt durchaus nichts Unanständiges oder Störendes darin. Seine Wohlthätigkeit erstreckte sich nicht bloß auf seine eigenen Unterthanen, sondern seine Almosen gingen über das Meer nach Syrien, Aegypten und Afrika, nach Jerusalem, Alexandrien und Karthago hin, wo er von nothleidenden Christen hörte, und vorzüglich deshalb nur unterhielt er die Gemeinschaft mit jenen entfernten Königen, damit seine Wohlthaten den armen Christen in ihren Staaten desto

sicherer zukämen. Seine Geschenke an den päpstlichen Stuhl sind nicht zu zählen, und es gehörte fast zu seinen Lieblingsstudien, sein angebetetes Rom, das er viermal besucht hat, zu schmükken und emporzuheben. Kraft seines Testaments wurden zwey Drittel seines gesammten Schatzes, seines Hausraths und seiner Kostbarkeiten gleichmäßig als Almosen unter die Geistlichen in den 21 Metropolitanstädten seines Reichs vertheilt, so daß der Metropolitan (Kreisbischof) den dritten Theil, und seine Unterpfarrer die beiden andern Theile erhielten. Die Städte waren Rom, Ravenna, Mailand, Friaul, Gräz, Kölln, Mainz, Salzburg, Rouen, Trier, Sens, Besancon, Leiden, Rheims, Arles, Vienne, Tarascon, Iverdün, Bourdeaux, Tours und Bourges. Unter den Kostbarkeiten waren 3 schöne massive silberne Tische, auf deren einem die Gestalt der ganzen Erde, so wie auf den andern eine Abbildung von Rom und von Konstantinopel gearbeitet war. Sie wurden den Kirchen zu Rom und Ravenna geschenkt. — So weit Eginhard.

Karl hatte den Schmerz, von seinen drey Söhnen, unter welche er bereits sein ganzes Reich getheilt hatte, noch vor seinem Tode zwey, Karl und Pipin, sterben zu sehen. Der übrig gebliebene Ludwig, König von Aquitanien, blieb also sein einziger Erbe. Karl übernahm, als hätte er die künftigen Anmaßungen der Päpste

geahnt, das Geschäft seiner Krönung selber, auf einem Reichstage zu Aachen, 813. Er unterredete sich mit seinen Großen, ermahnte sie, seinem Sohne allezeit treu zu verbleiben, und fragte sie vom Größten bis zum Kleinsten, ob er sein Vorhaben ins Werk richten solle. Sie antworteten einmüthig: Gott wolle es also haben. Karl ging demnach an einem Sonntage (16. Nov.) im kaiserlichen Ornat in die Kirche, und nachdem er sein Gebet verrichtet, ermahnte er seinen Sohn mit lauter Stimme vor allem Volke, Gott zu fürchten und zu lieben, seine Gebote in allem zu halten, für die Kirche Sorge zu tragen, und sie gegen boshafte Menschen zu schützen, sich gegen seine Schwestern und jüngern (außerehelichen) Brüder allezeit gütig zu erweisen, sein Volk zu lieben wie seine Kinder, den Armen Trost zu verschaffen, getreue und gottesfürchtige Beamte zu bestellen, keinen seiner Lehen und Ehren ohne hinlängliche Ursach und Untersuchung zu entsetzen, sich selbst aber vor Gott und den Menschen jederzeit unsträflich zu verhalten.

„Willst du das alles erfüllen, mein lieber Sohn?" fragte zuletzt der gerührte Greis. Ludwig versprach es mit Thränen. „Nun wohl, so setze dir selbst diese Krone auf, und stets erinnere sie dich an dein Versprechen." Er thats vor allem Volke. Der Vater beschenkte ihn hierauf herrlich, und schickte ihn nach einem unter

vielen Thränen genommenen Abschied nach Aquitanien, seiner Provinz. Das war das letzte Mal, daß er ihn gesehen.

Im Januar 814 verfiel der 72jährige Greis in ein heftiges Fieber, das mit Seitenstechen verbunden war. Er wollte sich nach seiner Gewohnheit durch Fasten heilen, allein die erschöpfte Natur hatte keine Hülfe mehr. Er starb am 28sten, nachdem er sich noch den Tag vorher mit der Verbesserung einer biblischen Handschrift beschäftigt hatte. Unter allgemeinem Wehklagen des Volks ward er in der von ihm erbauten Kirche zu Aachen beigesetzt, wo sein ehrwürdiges Grabmal noch zu sehen ist *).

*) Eginhard ermangelt nicht, die Vorzeichen anzugeben, die des Kaisers nahen Tod deutlich vorherverkündigt haben sollen, als häufige Finsternisse, den Einsturz des bedeckten Ganges zwischen dem Schlosse und der Kirche zu Aachen, das gänzliche Abbrennen der schönen neuen Rheinbrücke bey Mainz, an welcher 10 Jahre lang gebauet worden war rc.

Zweiter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis auf Gregor VII.

J. Chr. 814 — 1085.

I.

Einleitung.

Wir haben im vorigen Zeitraum, seit dem Umsturz des alten römischen Kaiserthums im Abendlande, eine Reihe großer Begebenheiten, von großen Männern herbeigeführt, gesehen. Eine neue Ordnung der Dinge ist begonnen. Man erkennt jetzt schon deutlich den Plan der Vorsehung, durch die Völker des alten Deutschlands eine ganz frische Blüte der allgemeinen Menschheitsentwikkelung heraufzuführen. Zu dem Ende mußte ein Chlodwig den Grund zu einem mächtigen Frankenreiche legen, ein Karl das große Gebäude voll-

enden, und eine Reihe von schlauen Päpsten ihre geistigen Fäden durch das Ganze ziehen, um eine große Einheit mitten in dem wilden Chaos der verschiedenartigsten Bestrebungen möglich zu machen. Zu eben dem Zweck mußten deutsche Völker ihre Körperkraft, ihren Kriegermuth und ihre Lehnsverfassung nach Italien, Spanien und England bringen, und allenthalben in ewigen Kriegen die Mannekraft üben und den Geist vor Erschlaffung bewahren.

Während dieser unaufhörlichen Kriegsauftritte, die auch den größten Theil des jetzt eröffneten Zeitraums füllen werden, haben wir unser Auge hauptsächlich auf Rom zu richten, das auch im Mittelalter, wie in der alten Zeit, bestimmt war, die Weltherrschaft an sich zu reißen. Wer möchte nicht begierig seyn, die Wege zu verfolgen, auf denen nach und nach durch fortgesetzte Kunst und Anstrengung dies Höchste aller politischen Ziele erreicht ward!

Noch kennen wir den Papst nur als allgemein anerkanntes Oberhaupt aller abendländischen Kirchen und als Nutznießer des Dukats von Rom und des Exarchats von Ravenna unter fränkischer Oberherrschaft. Von nun an werden wir ihn von dieser Oberherrschaft sich allmälig loswinden, mit seinen ehemaligen Oberherren selber kämpfen und endlich sogar siegen sehen. Derjenige Papst, der bloß durch die Macht der Mei-

nung zuerst das Oberhaupt des deutschen Reichs unter seine Füße warf, und die geistliche Weltherrschaft auf den höchsten Gipfel brachte, war Gregor VII. Ein so merkwürdiger Mann macht doch gewiß Epoche in der Weltgeschichte. Mit ihm wird daher mit Recht dieser zweite Zeitraum des Mittelalters, den man nach dem eben Gesagten wohl den Zeitraum der sich ausbildenden Papstherrschaft nennen könnte, beschlossen werden.

Ehe wir die Geschichte dieser Bestrebungen und der dazwischen fortgehenden Frankenkämpfe wieder aufnehmen, wollen wir auf einige Augenblicke die schwachen Reste des griechischen (oströmischen) Kaiserthums durch diesen Zeitraum begleiten.

2.

Der Kaiser Nicephorus.

(802 — 811.)

Nicephorus (⌣), der Nachfolger der grausamen Irene, unter dessen Herrschaft wir das Reich von Konstantinopel verlassen haben, war ein hartherziger, unverständiger Hitzkopf, viel zu schwach, sich die Achtung der äußern und innern

Feinde zu erwerben. Damals beunruhigten, wie immer, Saracenen und Bulgaren das Reich. Er zog mit einem guten Heere gegen die letztern, hatte Glück gegen sie, und wollte dies Glück bis zur Vernichtung der ganzen verhaßten Nation verfolgen. Er wüthete durch ihr ganzes Land mit Feuer und Schwerdt, ließ die Erschlagenen unbegraben liegen, verweigerte dem bittenden König standhaft den Frieden, und eroberte dessen Schloß mit allen seinen Schätzen.

Von Verzweiflung getrieben sammelten sich die Bulgaren noch einmal, entschlossen, ihr Daseyn um den höchsten Preis zu verkaufen. Sie beschlichen das Heer des Nicephorus in einem Walde, machten rings um dasselbe einen weiten Verhau, und brachen dann mit wilder Wuth in dies große Gefängniß ein. Der vollständigste Sieg war der Preis ihrer Tapferkeit, und da die Fliehenden das Verhau nicht so schnell übersteigen konnten, so entrannen nur wenige dem Tode. Auch Nicephorus ward niedergehauen. Die Bulgaren steckten seinen Kopf auf eine Stange, und trugen ihn triumphirend heim. Ein Goldschmied verarbeitete nachher den kaiserlichen Schädel zu einer zierlich versilberten Trinkschale für den König.

3.

Die folgenden Kaiser.

(811 — 1118.)

Nach der ersten Bestürzung schritt man in Constantinopel zur Wahl eines neuen Kaisers. Sie traf einen gewissen Stauratius, der sich aber selbst zu schwach für diese Bürde fühlte, und sie noch in demselben Jahre freiwillig niederlegte. Der sie nach ihm aufnahm, Michael I., war ihr eben so wenig gewachsen, denn seine Einfalt machte ihn zum Ball der Geistlichkeit und zum Gespött des Volks. Er mußte den Pfaffen schwören, daß er die Rechte der Kirche nicht antasten, und keinen Mönch geißeln lassen wolle. Unter ihm wurden die Einfälle der Saracenen und Bulgaren kühner als je. Gegen die erstern war sein Feldherr Leo glücklich, die letztern wollte er selbst zu Paaren treiben. Aber das war nicht so leicht. Der Bulgarenkönig bot zwar Frieden an, doch unter harten Bedingungen. Außer einem ansehnlichen Tribut verlangte er noch eine gewisse Anzahl Kleider und rother Felle, und bestand auf einer ordentlichen Festsetzung der Gränzen, und auf richtiger Auswechselung der gegenseitigen Ueberläufer. Die beiden ersten Bedingungen waren für den Kaiser offenbar schimpflich, dennoch bewilligte er sie,

die beiden letzten waren höchst billig, und doch fanden sie unglaubliche Schwierigkeiten. Es klingt jetzt lächerlich, war aber damals die ernsthafteste Sache von der Welt: die geistlichen Räthe wollten in die Auslieferung der getauften bulgarischen Ueberläufer an ihre ungetauften Landsleute darum nicht willigen, weil in der Bibel der Ausspruch Jesu stehe: „wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen." Der wilde Barbar wartet indessen die Lösung der theologischen Skrupel nicht ab, sondern nimmt den Griechen die wichtige Stadt Mesembria in Macedonien weg. Kaiser Michael rathschlagt noch einmal wegen der Ueberläufer, aber die Bischöfe widersetzen sich durchaus. Nun will er wieder zu Felde ziehen; verdrossen folgen ihm die Soldaten, die ihn verachten, und in der ersten Schlacht (813) entlaufen sie alle. Michael sieht sich betrübt um; es ahnt ihm etwas von Augenausstechen; er bietet in der Angst dem General Leo das Commando an. Dieser stellt sich bescheiden, weigert sich eine Weile, wird aber sogleich von den Truppen zum Kaiser ausgerufen, und von dem Patriarchen gekrönt. Michael schneidet sich demüthig die Haare ab, und geht mit Weib und Kindern in ein Kloster.

Leo der Armenier war ein guter Kaiser. Aber das Schicksal wollte nicht, daß das Reich schon so bald zur Ruhe kommen sollte. Empö-

rungen brachen allenthalben aus, und eine mörderische Rotte überfiel den solchen Zeiten nicht gewachsenen Leo einmal plötzlich in der Kirche, hieb ihn nieder, und verstümmelte seine vier Söhne auf das schändlichste (820).

Auch die Regierung des Nachfolgers (Michael II., des Stammlers) war nicht ruhiger. Ein Rebell, Namens Thomas, verwüstete mit einem großen Schwarm räuberischen Gesindels das Land, und wagte es sogar, Constantinopel zu belagern. Es gelang aber dem Kaiser, ihn lebendig in seine Hände zu bekommen, und seine Strafe war der Barbarey jener Zeiten angemessen. Man hieb ihm Hände und Füße ab, setzte ihn dann auf einen Esel, und führte ihn so durch das Lager herum, bis er an der Verblutung starb.

Jetzt bestand das Kaiserthum nur noch aus Griechenland, Macedonien, Epirus, Thracien und Kleinasien; alles übrige war bereits an die Saracenen verloren gegangen. Sicilien zuletzt, 823. Sein gegenwärtiger Umfang war indessen so klein noch nicht, daß nicht ein kluger Regent es zu einem der mächtigsten Staaten jener Zeit hätte erheben können. Constantinopel war noch immer die festeste und zugleich die prächtigste Stadt in der Welt, und was von Künsten und Wissenschaften aus bessern Zeiten auf der Erde noch vorhanden war, war hier noch am ersten

anzutreffen. Die Feinde des Reichs konnten sich an Kriegskunst mit den Griechen nicht messen, und gingen mehr auf Plünderung und Brandschatzung, als auf planmäßige Unternehmungen aus. Stand ein guter Kaiser an der Spitze der Truppen, so zogen Bulgaren und Saracenen fast immer den kürzeren, nur Schade, daß dieser Fall so selten kam!

Nach langen Unruhen trat er einmal ein, als der kraftvolle Theophilus den Thron bestieg (830). Er that fünf Feldzüge gegen die Saracenen, und stellte die Achtung des griechischen Namens wieder her. Im Innern beförderte er Ruhe und Ordnung, und erneuerte die Bilderverbote. Dennoch hielt er sich nur durch einen klugen Despotismus aufrecht, unter dessen Geißel ein Bruder und ein Schwiegersohn bluten mußten, und viele um eines bloßen Verdachts willen verstümmelt, hingerichtet, ja lebendig verbrannt wurden.

Die Reihe der nun folgenden Kaiser einzeln durchzugeben, wäre eine schauerliche Arbeit. Der ganze Zeitraum von mehr als drittehalbhundert Jahren ist voll von Absetzungen, Ermordungen, Vergiftungen, Blendungen und Weiberkomplotten. Der Staat wird nicht mehr regiert, sondern vom Zufall hin und her geworfen. Jeder thut, was die Leidenschaft ihm eingiebt, und wird nur durch die Leidenschaften Anderer bestraft.

Die wunderbarsten Glückswechsel ergötzen in solchen Perioden das Auge des Beobachters. Die Feinde des Reichs streben mit Heftigkeit an, und unter ihnen treten zuerst 941 auch die Russen auf, werden aber diesmal noch gänzlich zurückgeschlagen. Auch über die Saracenen und Bulgaren wird noch immer mancher Sieg erfochten, und dabey wetteifern denn die Griechen mit den rohesten Barbaren in der Grausamkeit. Man höre und schaudere: im Jahre 1014 machte Kaiser Basilius II. in einem Kriege mit den Bulgaren funfzehntausend Gefangene. Diesen ließ er, Mann für Mann, die Augen ausstechen, gab jedem Hundert einen Wegweiser mit einem Auge mit, und schickte die Unglücklichen so nach Hause. Der Bulgarenkönig Samuel fiel bey ihrem Anblick in Ohnmacht, und starb zwey Tage darauf! — Nur zweierley wollen wir aus dieser Periode der Unmenschlichkeit noch ausheben, ein merkwürdiges Beispiel eines sonderbaren Glückswechsels in der Geschichte des Diogenes Romanus, und die noch merkwürdigere Landung eines ganz neuen Feindes, der Normannen, in Griechenland.

4.

Diogenes Romanus.

(1068 — 1071.)

Diogenes Romanus war ein wackerer Mann, tapfer und kriegserfahren. Da er aber als Mitverschworner einer rebellischen Parten entdeckt wurde, sollte er sterben. Schon dem Tode nahe erhielt er auf die Fürbitte des Volks von der Kaiserin Eudocia, die nach ihres Gemahls Constantin Dukas, Tode als Vormünderin ihrer drey Kinder die Regierung führte, Verzeihung im Gefängnisse. Ein ungehofftes Glück, aber er sollte noch viel ungehoffteres erleben.

Die Kaiserin hatte sich schriftlich verpflichten müssen, nicht wieder zu heyrathen, und diese Schrift in die Hände des Patriarchen niedergelegt. Allein die unaufhörlichen stürmischen Bewegungen der Factionen in der Stadt und die feindlichen Annäherungen der Türken lehrten sie ihre Schwäche nur allzubald fühlen, das Volk selbst haßte das Weiberregiment, und Eudocia hielt sich nicht sicher vor einer Empörung. Sie richtete ihre Augen auf den neulich begnädigten Romanus, und eröffnete ihm geheime Herzenswünsche, die ihn mit den frohesten Hoffnungen entzückten. Er sollte ihr Gemahl, und Oberhaupt des Reichs werden. — Aber die Schrift? — Für

Wei=

Weiberlist war hier kein Hinderniß. Der Patriarch hatte einen Neffen. Für diesen Liebe heuchelnd ließ die verwittwete Kaiserin den Patriarchen wissen, sie wünschte ihn wohl zum Gemahle, wenn die verhaßte Schrift nicht wäre. Ein gewandter Verschnittener betrieb die Sache bey dem alten Priester mit allem Eifer, und dieser ehrgeizige Mann konnte die schöne Gelegenheit, seinem Verwandten auf den Thron zu helfen, unmöglich vorbeigehen lassen. Er trat demnach auf einmal im Senat mit einer langen Rede auf, in der er vorstellte, wie nachtheilig der Eid sey, den die Kaiserin ihrem verstorbenen Gemahle habe leisten müssen. Er habe ihr denselben gewiß auch nur aus bloßer Eifersucht abgedrungen. Die Lage der Sachen mache jetzt offenbar einen männlichen Beistand nothwendig, und er (der Patriarch) trage also darauf an, daß die Kaiserin von ihrem Eide entbunden werde, und ihre Schrift zurück erhalte. Die meisten Senatoren konnten zwar Anfangs nicht begreifen, was den alten Mann bewege, sich so lebhaft für diese Sache zu verwenden; da aber einige bestochene Räthe sogleich ihre Stimme dazu gaben, so folgten die übrigen nach, und die Schrift ward vernichtet.

Wie wunderte sich der Patriarch, als er am folgenden Morgen plötzlich den Romanus zum Kaiser ausrufen hörte! Wie reute ihn seine Be-

redsamkeit! Gestern hatte er noch heimlich seine List belacht, heut schämte er sich, von einem Weibe überlistet zu seyn. Romanus war noch in der Nacht ins Schloß gelassen worden, dort hatte man die Vermählung schnell vollzogen, und der größte Theil der Truppen war gleichfalls schon gewonnen.

Romanus that drey rühmliche Feldzüge gegen die Türken, und trieb sie bis nach Cicilien zurück. In dem letzten hoffte er sie völlig aufzureiben. Ihr Sultan Asan bietet ihm Friedensvorschläge, er verwirft sie. Der Tag der Schlacht erscheint. Der Sieg bleibt lange zweifelhaft. Romanus ist auf seinem Flügel glücklich: da sprengt der Anführer des andern aus, Romanus sey geschlagen, der rechte Flügel fliehe schon. Das bringt den linken sogleich in Verwirrung, und der boshafte Verräther — es war ein gewisser Andronikus, ein Prinz aus dem letzten Kaiserhause — erreicht seinen Zweck vollkommen. Der Kaiser will dem weichenden Flügel zu Hülfe kommen, geräth aber den Türken in die Hände, und wird gefangen.

Was war wohl von einem Türken jener Zeit, und von einem so gereizten Sieger zu erwarten? Was anders als ein martervoller Tod?

Aber nein. Sultan Asan war menschlicher als die Christen seiner Zeit. Er umarmte den Gefangenen, und redete ihn liebreich an: „Traure

nicht über dein Unglück. Das ist das Schicksal des Krieges. Du sollst keine Ursach haben, dich über uns zu beklagen, denn ich will dir nicht als einem Gefangenen, sondern als einem Kaiser begegnen." Wirklich erfuhr Romanus nicht nur die anständigste Behandlung, sondern erhielt auch sogar von seinem Feinde sehr billige Friedensbedingungen.

Allein es war diesem Manne nun einmal kein anderes Glück beschieden, als das unerwartete. Was er jetzt mit aller Wahrscheinlichkeit hoffen durfte, daß nämlich die Seinen alles anwenden würden, ihn zu befreien, das geschah nicht. In Constantinopel gab man ihn ganz auf, es fehlte ihm dort auch nicht an Feinden, die mit Fleiß allerley Nachrichten von seinem gewissen Tode ausstreuten, und auf eine schnelle Wahl des Nachfolgers drangen. Eudocia wird nicht gehört; ihr feindseliger Schwager, der alte Johannes Dukas, überschreit sie und ihre Freunde, und so wird der älteste von Eudociens drey Söhnen, Michael Dukas, zum Kaiser ausgerufen.

Jetzt erst kommt ein Brief von dem befreiten Romanus der Eudocia in die Hände. Die Räthe sehen sich verlegen an. „Man kann ihm nicht helfen," riefen die Uebelwollenden. Und leider hätten die letztern in diesem Rathe das Uebergewicht. Sie beschlossen, den Romanus durch-

aus nicht ins Land zu lassen, und deshalb Befehl an alle Gränzörter zu schicken. Romanus erfuhr den treulosen Beschluß, noch ehe er nach Kappadocien kam. Hier findet er einige treue Truppen, und mit diesen geht er auf den Andronikus los, der mit dem Reste des geschlagenen Heeres noch in Asien stand. Leider wird er geschlagen, und muß fliehen. Was konnte er nun noch hoffen?

Aber siehe, wieder unerwartet erscheint ihm plötzlich ein Freund, der Statthalter von Antiochien, der ihm sein Glück verdankte. Mit edler Dankbarkeit nimmt dieser sich seiner an, und führt ihn in die engen Pässe von Cicilien. Hier hätte er sich vielleicht lange halten können, aber — ein neues Unglück! — Andronikus späht ihn zu früh aus, greift ihn an, und zwingt ihn zu capituliren. Er verspricht ihm völlige Freiheit, wenn Romanus allen Ansprüchen auf die Krone entsagen und in ein Kloster gehen wolle. Romanus ergiebt sich in die Nothwendigkeit, und erscheint in Mönchskleidern im Lager des Andronikus. Hier wird der Vergleich nochmals von beiden Theilen beschworen, und der neue Mönch ist schon im Begriff, sich ein Kloster auszusuchen, als plötzlich Abgesandte von dem neuen Kaiser herein treten. Der alte Johannes Dukas, dem sein böses Gewissen keine Ruhe ließ, hatte dem jungen Kaiser so lange zugesetzt, „er sey nicht

sicher, so lange sein Vorfahr frey herumgehn könne," bis er diesem den abscheulichen Befehl, ihn zu blenden, abgepreßt hatte. Diesen zu vollziehen, erschienen die Boten. Andronikus selber schaudert, bittet, weint — Romanus in Todesangst drückt sich die Hände in die Augen: nichts kann die Unmenschen verhindern oder rühren. Der Unglückliche wird gebunden, niedergeworfen, und das Entsetzlichste geschieht. Sie verbinden ihm nicht einmal die Wunden, sondern schleppen ihn so mit sich fort nach der Insel Prota. Der Kopf schwillt ihm fürchterlich an, Würmer sammeln sich in den stinkenden Augenhöhlen: so stirbt der unglückliche Mann! Seine schwache Gemahlin, die ihn nicht hatte retten können, ließ ihn wenigstens prächtig begraben. Er ward in einem Kloster beigesetzt, welches er selbst erbaut hatte.

5.

Die Normannen in Griechenland.

(1081 — 1085.)

Die Normannen erscheinen früh als ein wildes, besonders seeräuberisches Volk in den nordischen Gewässern. Norwegen und Dännemark mag ihr ältester Wohnsitz gewesen seyn; von da

aus siedelte sich einer ihrer Schwärme an der Nordküste von Frankreich an, die von ihnen noch die Normandie heißt, und beunruhigte nun unaufhörlich die Küsten von England, Holland und Deutschland.

Italien war damals wie immer ein von streitenden Parteien zerfleischtes Land. Das Hauptvolk darin waren noch die Longobarden, unter der Oberherrschaft der neurömischen Kaiser in mehrere Herzogthümer vertheilt, die in der Folge unter schwachen Kaisern wieder in kleinere Theile zerfielen. So finden wir z. B. im zehnten Jahrhundert statt des ehemaligen großen Herzogthums Benevent eine Anzahl kleiner Fürstenthümer, Neapel, Salerno, Capua rc. Im elften Jahrhundert stritten sich um Unteritalien allein Araber, Griechen und Deutsche, zum großen Verdrusse des Papstes, der die Nähe der Starken mit großem Rechte scheute. Da erschien auf einmal noch eine vierte Nation. Ein edler Longobarde, Melus, ein Sprößling der alten longobardischen Könige, lockte einige Pilgrimme aus der Normandie an sich, welche an einem berühmten Gnadenorte des heiligen Michael auf dem Berge Gargano anzubeten gekommen waren. Diese zogen in kurzer Zeit mehrere ihrer Landsleute nach Italien, welche sich zuerst als Söldner gegen die Griechen brauchen ließen, nachher aber bald an eine eigene

Niederlassung in diesem schönen Lande dachten. Sie erhielten dazu von dem Herzog Sergius von Neapel, dem sie gegen den Fürsten von Capua Hülfe geleistet hatten, ein kleines Gebiet zum Geschenk, auf dem sie 1029 die Stadt Aversa erbauten. Ihr Anführer Rainulf erkannte den deutschen Kaiser als seinen Lehnsherrn an, und erhielt dafür zuerst den Titel eines Grafen von Aversa.

Ein so schöner Anfang lockte immer mehr Landsleute aus der mit Menschen überfüllten Normandie herbey. Unter andern erschienen zehn Söhne eines alten normännischen Grafen Tanfred von Hauteville mit großem Gefolge. Auch diese dienten Anfangs noch als Söldner jedem, der sie miethete. Als aber in einem Zuge gegen die Araber in Sicilien, den sie mit den Griechen gemeinschaftlich unternahmen, und auf dem sie Wunder der Tapferkeit thaten, die arglistigen Griechen sie um ihren Antheil an der Beute betrogen, nahmen sie sich vor, sich selbst bezahlt zu machen. Sie eroberten 1040 das fast ganz wehrlose Apulien, das letzte griechische Besitzthum in Italien; schlugen alle Griechen hinaus, und machten Melfi zu ihrer Hauptstadt. Bald eroberten sie auch noch Kalabrien dazu. Ihre erste Verfassung war ganz aristokratisch, bald aber unterwarfen sie sich einem aus ihrer Mitte gewählten Herzoge.

Alle italiänische Fürsten sahen diese neuen Gäste mit Eifersucht und Mißtrauen an, und Papst Leo IX. (1048 — 54) gebot ihnen sogar an der Spitze eines Heeres das Land zu verlassen. Sie ehrten seine Würde, boten Frieden und Unterwerfung an, und wollten die eroberten Länder bloß als Lehen vom päpstlichen Stuhle annehmen. Der thörichte Papst verwarf den Antrag, den er bald darauf doch genehmigen mußte, denn als es zur Schlacht kam, ward er gefangen, und die Normannen waren bescheiden genug, ihre Forderungen nach dem Siege um nichts höher zu spannen. Leo's dritter Nachfolger, Nikolaus II. (1058 — 61) verband diese nützlichen Vasallen dadurch noch näher mit dem päpstlichen Stuhle, daß er ihren damaligen tapfern Herzog Robert Guiscard, einen von jenen zehn Hautevillern, freiwillig zum Herzog von Apulien und Kalabrien ernannte. Roberts Bruder Roger machte sich mit wenigen Rittern zum Herrn von Sicilien; und so sehen wir in kurzer Zeit einen frischen, kräftigen Völkerstamm in Unteritalien eingewurzelt. Zur Zeit des berühmten Papstes Gregor VII. gehörte dem Robert Guiscard ganz Unteritalien, bis auf die Fürstenthümer Benevent und Neapel. Jenes eignete sich Gregor zu, und dieses hatte seinen eigenen Herzog, der in seiner wohlbefestigten Hauptstadt noch eine ziemliche Zeit lang dem Muthe der Normannen Troß bot.

Mit den Griechen schloß Robert einen rühmlichen Frieden, der durch die Vermählung einer Tochter Roberts mit einem griechischen Prinzen bestätigt ward. Als aber dieser Prinz mit seinem ganzen Hause 1078 gestürzt ward, und das Haus der Komnenen 1081 den Thron bestieg, unternahm der wackere Robert einen Zug über das adriatische Meer, um das entthronte Fürstenhaus wieder einzusetzen. Er landete bey Durazzo, der Hauptstadt Illyriens, schlug (1081, 18. Oct.) den Kaiser Alexius völlig aufs Haupt, und drang mit raschen Zügen in das Herz des Reiches ein. Aber mitten im Laufe seiner Unternehmungen riefen ihn üble Nachrichten nach Italien zurück. Hier rettete er den Papst vor der Rache des deutschen Kaisers Heinrich IV., und brachte seine Staaten in Sicherheit. Dann machte er sich sogleich im Herbste 1084 noch einmal nach Griechenland auf, und schon zitterte mit Recht der schwache Kaiser; aber das Schicksal wendete auch diesmal noch das Verderben dieses Reichs ab: Robert Guiscard starb den 17. Jul. 1085 an einer Krankheit auf der Insel Cephalonia. Das bewirkte den schnellen Rückzug der normannischen Flotte, auf welchem noch Roberts Leichnam an der Küste Italiens Schiffbruch litt.

6.

Die Nachfolger Karls des Großen.

(814 — 843).

Der Gang der Weltregierung ist nicht immer der, der Menschen der weiseste scheinen würde. So wie durch Alexanders und Cäsars plötzlichen Tod alle Arbeiten dieser großen Männer vergeblich gethan schienen, so lösete sich auch nach Karls des Großen Tode die schöne Ordnung, die dieser kräftige Herrschergeist hervorgebracht, in die traurigste Verwirrung auf. Der Erbe, Ludwig I., war ein gutherziger, frommer, gelehrter Mann, aber ein König war er nicht. Seine ängstlichen, unsichern Schritte entzogen ihm in kurzem alle Achtung, und die von seinem Vater so kräftig unterdrückten Großen wuchsen ihm unaufhaltsam über den Kopf. Am gehorsamsten bezeigte sich gegen ihn noch der Papst Stephan IV. Als dieser 816 den päpstlichen Stuhl bestieg, ließ er nicht nur das Volk zu Rom dem Kaiser den Eid der Treue schwören, sondern schickte auch Gesandte nach Deutschland, die seine Erwählung und Ordination Ludwigen anzeigen mußten. Ja er unternahm bald darauf persönlich eine Reise zu ihm, und brachte große Geschenke mit, unter andern eine kostbare Krone, die er ihm am vierten Tage

nach seiner Ankunft in der Kathedrale zu Rheims mitten unter dem Gottesdienst feierlich aufsetzte. Bey der ersten Begrüßung hatte sich der fromme Ludwig vor dem Papste dreimal der Länge nach auf die Erde geworfen.

Um sich die Regentensorgen, denen er sich nicht gewachsen fühlte, zu erleichtern, verfiel er schon im vierten Jahre seiner Regierung darauf, sein großes Reich unter seine drey Söhne zu vertheilen. Pipin sollte Aquitanien, Ludwig Baiern, Lothar das Uebrige nebst der Kaiserwürde haben. Nach dreitägigem Fasten und Gebet that er diesen seinen Entschluß den versammelten Großen 817 auf einem Reichstage zu Aachen kund, und ließ sich von ihnen schwören, daß sie über den Vertrag halten wollten.

Diese Theilung, die jedoch erst nach seinem Tode ganz vollzogen werden sollte, brachte großes Elend über ihn und das Reich. Zuerst empörte sich seines Bruders Sohn, Bernhard, der seinem Vater Pipin als König von Italien gefolgt war, und machte Anspruch auf die Kaiserwürde. Die Reichsversammlung verurtheilte ihn zwar mit allen seinen Anhängern zum Tode, welches menschliche Urtheil der fromme Ludwig in das unmenschliche der Blendung verwandelte; allein die Furcht hatte den schwachen Mann seitdem so übernommen, daß er nun auch alle seine unschuldigen Stiefbrüder und Schwestern ins

Kloster stecken ließ, und zur Besänftigung seines klopfenden Gewissens ganze Tage mit Beten zubrachte und über Verbesserungen im geistlichen Fache brütete, wofür ihm gerade die Geistlichen am wenigsten Dank wußten, zumal da er ihnen kostbare Kleider, Wehrgehänge, Dolche und Sporen zu tragen untersagte.

Hat man einmal das Vertrauen zu sich selbst verloren, so fällt man aus einer Thorheit in die andere. Ludwig hatte sogar 822 die Schwäche, in einem Edicte öffentlich zu gestehen, daß er ein großer Sünder sey, und durch Trägheit und Unwissenheit vieles schlimm gemacht habe. So brachte er sich noch um den letzten Rest von Achtung, und machte das schon mißmuthige Volk noch verdrossener. Die Geistlichen aber fanden unter einem solchen Schwächling rechte Weide für ihre Herrschsucht. Der Corveyische Abt Wala durfte öffentlich sagen, die Ursache aller Zerrüttung sey, daß Ludwig um das Geistliche, die Bischöfe um das Weltliche sich zuviel bekümmerten.

Ein neues Unheil ging daraus hervor, daß dieser unbedachtsame Mann sich entschloß, noch einmal zu heyrathen. Dadurch nämlich erhielt er noch einen vierten Sohn (nachher Karl der Kahle genannt), um deswillen er die vorher so fest beschworne Theilung wieder zu ändern suchte. Die Söhne wurden darüber mißvergnügt,

viele Große schlugen sich zu ihnen, und als Ludwig 830 einen Zug gegen die Britannier unternahm, ward er auf einmal von dem Heere verlassen und von seinen Söhnen gefangen genommen. Auf einem Reichstage zu Nimmwegen sollte über sein Schicksal entschieden werden. Der rechtliche Sinn der Deutschen und die Uneinigkeit der drey Brüder unter sich selbst retteten ihn noch diesmal vom Kloster, und die reuigen Söhne baten ihn kindlich um Verzeihung.

Allein die Rührung dauerte nicht lange. Sobald der alte Ludwig wieder mit der neuen Theilung hervorkam, standen auch die Söhne wieder auf. Um diesen ewigen Unruhen ein Ende zu machen, beschlossen sie diesmal ernstlich, den Vater abzusetzen. Sie überraschten ihn mit einem starken Heer, nahmen ihn abermals gefangen, beschwuren die erste Theilung unter sich, und hierauf ging Pipin nach Aquitanien, Ludwig nach Baiern zurück, Lothar aber blieb mit dem gefangenen Vater in Soissons, und umringte ihn mit Mönchen, die ihn zum Klosterleben bewegen sollten (833). Diese führten ihn in die Kirche des Klosters St. Medards, streckten ihn auf einen Bußsack hin, und gaben ihm einen Zettel in die Hand, auf welchen ein langes Verzeichniß aller seiner Sünden geschrieben war. Die Absicht dieser unwürdigen Behandlung war, ihn in der Meinung des Volks und

einem alten Gesetz zufolge, als einen der öffentliche Kirchenbuße gethan, der Waffenführung unfähig zu machen.

Aber diese Absicht ward nicht erreicht. Das Mitleid des Volks erwachte wieder, und Lothars Anmaßungen reizten die Eifersucht der Brüder. Sie zogen abermals gegen Lothar zu Felde; er fühlte sich zu schwach, gab den Vater wieder frey, bat um Gnade, und erhielt sie unter dem Versprechen, sein Land (Italien) ohne des Vaters Erlaubniß nicht wieder zu verlassen.

Kaum waren diese Händel ausgeglichen, so nahm auch der alte Schwachkopf den unseligen Entwurf der neuen Reichstheilung wieder vor. Auf einem Reichstage zu Stramiacus, unweit Lyon, wurde dem jungen Karl durch Zustimmung und Schwur Allemannien zugetheilt. Darüber erheben die Söhne einen neuen Widerspruch. Der furchtsame Vater nimmt jene Theilung abermals zurück, und bringt eine neue in Vorschlag, vermöge welcher Karl der Kahle die Niederlande erhalten soll (837).

Auch dieser Plan wird wieder umgeworfen. Unterdessen stirbt Pipin (838). Der Kaiser verfällt nun darauf, lieber den einen Sohn, Lothar, zu gewinnen, damit der andere, Ludwig, der Uebermacht weichen müßte. Er entwirft daher einen neuen Plan, unstreitig den ungerechtesten von allen: Ludwig solle nämlich nichts als

Baiern behalten, die nachgelassenen Söhne Pipins sollen ganz übergangen werden, und Lothar und Karl der Kahle sollen sich in alles übrige theilen.

Darüber standen zuerst die wackern Aquitanier im Namen der Prinzen Pipins auf. Mit ihnen verband sich Ludwig von Baiern, der sich mit Recht beschwerte, daß er, der es bisher mit seinem Vater am treusten gemeint, am schlechtesten belohnt werden solle. Er nimmt Schwaben in Besitz, und reizt dadurch den alten betrübten Vater zu einem neuen Kriege (839). Der Gram darüber erdrückte den armen Mann. In eben diesem Kriege gegen seinen Sohn starb er, in einem Feldlager bey Mainz, 840, nachdem er auf Zureden seines natürlichen Bruders Drogo eine feierliche Verzeihung über seinen Sohn Ludwig ausgesprochen hatte; eine durchaus werthlose Handlung, da nicht der Gerechtigkeit suchende Sohn, sondern der ungerechte Vater der Verzeihung bedurfte. Der gute Wille hat noch nie Gutes hervorgebracht, wo die Einsicht fehlte; vielmehr ist die weibische Weichheit, die niemandem wehe thun will, das Hinderniß jedes kräftig auszuführenden Plans, und eben recht die Ursach, daß zuletzt niemandem wohl gethan wird.

Lothar war nun Kaiser, Herr von Italien, und Prätendent eines Theils von Ost- und Westfranken, welchen auszumitteln er den kürze-

sten Weg, die Waffen, ergriff. Ludwig und Karl verbanden sich demnach gegen ihn, und lieferten ihm 841 bey Fontenai unweit Auxerre ein blutiges Treffen. Es wäre entscheidend gewesen, wenn die beiden Sieger nicht so sklavisch in den Banden des Pfaffenthums befangen gewesen wären. Aber anstatt ihren Sieg zu benutzen, und den Lothar rasch zu verfolgen, brachten sie drey Tage ruhend mit Fasten und Gebet zu, zur Danksagung gegen Gott für den ihnen geschenkten Sieg, fragten die Bischöfe, ob sie auch an dem Bruderkriege keine Sünde thäten, und ließen darüber den Lothar entrinnen.

Die Folge davon war, daß sie im nächsten Jahre noch einmal gegen ihn zu Felde ziehen mußten. Sie verbanden sich deshalb zu Strasburg, wo ihre beiderseitigen Heere 842 zusammenstießen, durch einen feierlichen Eidschwur, einander treulich gegen Lothar beizustehen. Die Formel dieses Schwurs ist uns noch aufbehalten, und wird oft als eine Probe der beiden schon damals sehr von einander abweichenden Sprachen, Ost- und Westfränkisch, (deutsch und französisch) angeführt. Ludwig der Deutsche schwur in dem sich damals bildenden Französisch, damit Karls Heer ihn verstehen konnte, folgendermaßen mit lauter Stimme:

Pro

Pro deu amur et pro christian poble et nostro commun salvament d'ist di en avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai io cist meon fradre Karlo et in adjudha er in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradre salvar dist in o quid il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in demno sit.

Dagegen wendete sich Karl der Kahle mit demselben Schwure folgendermaßen zu Ludwigs deutschem Volke:

In Godes minna, ind durh tes christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes so fram so mir god gewizei indi maht furgibit, so hald ih tesan minan bruodher Luodwig, soso man mit rehtu sinan bruodher scal, inthin thaz er mig sosoma duo, indi mit Lutherem inno theinni thing ne gegango, zhe minate willon imo ce scadhen werhen.

Beides heißt:

Aus Liebe gegen Gott und wegen des christlichen Volks und unsrer beiderseitigen Erhaltung: von diesem Tage an und fernerhin, so lange mir Gott Wissen und Vermögen verleiht, so halte ich aufrecht diesen meinen Bruder (und will ihm zu Hülfe seyn in jeder Sache) so wie ein Mensch mit Recht seinem Bruder (helfen)

soll, und damit er mir eben so thue: und mit Lothar will ich keinen Vergleich eingehen, der mit meinem Willen ihm, meinem Bruder, zum Schaden wäre.

Auch die beiden Heere mußten schwören, daß sie auf die Haltung dieses Bündnisses sehen wollten. Dann rückten sie gegen Aachen an, wo Lothar stand, und dieser floh wieder neben ihnen weg nach Lyon. Und wahrlich, die beiden Brüder müssen noch etwas mehr als fromm gewesen seyn. Sie stehen da, und sehen die Bischöfe an. Diese versichern mit wichtigen Mienen, es sey der Wille Gottes, daß Lothar gar nichts bekomme. Die Brüder entschließen sich demnach in Gottes Namen zur Theilung. Da schickt Lothar Gesandte mit Freundschaftserbietungen und übermüthigen Theilungsvorschlägen. Darüber freuen sich die Brüder wieder, und tragen es geschwind den Bischöfen vor. Diese sagen nun, Lothar habe Recht, und so bewilligen ihm die Brüder alles. Lothar, durch ihre Nachgiebigkeit wieder kühn gemacht, verlangt nun immer mehr, und die Brüder sehen sich wieder nach ihren Bischöfen um. So ging das unwürdige Spiel noch lange fort. Aber das sind die Früchte jenes unseligen Zustandes, wo die Machtgebiete noch nicht streng geschieden sind, so daß niemand weiß, an wem es eigentlich sey, den letzten Ausschlag zu geben.

7.

Die Theilung zu Verdün.

(843.)

Endlich kommt der Friede zu Stande, und das Reich wird in drey ziemlich gleiche Theile zertheilt. Das ist die berühmte Theilung von Verdün, durch welche Frankreich und Deutschland bis auf unsere Zeiten von einander geschieden worden sind. Deutschland bekam Ludwig II., (der Deutsche) bis an den Rhein; Westfrankreich Karl II., (der Kahle) und einen breiten Streifen zwischen Deutschland und Frankreich vom Mittelmeere bis oben nach der Nordsee hinanf, sammt Italien und der Kaiserwürde erhielt Lothar. Nach ihm ward jener breite Streifen Lothringen genannt, dies zerfiel aber bald in Lothringen und Burgund. Die Kaiserwürde blieb nicht lange bey Lothars Geschlecht, sondern ward bald ein Eigenthum der deutschen Könige, so wie überhaupt Lothars Haus und die Herrschaft in Italien bald unterging. Er selbst ging 855 ins Kloster Prüm. Sein älterer Sohn Ludwig II. erhielt nun Italien, der jüngere, Lothar, Lothringen. Als hierauf auch dieser jüngere Lothar schon 869 starb, theilten sich Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche in Lothringen, und als Ludwig II.

879 starb, erhaschte Karl der Kahle die Kaiserwürde.

Jetzt stehn wir also an dem Scheidewege, wo die deutsche Geschichte sich von der französischen trennt.

8.

Die ersten französischen Könige.

(843 — 987).

Karl der Kahle, der erste König des eigentlichen Frankreich, starb 877, 6. Oct. 54 Jahre alt. Ihm folgten seine Kinder und Kindeskinder, und so erhielt sich das Geschlecht Karls des Großen fast anderthalb Jahrhunderte auf dem französischen Thron. Sein Geschlecht: sein Geist war von der Erde verschwunden. Diese Karolinger bilden eine Reihe der elendesten Regenten, die nicht ihr eignes Hauswesen, geschweige ein großes unruhiges Volk in Ordnung zu halten verstanden. Sie werden unaufhörlich von Brüdern und Vettern geneckt, verwickeln ihr Volk in blutige Kriege, und haben keinen Gewinn davon; sie wollen neue Länder erobern, und können die alten nicht behaupten. Sie führen in der Geschichte noch immerfort die

Beinamen, die ihnen die Zeitgenossen gaben, und von denen keiner schmeichelhaft ist. Einer hieß der Dicke, ein anderer der Einfältige, ein dritter der Stammler, u. s. w. Fast bey jedem Thronwechsel entstanden wegen der Erbfolge Streitigkeiten und Kriege, und die Großen riefen in Nothfällen wohl gar fremde Herrscher auf, die sich aber auch nicht lange behaupteten.

Drohte aber kein äußerer Feind, so war den Großen gerade der schwächste König der liebste. Unter einem solchen konnten sie am besten für sich selbst sorgen. So griffen sie denn rüstig um sich, vergrößerten ihre Lehenländer, und machten sie für ewige Zeiten erblich auf ihre Nachkommen. Jetzt durfte kein König mehr wagen, ein Lehen nach des Besitzers Tode einzuziehen, denn gleich stellte der Sohn sich ein, entrichtete den Zins und verlangte die Investitur. So bestand denn Frankreich schon zu Karls des Kahlen Zeiten aus einer Menge Herzogthümer und Grafschaften, in denen jeder Besitzer machen konnte was er wollte, selbst sich gegen den König empören, wenn dieser die Heeresfolge verlangte. Ja 879 riß sich sogar ein großes Stück der südöstlichen Provinzen auf Antrieb der Pfaffen vom Reiche ab, und wählte sich in dem Herzog Boso von Provence, einem Schwager Karls des Kahlen, ein eignes Haupt, das

sich König von Burgund nannte, und sein Reich zu behaupten wußte.

Noch schlimmer spielten die Normänner dem Reiche mit. Sie thaten von Dännemark aus soviel glückliche Landungen und Einfälle in die oberen Seeprovinzen von Frankreich, daß ihnen kein Mensch mehr wehren konnte. Um Friede vor ihnen zu haben, nahm man sie endlich 912 gar ins Land, wo sie eine große Provinz bevölkerten, die noch jetzt nach ihnen die Normandie heißt. Noch mehr, ihrem Herzog Rollo, der nachher in der Taufe den Namen Robert annahm, wurden sogar die benachbarten Grafen von Bretagne als Vasallen unterworfen.

Die elenden Könige hatten gar kein anderes Mittel mehr, die trotzigen Vasallen in Ruhe und Gehorsam zu erhalten, als Geschenke. Dadurch schenkten sie sich zuletzt so arm, daß der König Ludwig IV., Karls des Kahlen Urenkel, 949 von dem ganzen großen Reiche nichts mehr übrig hatte, als die einzige Stadt Laon.

Da that es denn wohl noth, ein mächtigeres Regentenhaus an die Spitze zu stellen, und das geschahe 987. Damals glänzte unter allen Vasallen des Reichs kein Haus so sehr als das Haus Hugo's des Großen. Der Ruhm seiner tapfern Ahnen, die das Schrecken der Normänner gewesen waren, sein eigner hoher Geist und seine großen Besitzungen hatten ihm ein

Ansehen unter den Edlen gegeben, daß keiner sich ihm vergleichen durfte. Er war Herzog von Neustrien (zwischen der Seine und Loire) und Herzog von Francien und Burgund, (zwischen der Maas und Seine) und Paris war seine Hauptstadt. Und so brachte ers denn, nicht ohne Hülfe des Papstes, dahin, daß bey der nächsten Thronerledigung sein Sohn Hugo Capet die königliche Würde erhielt. Aus diesem Hause sind über 800 Jahre lang alle folgende Könige von Frankreich entsprossen, und noch der letzte König Ludwig XVI., der so unglücklich geendet hat, war ein Capetinger.

9.

Die ersten Capetinger.

987 — 1050.

Nun endlich konnte man daran denken, dem Staate einige Ruhe zu geben. Die Großen versammelten sich, und nach so langer Zeit der Verwirrung, wo Geistliche und Weltliche nach besten Kräften zugegriffen hatten, ward nun festgesetzt, daß Bischöfe und Laien im Besitz der Güter, Rechte und Freiheiten verbleiben sollten, die jeder gegenwärtig genösse. Der König war jetzt

zwar der reichste Güterbesitzer in Frankreich, aber er war doch immer nur der erste unter vielen, die ihm an Macht sehr nahe kamen. Das Land war unter mehr als 40 Große getheilt, unter denen die Grafen von Flandern, von Vermandois, von Champagne, Gascogne, Toulouse, Aquitanien ꝛc. sehr mächtige Vasallen waren. Diesen mußte es gleichsam erst wieder angewöhnt werden, einen Höhern über sich zu erkennen, denn in den vorigen Zeiten der Anarchie waren alle alte Rechtsverhältnisse in Vergessenheit gekommen. Niemand litt bey diesen vielen Despoten so sehr, als die unterste Volksklasse, von welcher der größte Theil Sklave oder leibeigen war, der übrige Theil aber aus Freien bestand, die wegen ihrer Armuth sich unter dem Schutze eines dieser Lehnsherren mit Ackerbau, Weinbau, Viehzucht oder Handwerken ernähren mußten. Zu ihnen nahm der kleine Tyrann augenblicklich seine Zuflucht, so oft er Geld oder andere Dinge brauchte; und wo Gewalt vor Recht erging, mußte der unglückliche Schwache leiden und schweigen.

Von jetzt an erhält die Geschichte des Mittelalters ihr größtes Interesse von dem Kampfe, den die Könige mit ihren Vasallen und mit der Geistlichkeit um die Oberherrschaft beginnen. Frankreich ist dasjenige Land, in welchem dieser Kampf zuerst zum Vortheil der Krone beendigt

worden. Es ist höchst anziehend, zu sehen, auf welchen Wegen ihnen dies gelang.

Die ersten Capetinger waren zwar auch keine Helden, allein sie hatten das Glück, sehr alt auf dem Throne zu werden. In 200 Jahren nur sechs Könige, ist ein seltner Fall. Dabey hatten sie die Vorsicht, ihren Söhnen noch bey ihrem Leben die Nachfolge zu sichern, so daß deshalb nie ein Streit entstand. So wurde das Haus der Capete allmälig so eingewohnt auf dem Throne, daß ihre Namen schon durch die Kraft des Alterthums Ehrfurcht wirkten.

Dessen ungeachtet kann man sich die Macht eines damaligen Königs von Frankreich nicht ärmlich genug denken. Noch zu Ludwigs VI. (des Dicken) Zeiten (1108 — 1137) machten die Städte Paris, Compiegne, Melün, Etampes, Orleans, Bourges und einige geringere Plätze des Königs ganzes Eigenthum aus, und selbst diese Domainen waren noch von fremden Besitzungen durchschnitten. Alles übrige gehörte den Kronvasallen, die zwar dem König gehuldigt hatten, aber in ihren Gebieten als völlig unumschränkte Herren hauseten, Steuern ausschrieben, Kriege führten, und nicht selten den König selbst befehdeten. In diesen Zeiten des Faustrechts wurden in Frankreich beinahe soviel verschiedene kleine Kriege geführt, als feste Schlösser im Lande waren. Weil aber mancher Edel=

mann sein ganzes Leben hindurch die Fehden mit seinen Nachbarn unterhielt, und darüber Aecker und Saaten zerstampft wurden, und alles Gewerbe liegen blieb, so legten sich die Bischöfe drein, und verordneten durch Conciliënbeschlüsse, daß in jeder Woche von neun Uhr Sonnabends bis ein Uhr Montags keiner den andern angreifen dürfe. Nachher verlängerte man die Zeit des Waffenstillstands von Mittwoch Abend bis Montag früh; in andern Ländern setzte man auch andere Fristen. Auch vom ersten Advent bis Epiphanias sollten alle Fehden ruhen. Das hieß der Gottesfriede. Wer den brach, kam in den Bann. Wohl 200 Jahre hat sich diese Sitte in Frankreich und Deutschland erhalten.

Außer dem Befehdungsunfug hauseten auch im Lande große Räuberbanden, denen in den ungeheuern Wäldern gar nicht beizukommen war. Kein Mensch getraute sich zu reisen, ohne eine starke kriegerische Bedeckung.

Geistesbeschäftigung war so körperlichen Menschen noch nicht Bedürfniß. Viele Klosterschulen, die Karl der Große gestiftet hatte, gingen im zehnten Jahrhundert wieder ein. Die niedern Geistlichen selbst waren so unwissend als das Landvolk. Wenn ihnen etwas geschriebenes vorgelegt wurde, so entschuldigten sie sich gewöhnlich mit der Antwort: nescio literas, das sollte heißen: ich kann nicht lesen. Viele Klöster und

Kirchen waren nicht nur ohne alle Bücher, sondern es fehlte selbst an einer Abschrift der Bibel. Mancher einsame Freund des Studirens ließ sich Bücher zum Abschreiben aus Italien kommen.

Ueberhaupt ist das zehnte Jahrhundert das der größten Finsterniß und Barbarey. Teufel, Hexen und Gespenster spukten überall umher, und die albernsten Wundermährchen fanden Glauben. Es ging eine Sage, mit dem Jahre 1000 würde die Welt untergehen, und dieser Glaube erfüllte die Menschen mit kindischer Furcht und abergläubischer Frömmigkeit. Man schenkte den Kirchen, betete, heulte, schrie. Niemand besserte an seinem Hause etwas aus, man ließ alles verfallen. Als man aber endlich sah, daß nichts erfolgte, faßte man wieder Muth, und baute im elften Jahrhundert desto mehr neue Kirchen und Klöster auf.

Unter den französischen Königen waren viele sehr gottesfürchtig. Robert, Hugo Capets Sohn, versäumte keine Messe, las täglich in dem Psalmbuch, quälte sich mit Fasten und Wachen, und schlief während der Passionszeit auf bloßer Erde. Er speisete viele Arme, oft tausend auf einmal, und am grünen Donnerstage bediente er bey Tische dreihundert Arme kniend und Psalmen singend. Nach der Mahlzeit wusch er ihnen die Füße, und beschenkte sie mit Gelde. Zur Ehre

der zwölf Apostel hatte er jederzeit zwölf Arme bey sich, die auf Eseln vor ihm her ritten und Gott lobten. Unverschämte Menschen benutzten die Mildthätigkeit des gutmüthigen Königs so keck, daß sie ihm die Pelzstreifen und die goldenen Troddeln vom Mantel rissen, welches er mit unermüdlicher Langmuth trug.

10.

Die letzten Karolinger in Deutschland.

(846 — 911.)

Auch in der deutschen Linie von Karls des Großen Nachkommenschaft stand kein dieses Ahnherrn würdiger Sprößling mehr auf. Daher wollen wir auch in unserer vaterländischen Geschichte, so wie in der französischen, diesen Zeitabschnitt schnell übergehen.

Ludwig der Deutsche, des Frommen Sohn, starb zu Frankfurt den 28. Aug. 876. Seine Regierung war ein steter Krieg mit unruhigen Vasallen, mit seinen Brüdern und Bruderssöhnen, mit den Normännern an der Niederelbe, und mit den slavischen Völkern in Böhmen und Mähren. Unter den großen Vasallen des Kaisers treten jetzt schon ganz deutlich

Herzoge von Sachsen, von Thüringen, von Lothringen, ja selbst von Franken hervor.

Nach Ludwigs des Deutschen Tode ging leider das Reichstheilen wieder an, denn er hinterließ drey Söhne, Karlmann, Ludwig den Jüngern, und Karl den Dicken. Der letztere bekam Allemannien (Schwaben und Elsaß), der zweite Ostfranken, Sachsen, Thüringen, Friesland und einen Theil von Lothringen; der erste Baiern, Pannonien (Niederöstreich), Kärnthen, Böhmen und Mähren.

Die Kriege zwischen Frankreich und Deutschland dauerten immer fort. Da Karl der Kahle noch die Theilung des deutschen Reichs und das Aussterben der Linie seines Bruders Lothar erlebte, so schien Frankreich schon damals den Oberrang im Abendland davon zu tragen, zumal da Karl 875 nach dem Absterben des letzten Lothariden Ludwig II. schnell und mit vollen Taschen nach Rom reisete, und dem Papst die Kaiserkrone abkaufte. Allein er starb schon zwey Jahre darauf (877, 6. Oct.), und hinterließ seinen beiden Söhnen Ludwig dem Stammler und Karlmann eine getheilte Macht und eine ungeheure Verwirrung, in welcher keiner von ihnen die Gelegenheit zum Erwerb der Lombardey und der Kaiserkrone benutzen konnte.

Hier fuhr zuerst Karlmann, König von Baiern zu. Allein auch ihm war das schöne

Italien nicht beschieden. Eine lähmende Krankheit unterbrach seine Bestrebungen, und 880 starb er schon. Noch vor seinem Tode (879) zog sein jüngerer Bruder Karl der Dicke nach Italien, und brachte es dahin, daß er von den lombardischen Großen als König anerkannt ward. So ungern auch der Papst die Kaiserkrone wieder auf ein deutsches Haupt zurückkehren sah, so zwang ihn doch die Nothwendigkeit — die Saracenen bedrängten ihn so sehr, daß er ihnen schon einen jährlichen Tribut von 27,000 Silberthalern (Mankusen) versprechen mußte — den ersten, der ihm Hülfe bot, damit zu krönen. Dies war Karl der Dicke, König von Allemannien. Er ging 880 nach Rom, versprach alles was man wollte, ward dafür zum römischen Kaiser gekrönt, und eilte mit seinem neuen Titel nach Deutschland zurück, wo seine Gegenwart noch nöthiger als in Italien war.

Denn seit Ludwigs des Stammlers frühem Tode (879, Apr.) war dessen Bruder Karlmann Alleinherrscher von Frankreich geworden; 880 starb des Kaisers eigner Bruder Karlmann, König von Baiern, und 882 auch der andere, König Ludwig von Ostfranken. Demnach ward jetzt das ganze deutsche Reich sammt Italien und der Kaiserwürde in Karl III. dem Dicken vereinigt.

Dies scheinbare Glück war aber ein Unglück

für das Reich und für den Kaiser selbst. Damals verwüsteten die rohen Normänner die Gegenden am Niederrhein bis nach Kölln und Trier herunter. Italien wurde von den Saracenen und den unruhigen Herzogen von Spoleto und Toscana beunruhigt; gegen Frankreich hin mußte man für Lothringen fürchten. So vielerley zu bestreiten war eines Mannes Kraft zu schwach. Doch versuchte er sich zuerst gegen die Normänner. Nach einem Reichstage zu Worms zog er 882 gegen sie, und schloß sie in ihrem festen Lager bey Haslov an der Maas ein. Schon freuen sich die Deutschen darauf, dies barbarische Räubergesindel mit Stumpf und Stiel zu vernichten, als Karl, um nur schnell nach Italien kommen zu können, einen Vergleich mit dem Normannenkönig Gottfried schließt, in welchem dieser ein Christ zu werden und die Deutschen nicht mehr zu beunruhigen verspricht, wenn man ihm ein Stück von Friesland einräume und 2080 Pfund Gold und Silber bezahle. Der Kaiser selbst vertrat Pathenstelle bey des Königs Taufe. Die verlangte Summe ward von gerettetem Kirchengelde bezahlt. Unwillig über den ehrlosen Frieden ging das deutsche Heer nach Hause.

Aber das Glück wollte nun einmal den schwachen Mann recht hoch erheben. Als 884 auch der französische König Karlmann starb, und nur einen 5jährigen Neffen hinterließ, fielen die

französischen Großen darauf, sich dem Kaiser Karl III. (dem Dicken) zu unterwerfen, damit kein anderer Krieg als der mit den furchtbaren Normannen übrig bleibe, die eben damals schon bis Paris vorgedrungen waren. Wirklich empfing Karl der Dicke den Eidschwur dieser neuen Vasallen zu Gondreville, und so war unter ihm mehr als die Macht Karls des Großen vereinigt.

Aber nur kurze Zeit. Karl der Dicke war nicht Karl der Große. Wie in diesem der Zuwachs an Arbeit die Fülle der Kraft entwickelt hatte, so offenbarte er in jenem die Blöße der Ohnmacht. Man drängt ihn abermals, die Normänner aus dem Lande zu schlagen. Er kauft ihnen den Frieden abermals mit Gelde und Provinzen ab, und diese, deutschen Männern doppelt schimpfliche Art, sich eines Feindes zu entledigen, bringt ihn um den letzten Rest von Achtung. Ein von ihm beleidigter Bischof Leutward von Vercelles reizt den tapfern Herzog Arnulf von Kärnthen, Karlmanns natürlichen Sohn, die allgemeine Stimmung der Deutschen zu benützen, und sich an die Spitze des Reichs zu stellen. Die Herzoge von Ostfranken, Thüringen und Sachsen werden bald gewonnen. Endlich fallen auch die Schwaben bey. Auf einem Reichstage zu Tribur, 887, wird Karl der Dicke förmlich des Reichs entsetzt, und Arnulf

zum

zum König der Deutschen ausgerufen. Karl überlebte seine Schande nicht lange; er starb schon 888, 21. Jan., fast in Dürftigkeit.

König Arnulf — nicht Kaiser, denn dahin hatten es die Päpste durch stufenweise Gewöhnung schon gebracht, daß diese Würde fortan nur durch ihre Krönung erlangt werden konnte — König Arnulf überkam von seines Vorgängers Riesenstaat nur das deutsche Reich allein. Frankreich zerfiel unter drey verschiedene Häupter, und in Italien warf sich nach heftigem Parteienkampfe Wido, Herzog von Spoleto, zum König auf. Die Kaiserwürde blieb vor der Hand unbesetzt.

Arnulf trat fest und männlich auf. Unter seiner tapfern Anführung wurden zuerst die allgefürchteten, bisher unbesiegbar geglaubten Normänner, an der Dyle, nicht weit von Löwen, gänzlich aufs Haupt geschlagen, zwey ihrer Könige, Gottfried und Siegfried, getödtet, und 15 Feldzeichen erobert: ein herrlicher Sieg, der jedes deutsche Herz mit Ehrfurcht und Liebe für den Retter der allgemeinen Sicherheit und den Rächer der Nationalehre erfüllte. Den immer noch widerstrebenden Mähren zu schaffen zu machen, reizte Arnulf die Ungarn gegen sie auf, damit er sich unterdessen ungestört nach Italien und Burgund wenden konnte.

In Italien hatte Wido's Partey an den

Anhängern Berengars, Herzogs von Friaul, eine Gegenpartey gefunden, und beide riefen, wie gewöhnlich, den auswärtigen Nachbar zu Hülfe. Günstige Umstände für einen tapfern Kriegsmann, der selber Ansprüche auf Italien machte. Arnulf that zwey Feldzüge über die Alpen (894 und 896), sprengte die Thore Roms, jagte die Spoletiner aus der Stadt, ließ sich vom Papst Formosus zum Kaiser krönen und vom römischen Volke den Eid der Treue schwören (896).

Aber eine unzeitige Krankheit lähmte eben jetzt die Kräfte des herrlichen Mannes. Nach seinem Rückzuge aus Italien nahm die wiederauflebende Partey der Spoletiner aufs neue von Rom Besitz, richtete die kaiserlichen Statthalter hin, und warf in ihrer rachsüchtigen Raserey den aus der Gruft gerissenen Leichnam des Papstes Formosus in die Tiber.

Arnulf konnte diese Unbild nicht rächen. Er starb an seiner Krankheit 899, und hinterließ einen sechsjährigen Sohn, Ludwig das Kind genannt. Streitigkeiten zu vermeiden beschlossen die Fürsten bey der Erbfolge zu bleiben, und dem königlichen Knaben ein Paar verständige Vormünder, einen geistlichen und einen weltlichen, zu geben. Man wählte dazu den Erzbischof Hatto von Mainz und den sächsischen Herzog Otto den Erlauchten. Lothringen, womit

Arnulf seinen unehelichen Sohn Zwentibold belehnt hatte, entledigte sich mit Gewalt dieses verhaßten Beherrschers und unterwarf sich dem deutschen Reiche.

Während der vormundschaftlichen Regierung ward das Reich durch einige Zwiste der Großen, und durch die Einfälle der Hunnen oder Ungarn sehr zerrüttet. Endlich als der junge König die Regierung selbst antreten sollte, starb er (911, 18 Jahre alt), und da mit ihm die Linie der Karolinger in Deutschland erlosch, so gerieth die Nation in eine ganz neue Verlegenheit.

II.

Kulturzustand der Deutschen unter den Karolingern.

Ehe wir sie weiter begleiten, wollen wir zur Erholung einen Rückblick auf das zurückgelegte Jahrhundert thun, und besonders die geistige Entwickelung der Genossen desselben betrachten.

Alles was wir von der Geschichte dieser Zeiten wissen, ist uns durch Geistliche aufbewahrt worden, deren Chroniken in spätern Zeiten aus dem Staube der Klöster hervorgezogen und nach der Erfindung der Buchdruckerkunst von fleißigen Geschicht-

forschern herausgegeben worden sind. Es ist aber eine schwere Arbeit, sich durch den verworrenen Styl und die ermüdende Trockenheit dieser Chronikenschreiber hindurchzuwinden. Der einzige Eginhard macht eine ehrenvolle Ausnahme. Aber ihn begeisterte auch sein Gegenstand.

Um die traurige Beschränktheit der wissenschaftlichen Bildung jener Zeiten recht klar zu überschauen, darf man nur lesen, was Rhabanus Maurus (776 — 856), Abt zu Fulda und zuletzt Erzbischof von Mainz, in einem noch vorhandenen Büchlein vom Unterricht der Geistlichen schreibt. Er theilt nach damaliger Art das ganze Reich des Wissens in die sogenannten 7 freien Künste, Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie ein. Wer die beiden ersten erlerne, versichert er, sündige an und für sich nicht, nur müsse man den heidnischen Poeten erst die Haare abschneiden, d. h. alle Unanständigkeiten ausmerzen. Die Dialektik sey treflich gegen die Ketzer zu gebrauchen. Die Arithmetik sey auch nicht zu verachten, weil in der Schrift stehe, Gott habe alles in gewissem Maaß und Zahl gemacht. Die Geometrie sey nützlich, weil bey dem Bau der Arche und des Tempels allerhand Figuren gebraucht worden. Ohne die Musik könne man keinen Gottesdienst halten, und die Astronomie müsse man verstehen, um zu wissen, wenn die

Oster- und andere Festtage einfielen. Und dieser Rhabanus hatte den Ruf des gelehrtesten Mannes seiner Zeit.

Er, wie alle übrigen, hat lateinisch geschrieben, weil dies die Sprache des Hofes und des Gottesdienstes war, nothwendig auch wegen der engen Verbindung aller nordischen Staaten mit dem römischen Stuhl. Einiges aber, was besonders für das gemeine Volk bestimmt war, ward doch auch schon in der Landessprache versucht, wovon wir selbst oben einige Proben gesehen haben. Aber das ging sehr schwer. Die wilde Sprache war ganz ungewohnt, sich in den Zwang des lateinischen Alphabeths und der Grammatik zu fügen. Otfried, ein wackerer Mönch und Schulmeister im Kloster zu Weißenburg im Elsas (843—870), klagt selbst darüber, welche Mühe er gehabt habe, für jeden Laut dieser gurgelnden Sprache Buchstaben zu finden. Denn sie habe viele, einem römischen Ohr ganz unbekannte Klänge. Manchmal scheine sie drey u hinter einander zu erfordern, von denen nur das letzte als Selbstlauter hervorschalle (z. B. in Wunder), und ein Vokal fände sich, für den er, weil derselbe weder wie e, noch wie i, noch wie u klinge, das griechische y eigenmächtig gesetzt habe.

Dieser wackere Vaterlandsfreund tadelt mit edler Wärme diejenigen, die, ihre eigene Sprache

verachtend, die lateinische vorziehen, die sie erst mit so vieler Mühe erlernen müssen. „Haben so viele andere Völker, sagt er, ihre eigene Sprache angebaut, warum sollen die Franken allein dies nicht thun, und sich nicht einmal getrauen, in ihrer Sprache das Lob Gottes zu singen?" Er selbst hat sich in einer sogar gereimten Umschreibung der evangelischen Geschichte in fränkischer Sprache versucht, die er dem König Ludwig dem Deutschen zueignete, und wodurch er zuerst das Beispiel gab, das Deutsche zu einer Schriftsprache zu machen. Dankbar werde dafür der Name des würdigen Mannes von seinen spätesten Enkeln genannt.

Freuen muß sich ferner der Deutsche, wenn er in einem noch vorhandenen Briefe den Papst Johann VIII. (873 — 882) den Bischof Anno von Freisingen um eine gute Orgel und einen guten Orgelspieler bitten sieht. So schnell hatte also der deutsche Fleiß die griechische Erfindung ausgebildet, daß die Italiäner selber schon von uns die Künstler borgen mußten.

Aus den Capitularien (Verordnungen) Karls des Großen lernen wir eben so auch den Acker- und Gartenbau der Deutschen sehr vortheilhaft kennen. Es kommen darin schon alle feinere Früchte und eine große Verschiedenheit einzelner Obstarten vor.

Aber die Kriege zernichteten auch vieles Gute wieder. Sie waren gewöhnlich so verheerend, daß bey dem Mangel an Handelsverbindung und der Unsicherheit der Straßen oft theilweise Hungersnoth ausbrach. So sind in den noch übrigen Jahrbüchern des Klosters Fulda in dem kurzen Zeitraum von 850 bis 874 vier schwere Hungerjahre angezeigt, in denen fast der dritte Theil der Menschen gestorben seyn soll.

Der Handel in Deutschland war lange Zeit bloß den Juden überlassen, die sich dadurch in den Besitz fast alles baaren Geldes setzten, mithin oft von geldbedürftigen Vornehmen sehr geliebkoset wurden, und sich selbst am Hofe Einfluß verschaften. Mit Abscheu lesen wir, daß sie selbst einen heimlichen Menschenhandel nach dem arabischen Spanien getrieben haben.

Nächst ihnen waren die Kirchen und Klöster die größten Geldbehälter, die daher oft zur Zeit der Noth von den Fürsten gebrandschatzt wurden. Es stiegen ihrer immer mehr hervor. Auch Sachsen erhielt jetzt eine Menge Bisthümer. Noch unter Karl dem Großen wurden gestiftet das Bisthum Osnabrück 777, zu Minden 780, zu Seligenstadt (nachher nach Halberstadt verlegt) 781, zu Verden 786, zu Bremen 788, zu Paderborn 795, zu Elze (nachher nach Hildesheim) 796, zu Münster 805. Unter Ludwig dem Frommen ward 815 das zu Korvey, und 834 das zu

Hamburg angelegt. Weil aber Hamburg bald darauf von den Dänen verwüstet ward, so verlegte Ludwig der Deutsche 849 den erzbischöflichen Sitz nach Bremen. Die Stiftungen dieser Art verdienen unser dankbares Andenken als die ersten Schritte zur Bildung unserer Voreltern, wie roh auch, im Vergleich mit unsern Zeiten, die Bildner selbst noch waren.

Denn schon die bürgerliche Aufsicht, die sie über ihre Pfarrkinder zu führen hatten, mußte bey der Mangelhaftigkeit der Justiz und Polizey sehr nützlich seyn. Jeder Bischof mußte jährlich seinen Sprengel bereisen, und überall ein scharfes Sittengericht, Send (Synodus) genannt, halten. Jedermann mußte bey Strafe der Excommunication oder des Kirchenbanns (Ausschließung vom Abendmahl) dabey erscheinen. Sieben ältere rechtliche Männer mußten schwören, nichts verheimlichen zu wollen, und hierauf gingen die Fragen an. Unter diesen Fragen, wovon uns Rhegino, Abt zu Trier († 915) ein langes Verzeichniß aufbehalten hat, kommen mehrere zur Sittengeschichte höchst merkwürdige vor, z. B. ob jemand in der Pfarrey sey, der einen Menschen umgebracht; ob einer einen Reisenden oder einen Sklaven durch Schmeicheleien angelockt, und nachher außer Landes verkauft; ob jemand einen christlichen Sklaven an einen Juden verhandelt, oder ob man einen Juden

wisse, der mit christlichen Sklaven handle; ob ein Zauberer oder Wahrsager da sey; ob jemand zauberische Opfer verrichte bey Bäumen, Brunnen oder Steinen; ob ein Weib vorhanden sey, die vorgebe, die Gemüther der Menschen zum Hasse oder zur Liebe lenken, fremde Güter besprechen zu können, des Nachts mit den Teufeln auf gewissen Thieren zu reiten oder in einem Bunde mit ihm zu stehen; ob jemand etwas bey sich trage, wodurch er glaube das Gericht Gottes (z. B. den Zweikampf) verkehren zu können; ob die Weiber beim Spinnen oder Weben etwas sagen oder thun, was nicht im Namen des Herrn sey; ob jemand des Nachts über einen Todten Teufelslieder singe, esse und trinke, und sich gleichsam über dessen Tod freue; ob jemand den Zehnten *) Gott und seinen Heiligen entziehe; ob jemand einem Wallfahrer oder Reisenden die Herberge verweigere; ob in jeder Pfar-

*) Damit es den Geistlichen nie an Unterhalt fehlen könnte, mußte ihnen schon nach Karls des Großen Verordnung der zehnte Theil von jedem Ertrage, wie vor Alters den Leviten, entrichtet werden, und damit sich die großen und kleinen Güterbesitzer an diese lästige Abgabe desto leichter gewöhnten, war ihnen Karl mit seinem eigenen Beispiel pünktlich vorangegangen. Die Priester wußten auch bald der Sage Glauben zu verschaffen, der Teufel fresse denen die Aehren aus, die den Zehnten nicht bezahlten.

rey Dechanten angestellt seyen, die die Leute ermahnten, in die Kirche zu gehen und an Feiertagen nicht zu arbeiten, es auch dem Pfarrer anzeigten, wenn jemand dagegen gehandelt; ob einer dem Bischof oder seinen Abgeordneten das Recht streitig mache, die Bauern und Knechte nackt mit Ruthen zu züchtigen; ob jemand lächerliche oder garstige Lieder nicht weit von der Kirche singe, u. dergl. Die Strafen bestanden entweder in Geld oder in Fasten oder in langem Beten. Einen Monat nichts als Brodt und Wasser genießen sollte soviel seyn, als 1200 Psalmen kniend oder 1680 stehend beten. — Soviel Mühe hat es gekostet, die natürliche Wildheit dieses freiheitgewohnten Volks zu zähmen.

12.

König Konrad I.

(911—918.)

Nach dem Abgang der Karolinger bestand der deutsche Staatskörper aus fünf großen Herzogthümern, Franken, Sachsen, Lothringen, Schwaben und Baiern, unter denen nur noch ein schwacher Zusammenhang übrig war. In Sachsen und Baiern hatten sich die Lehnsherzoge Otto

und Arnulf so gut als unabhängig gemacht, Lothringen und Schwaben waren schon in mehrere Theile zerfallen, Franken, das die rheinischen Kreise in sich begriff, und als die karolingische Leibprovinz fast ganz aus königlichen Tafel- und Kammergütern bestand, scheint noch durch eine Aristokratie beherrscht worden zu seyn, an deren Spitze der Erzbischof von Mainz, als erster Bischof in Franken, und ein tüchtiger Kriegsmann, Konrad, einer der mächtigsten weltlichen Herren, standen.

Es war demnach die größte Gefahr vorhanden, daß das deutsche Reich jetzt, wie Italien und Frankreich, in lauter kleine Staaten zersplittert werden möchte. Zum Glück aber waren der Erzbischof von Mainz und der wackere Sachsenherzog Otto der Erlauchte mit einander einig, daß man wieder einen König wählen müsse, und der edle Otto, dem man diese Würde zuerst antrug, schlug selbst den vorhin erwähnten Konrad an seiner Stelle als den Tüchtigern vor, der auch von den übrigen Provinzen anerkannt wurde.

Konrad hatte den Ruf eines durchaus rechtschaffenen, tapfern und verständigen Mannes. Seine erste Sorge war, das königliche Ansehen wieder herzustellen, wie es zu Karls des Großen Zeiten gewesen war. Aber dies gelang ihm bey weitem nicht. Zuerst wollte er die unruhigen

Großen in Lothringen unterwerfen, allein sie entschlüpften ihm nach Frankreich. 912, als der Sachsenherzog Otto starb, wollte er dessen Sohn Heinrich nicht die ganze Lehnsfolge in Sachsen und Thüringen bewilligen *), allein Heinrich war tapfer, mächtig, und von seinen Völkern sehr geliebt, und widersetzte sich standhaft. Ein gefährlicher innerer Krieg drohte auszubrechen, ward aber endlich noch durch Zureden vieler Großen unterdrückt. Heinrich scheint jedoch seines Vaters ganzes Lehen behalten zu haben.

Die einzigen Herzoge, bey denen Konrad mit Waffengewalt etwas ausrichtete, waren Arnulf von Baiern, und Erkanger und Berthold von Schwaben. Jener ward, da er nicht gehorchen wollte, aus dem Lande gejagt; die beiden leztern wurden, da sie einem königlichen Befehl keck zuwider gehandelt, nach Ausspruch der Reichsversammlung als ungehorsame Vasallen enthauptet, worauf sich die Schwaben mit königlicher Einwilligung einen andern Herzog, Namens Burkard, wählten.

Ueber diesen innern Unruhen fielen die Un-

*) Man muß bey dem Namen Sachsen ja nicht an das heutige Kurfürstenthum denken, sondern vielmehr an Niedersachsen und einen Theil von Westphalen. Unser heutiges Sachsen war um diese Zeit den deutschen Königen noch nicht unterworfen, und die Einwohner waren ein slavisches Volk, Sorbenwenden genannt.

garn verheerend in das Reich ein, und drangen in verschiedenen Schwärmen bis nach Fulda, ja bis in Elsaß und Lothringen (915 und 917). Eben da man von dem wackern Konrad Hülfe gegen diese wilden Hunnenschwärme erwartete, verfiel er in eine tödtliche Krankheit. Selbst unbefriedigt über die geringen Erfolge seiner Regierung beschloß er sein Leben mit einem Zuge wahrhaft deutschen Edelmuths. Er ließ seinen Bruder Eberhard, den Herzog der Franken, zu sich nach Limburg an der Lahn kommen, wo er krank lag, und sagte zu ihm in Gegenwart vieler andern Fürsten und Herren: „Lieber Bruder, ich fühle daß ich sterben werde. Laß dir also deine eigne Wohlfahrt und das Beste deiner Franken empfohlen seyn. Wir sind im Stande Heere zu stellen, haben Städte und Waffenvorrath, und alles was zum königlichen Glanze gehört — nur Glück und Geschicklichkeit haben wir nicht. Das aber besitzt in vollem Maaße Heinrich: auf den Sachsen beruht allein das Wohl des Reichs. Nimm diese Kleinodien und Kleider, auch Lanze, Schwerdt und Krone der alten Könige, geh damit zu Heinrichen, und mach ihn dir zum Freunde auf immer. Melde ihm, daß ich ihn euch zu meinem Nachfolger empfohlen habe.“ — Alle Anwesende waren gerührt über diese unparteiische Schätzung der Verdienste seines Feindes, und versprachen ihm, sei-

nen letzten Willen zu erfüllen. Kaum hatte Konrad die Augen geschlossen, so ging sein Bruder mit den Reichskleinodien nach dem Harze ab, dem Herzog Heinrich, der dort seine Güter hatte, die unerwartete Botschaft zu überbringen

---

13.

Heinrich I., der Vogelsteller.

(918 — 936.)

Er fand ihn eben auf der Jagd, mit Vogelfang und Waidwerk beschäftigt, und davon haben die gleichzeitigen Chronikenschreiber den Beinamen des Vogelstellers hergenommen. Er verdiente aber der Große zu heißen, denn seinem Geiste fehlte keine der Eigenschaften, die den großen Mann machen, und in ihm, seinem Vater und seinem Sohne schien die Heldenfolge des ersten Pipins wieder erneuert. Er allein erhob das schon zerfallende Reich in weniger als zwanzig Jahren zur ersten Macht der Christenheit, und theilte den Deutschen so wunderbar seinen Charakter mit, daß man sagen möchte, er habe die ganze Nation umgeschaffen.

Er war von männlich schöner Gestalt, und großem Liebreiz der Sitten und des Umgangs.

Muth und Frömmigkeit waren ihm schon als Eigenschaften seines Zeitalters in hohem Grade eigen. Unermüdliche Thätigkeit, Beharrlichkeit und unaufhaltsame Schnelligkeit im Streben nach einem Ziele charakterisiren ihn in der kleinsten Handlung. Jagte er, so ließ er nicht ab, bis er mit eigner Hand dreißig, ja vierzig Eber, Hirsche, Bären und anderes Wild erlegt hatte; war er in Waffenübungen, so legte er nicht eher die Lanze nieder, als bis kein Gegner mehr zu besiegen war, und stand er einmal an der Spitze der Truppen, so gings über Rhein und Main, Elbe und Havel, und auf jedem Zuge mußte eine Provinz erobert seyn. Diese Leidenschaftlichkeit hätte ihn zu vielem Bösen hinreißen können, wenn sie nicht früh durch einen festen Verstand geleitet worden wäre. Aber er sah immer das Gute zuerst; von einer Ungerechtigkeit findet sich in seiner ganzen Regierung keine Spur. Und dieser Mann hatte nicht Lesen, nicht Schreiben gelernt, bloß das Beispiel seines treflichen Vaters war ihm Lehre und Muster gewesen. Ihm war er nie von der Seite gewichen, ja er hatte ihn sogar einmal zu Arnulfs Zeiten nach Rom begleitet, und diesen weiten Weg aus Frömmigkeit beinahe ganz zu Fuße vollendet.

Eine glücklichere Wahl hätte man also gar nicht treffen können. Die Feierlichkeit des öffentlichen Ausrufs ging zu Frißlar vor sich;

und kein Geistlicher, bloß die Laienfürsten der Sachsen, Thüringer und Franken hatten dabey Sitz und Stimme. Zwar nahte sich auch der Erzbischof von Mainz mit seiner Klerisey, ihn zu salben, aber Heinrich sagte kurz: „Es ist mir genug, daß ich aus meinem Volke zuerst zur königlichen Würde gelangt bin; euer Salböl hebt für Würdigere auf, für mich ist diese Ehre zu groß." — Er mochte in Rom wohl den Papst kennen gelernt haben.

Schwaben und Baiern widersetzten sich seiner Wahl, und weigerten sich, ihn anzuerkennen. Wie ein Wetterstrahl erschien er in Baiern und Schwaben, und beide unterwarfen sich ohne Schwerdtstreich. Ja was zuerst die Furcht bewirkt hatte, befestigte bald darauf die Liebe, da die Fürsten ihn näher kennen lernten, und seiner Weisheit und Leutseligkeit ihre Achtung nicht versagen konnten.

Um sich gegen Frankreich zu sichern, ging er 921 über den Rhein, hatte auch in demselben Jahre eine Zusammenkunft mit Karl dem Einfältigen in Schiffen auf dem Rhein, in welcher beide Könige sich Freundschaft gelobten. Dieser Zug brachte ihm Lothringen wieder ein, dessen Großen sich ihm freiwillig wieder unterwarfen, weil sie lieber unter seiner als unter des schwachen Karls Oberherrschaft stehen wollten.

924 thaten die Ungarn einen ihrer gewöhnlichen

lichen furchtbaren Einfälle in Deutschland, und raubten und mordeten bis ins Thüringische hinein. Unglücklicher Weise lag Heinrich den ganzen Sommer im Hildesheimischen krank, und konnte ihrer nicht anders als durch einen neunjährigen Waffenstillstand los werden, den er mit einem Tribute erkaufen mußte. Aber nach den neun Jahren hatte er ihnen einen andern Tribut zugedacht, und um seine Deutschen darauf vorzubereiten, fing er an, sie förmlich im Kriegswesen zu üben. Er verbesserte ihre Waffen, lehrte sie in geschlossenen Gliedern und planmäßig fechten, sich schwenken u. dergl. Und weil nur der Mangel an Festungen ein so weites Vordringen der Feinde möglich machte, so zog er um jede mäßige Burgstadt eine weite Mauer, und nöthigte jeden neunten Mann vom Lande, sich in diesen neuen Städten niederzulassen, die er zugleich mit Magazinen versah, und durch manche Freiheiten zu heben suchte, um die Eingeladenen anzulocken. Welch ein wichtiger Schritt zur Cultur unsers Vaterlandes!

Unterdessen, daß die Ungarn ihn in Ruhe ließen, übte er seine Krieger an den wieder abgefallenen Wenden an der Elbe, Saale, Havel und Desse, und drang also bis ins Brandenburgische vor. Hier waren noch keine Städte zu sehen, außer dem Gränzplatze Brannibor (Waldburg), den er im Winter 926 mit Hülfe

der zugefrornen Havel überrumpelte, und nach seiner Art zu einer Festung machte, in die er sächsische Besatzung und einen Gränzgrafen legte, der die Wenden scharf beobachten mußte. Dies ist der Ursprung der sogenannten Markgrafen von Nordsachsen. Im folgenden Jahre wendete er sich gegen die Daleminicier, einen südlichern Wendenstamm in der Gegend von Meißen und Dresden, und setzte auch ihnen einen solchen Markgrafen zur Hut, für den er auf einem mit Holz bewachsenen Berge die Burgstadt Meißen erbauen ließ. Von hier aus ward in der Folge Bauzen, der Hauptort der Milzier, und die ganze Lausitz unterworfen. 928 eroberte er die Hauptstadt der Böhmen, die schon damals Prag hieß, und zwang ihre Herzoge zur Lehnsunterwürfigkeit. Dann eilte er nach Dännemark — welche Märsche! — eroberte Schleswig, setzte einen Gränzgrafen dahin, und zwang den König der Dänen und sein Volk, christliche Lehrer anzunehmen, und den Götzendienst und die abscheulichen Menschenopfer, die noch bey ihnen gebräuchlich waren, abzuschaffen.

Nun war die Zeit des Waffenstillstands mit den Ungarn abgelaufen. Heinrich hatte sich schon vorher auf einer Versammlung der Stimmen seiner Herzoge auf diesen Fall versichert. Alle hatten den Krieg bewilligt; als daher die Gesandten den ferneren Tribut zu fordern kamen,

wurden sie mit Hohn abgewiesen. Ein fürchterlicher Heereszug, wie man ihn nie gesehen, brach darauf 933 wie ein Heuschreckenschwarm durch Dalemincien in Thüringen und Sachsen ein, aber die braven Deutschen waren auf sie gefaßt, und fürchteten nichts mehr, als daß die Ungarn nicht Stand halten, und also nicht blutig genug bezahlen würden. Und so geschah es auch; die Flucht ward allgemein, doch wurden die meisten eingeholt und niedergehauen, und die man lebendig fing, an die Bäume geknüpft. Es war ein herrlicher Sieg, der Niederlage des Varus zu vergleichen, denn es war eine gerechte Ausrottung frecher Räuber und Vaterlandsverwüster. Die Hauptschlacht geschah nicht weit von Sondershausen. Heinrich ließ dieselbe an einer Wand seines besten Zimmers in seiner Burg zu Merseburg abmalen, und noch lebt dieser Sieg im Munde der Bauern des heutigen Kirchspiels Keuschberg bey Merseburg, wo er jährlich durch eine Predigt und durch eine einfältige Erzählung, die der Pfarrer dabey vorlieset, gefeiert wird.

Heinrich selbst baute zur Dankbarkeit gegen Gott viele Kirchen und Klöster auf, die die Ungarn zerstört hatten, gab Befehl zur Anlegung zweier Bisthümer in Brandenburg und Havelberg, und verordnete, daß im Stifte zu Quedlinburg die Töchter der Edeln, welche im Kriege fürs Vaterland gefallen wären, anständig erzo-

gen und bis zu ihrer Verheyrathung unterhalten würden. Er starb, dieser unvergeßliche Mann, im sechzigsten Lebensjahre, auf seinem Gute Memleben an der Unstrut 936, 2. Jul. als er eben einen Zug nach Italien beschlossen hatte. Sein Leichnam ward in Quedlinburg beigesetzt.

14.

Kaiser Otto I.

(936 — 973.)

Noch bey seinen Lebzeiten hatte König Heinrich I. auf einer Reichsversammlung zu Erfurt seinem ältesten Sohne Otto die Nachfolge zusichern lassen. Jetzt ward derselbe in Gegenwart aller großen Herzoge zu Aachen gekrönt. Bey dieser Feierlichkeit treten zuerst die nachher üblich gewordenen Ceremonialwürden der großen Vasallen, die des Erzkämmerers, Erztruchsessen, Erzschenken und Ermarschalls hervor. Der Herzog Giselbert von Lothringen nämlich besorgte die Zimmer als Wirth, da Aachen zu seinem Herzogthum gehörte; Eberhard von Franken trug das Essen auf, Herzog Hermann von Schwaben machte den Mundschenk, und Arnulf von Baiern sorgte für das Heer= und Hoflager. Auch die drey

vornehmsten deutschen Erzbischöfe, von Mainz, Trier und Kölln waren zugegen, und stritten sich um das Salbungsgeschäft, welches zuletzt dem Mainzer zufiel.

Otto I. besaß alle große Eigenschaften seines Vaters, nur schien er sie noch mehr gelten machen zu wollen. Dies machte ihm bald die Freunde seines Vaters abgeneigt, und reizte in vielen die Lust, sich seiner Oberherrschaft zu entziehen. Kein König hat daher mehr rebellische Vasallen zu bekämpfen gehabt, als er. Aber Tapferkeit und Glück halfen ihm sie alle besiegen, und so behielt er nach einer langen Reihe innerer Kriege und Verschwörungen sogar noch Zeit übrig, gegen äußere Feinde zu wirken.

Von seinem thatenreichen Leben hat hier nur ein kurzer Abriß Raum. Sein erster Zug ging gegen Boleslav, Herzog von Böhmen, der 938 seinen Bruder Wenzlav ermordet, und ohne den König zu fragen die Regierung übernommen hatte. Nach einem fruchtlosen Feldzuge übergab Otto diesen Krieg einem tapfern Sachsen, Hermann, Billungs Sohn, der ihn erst nach 14 Jahren beendigte.

Ihn selbst rief der Ungehorsam der beiden Söhne des 937 verstorbenen Herzogs Arnulf nach Baiern. Sie ergriffen die Flucht, und Otto belehnte mit dem Herzogthum ihren Oheim Berthold.

Andre Unruhen brachen bald darauf in Franken aus, und selbst der wackere Herzog Eberhard, König Konrads Bruder, hatte Theil daran. Die Großen fanden sich mit Recht dadurch gedrückt, daß in ihrer Provinz alle hohe Aemter mit Sachsen besetzt wurden. Den ersten Aufstand dämpfte der König noch durch sein bloßes Ansehen. Er verurtheilte den Herzog Eberhard zu einer ansehnlichen Pferdelieferung, und seine Anhänger zum Hundetragen bis nach Magdeburg, einer altdeutschen, höchst beschämenden Ehrenstrafe.

Aber dies erbitterte nur mehr. Als 938 Prinz Thankmar, ein zurückgesetzter Stiefbruder Otto's, sich empörte, und sich der Festung Ehresburg in Westphalen bemächtigte, schlug sich Eberhard wieder zu ihm, und ein gefährlicher Krieg schien nahe. Aber die Treue der Sachsen rettete diesmal den König. Sie standen dem Thankmar nicht bey, übergaben Otto'n die Festung, und Thankmar ward in einer Kirche mit Pfeilen getödtet; seine Anhänger nach richterlichem Spruch gehängt. An Eberharden schickte der König den Erzbischof von Mainz als Friedensvermittler ab. Der Herzog ergab sich, da ihm Verzeihung versprochen ward, doch ward er auf eine Zeitlang nach Hildesheim geschickt.

Dies kränkte abermals tiefer. Kaum losgelassen wendet er sich an den gleichfalls unzu-

friedenen Herzog Giselbert von Lothringen, bey welchem sich auch Otto's zweiter Bruder, Heinrich, eingefunden hatte, der, unzufriedener als beide, von des Königs Erniedrigung Erhöhung hoffte. Otto zog ihnen nach, belagerte Kievermont, hernach Breisach, während die Rheingegenden verwüstet wurden, und die drey Verbündeten, sammt dem Erzbischof Friedrich von Mainz und dem Bischof Rudhart von Strasburg, sich nach Metz begaben, um einen neuen König zu wählen.

Aus dieser mißlichen Lage rettete Otten sein Glück. In Eberhards eigenem Hause erhob sich Zwietracht, so daß nur ein kleiner Theil der Franken seine Partey nahm, und endlich ward in einem glücklichen Ueberfall bey Andernach Eberhard selbst getödtet, und Giselbert ertrank im Rheine. So hatte der Krieg ein Ende. Heinrichen erlaubte sein königlicher Bruder, still in Lothringen zu wohnen (939).

Jetzt erst konnte Otto an die Beruhigung seiner Gränzen denken. Diesen am gefährlichsten waren die schon von seinem Vater bekriegten Slaven und Dänen. Er durchzog das Land der Wilzen bis an die Oder hin, machte die unterworfenen Völker zinsbar, und stiftete die Bisthümer Havelberg (946) und Brandenburg (949). Die Dänen hatten die von seinem Vater nach Schleswig geführte sächsische Kolonie zerstört.

Otto züchtigte sie dafür auf einem Zuge, auf dem er bis in die Spitze von Jütland drang, den König Harald zur Taufe und zum Treuschwur nöthigte, und zur Befestigung des Christenthums in diesem noch heidnischen Lande die Bisthümer zu Schleswig, Ripen und Aarhuus anlegte.

Unterdessen hatte sich der vorher rebellische Bruder Heinrich eines bessern besonnen, und Otto, der nicht nachtrug, belehnte ihn 947 nach Bertholds Tode mit dem Herzogthum Baiern. Fast um dieselbe Zeit gab er seinem Tochtermann, dem Grafen Konrad von Worms, das erledigte Herzogthum Lothringen, und der schwäbische Herzog Hermann, der nur eine Tochter hatte, bat ihn selbst, diese mit seinem (Otto's) Sohne Ludolf zu vermählen, und dem letztern die Anwartschaft auf Schwaben zu geben. So eilte das Glück, fast alle große Provinzen des Reichs an Otto's Haus zu bringen.

Aber noch mehr. Ihm war es sogar beschieden, das so oft abgefallene Italien wieder mit dem deutschen Reich zu vereinigen. Dies Land war bisher unter zwey Königen, Hugo und Lothar, vertheilt gewesen, und beide waren jetzt gestorben. An ihre Stelle eilte ein Markgraf Berengar von Ivrea zu treten. Aber Lothars Wittwe Adelheid war ihm gram, und um ihn nur vernichten zu können, trug sie kein Beden-

ken, die sonst den Italiänern so verhaßten Deutschen ins Land zu rufen und dem König Otto ihre Hand anzubieten. Otto ging demnach 951 über die Alpen, bezwang den Berengar, ließ sich in der lombardischen Hauptstadt Pavia zum König von Italien krönen, und vollzog mit größter Pracht daselbst die neue Vermählung.

Aber die italiänische Stiefmutter erregte Unfrieden unter Otto's Kindern. Ludolf von Schwaben fürchtete neue Erben, und Konrad von Lothringen, der den Berengar durch das Versprechen einer gnädigen Aufnahme zur Ergebung bewegt hatte, war unwillig, daß der König auf seiner Gemahlin Anstiften den Berengar in Augsburg drey Tage warten ließ, und ihm dann den Bescheid gab, über's Jahr mit seinem Sohne wiederzukommen, wo er mit Italien belehnt werden solle. Beide mächtige Häupter, Ludolf und Konrad, gingen in ihre Herzogthümer zurück und rüsteten sich zur Empörung, auch der Erzbischof von Mainz sogar trat ihnen bey, so daß Otto, als er gegen Neujahr 953 sein Hoflager zu Mainz nehmen und zu Aachen Ostern halten wollte, alles so verändert fand, daß er eiligst in sein Sachsenland zurückkehren mußte, um, wie sein Lebensbeschreiber Witichind, ein Mönch zu Korvey († 1004), sagt, den verlornen König wiederzufinden.

Wiederum also mußten die inneren Kriege,

und zwar diesmal gegen seine nächsten Blutsverwandten beginnen. Die beiden Herzoge hatten sich in Mainz geworfen (953). Hierher zog Otto mit einem Heere treuer Sachsen. Die Belagerten baten um Gnade. Der König bewilligte sie ihnen, wenn sie ihre vornehmsten Räthe und Anhänger auslieferten. Mit edler Standhaftigkeit verachteten sie diese Forderung. Ludolf entwich nach Baiern, ließ sich Regensburg, die Hauptstadt seines abwesenden Gegners Heinrich, durch Verrätherey öffnen, und drohte so den König seines vornehmsten Bundesgenossen zu berauben. Otto belagerte wirklich Regensburg ein ganzes Jahr vergeblich, allein beharrlich, wie sein Vater, verstärkte er Willen und Kraft gleichmäßig mit dem Widerstande, und so zwang er die Eingeschlossenen doch endlich (954), abermals um Gnade zu bitten. Sie erhielten sie, aber mit Verlust ihrer Herzogthümer. Unbekümmert um die Schwächung seines eigenen Hauses wollte er wie Brutus und Manlius zum warnenden Beispiel zeigen, daß ihm sein Ansehen und die Erhaltung des Ganzen über jede Privatrücksicht und Neigung gebe. Das Herzogthum Schwaben bekam ein Graf Burkard, Lothringen der Erzbischof Bruno von Kölln, des Königs jüngerer Bruder.

Es war hohe Zeit, daß das Reich im Innern wieder beruhigt ward, denn schon wurden

die Einfälle der von Heinrich gezüchtigten Ungarn wieder unerträglich. Sie kamen diesmal bis nach Schwaben, und verheerten alles fürchterlich. Der König bot alle seine Vasallen auf, und so kam ein rechtes Nationalheer bey Augsburg zusammen (955). Die Ungarn wurden entscheidend geschlagen, und Pannonien, oder die nachmalige Markgrafschaft Oestreich ihnen abgenommen. Der tapfre Konrad, Otto's Schwestersohn, blieb in dieser Schlacht. Obgleich hart gestraft vom Könige hatte der wackere Mann seinen Arm doch nicht dem Vaterlande entziehen wollen. Auch Ludolf war beflissen, durch treuen Dienst des Vaters Gnade wieder zu verdienen.

Noch immer war Otten nicht vergönnt, zur Ruhe zu kommen. Die Nachricht von seinen vielen Händeln in Deutschland hatte seinen Lehnsträger Berengar so kühn gemacht, in Italien mit der Willkühr eines unumschränkten Herrn zu schalten. Der Papst Johann XII. klagte und bat um Hülfe. Otto schickte seinen Sohn Ludolf voran, der aber schon 957 starb. Da zog (961) Otto selbst über die Alpen, und kam ohne Widerstand nach Rom, wo ihn der Papst feierlich zum Kaiser krönte. Vor seinem Einzug hatte er, wie auch andere vor ihm schon gethan, dem Papste schwören müssen, nichts feindliches gegen die Kirche zu unternehmen.

Die Beruhigung Italiens hielt ihn eine

Zeitlang in der Lombarbey auf, zu lange für die Italiäner, deren höfliche Gewandtheit mit dem rohen Stolze der Deutschen nicht lange verträglich war. Mit Erstaunen hörte er, daß derselbe Papst Johann XII., der ihn so freundlich empfangen und gekrönt, selbst heimlich Berengars Partey ergriffen habe. Dienstfertige Zuträger erzählten ihm zugleich von dieses Papstes höchst anstößigem Wandel, von seinem Spielen und Fluchen, und wie er die Andacht frommer Pilgerinnen schändlich mißbrauche, auch daß er sogar einmal einen Diakon im Pferdestall ordinirt habe ꝛc. Da erhob sich Otto zum dritten Male nach Rom, und rief ein Concilium aus deutschen und italiänischen Bischöfen zusammen, Recht zu sprechen über den entflohenen Papst. Umsonst drohte dieser aus seinem Schlupfwinkel in Campanien mit Bannbullen; das Concilium erklärte ihn für abgesetzt, und erwählte seinen Archivar, der den Namen Leo VIII. annahm, zu seinem Nachfolger. Zugleich ließ sich Otto von den Römern schwören, daß sie künftig nie mehr ohne Einwilligung des Kaisers einen Papst wählen wollten.

Aber so unbeugsam war der römische Freiheitsgeist, daß die so streng Gezügelten nicht bloß dem Kaiser, während er noch bey ihnen war, nach dem Leben trachteten, sondern auch, sobald er ihnen den Rücken gewendet, seinen Papst zur

Stadt hinaus jagten, den Johann zurückriefen, und da dieser 964 starb, eigenmächtig einen andern (Benedict V.) wählten.

Zornig, jedoch nicht ohne kluge Mäßigung, weil das fremde Klima ihm bereits einen Theil seiner Kriegsmacht aufgerieben, ging Otto von Pavia, wo er die Angelegenheiten der Lombardey in Ordnung gebracht und den Berengar nach Bamberg in ein lebenslängliches Exil gesandt hatte, nach Rom zurück, das sich zwar widersetzte, aber durch Hunger und Gewalt in kurzem bezwungen ward. Sein Gericht war strenge, doch nicht despotisch noch rachsüchtig. Er versammelte ein neues Concil, das Leo VIII. noch einmal als Papst anerkennen mußte; den Benedict dagegen schickte er, nachdem ihm der Papstmantel abgenommen, und der Stab vor den Füßen zerbrochen worden, ins Elend nach Hamburg. Jetzt endlich war es ihm selber einmal vergönnt, in sein geliebtes Sachsenland zurückzukehren.

Aber auch nur auf kurze Zeit. Die Römer jagten ihm seinen neuen Papst Johann XIII. (Leo VIII. war schon 965 gestorben) wieder zur Stadt hinaus. Dies mußte geahndet werden. Zum fünften Male also zog er nach Rom (966) und ließ diesmal 13 der vornehmsten Römer aufhängen. Seltsam genug maßte sich der griechische Kaiser Nicephorus II. an, ihm darüber Vorwürfe machen zu lassen, aber Otto ließ ihm

sagen, die Rebellen seyen nach justinianischem, valentinianischem und theodosischem Recht gerichtet worden.

Zugleich mußte ihm der gerächte Papst bey dieser Gelegenheit seinen Sohn Otto II. zum römischen Kaiser krönen. Die Angelegenheiten Italiens berichtigte er dadurch, daß er die Fürsten von Benevent und Capua, welchem letztern er noch die Herzogthümer Spoleto und Camerino zulegte, zu seinen Lehnträgern machte, und hierauf verließ er dies unruhige Land, um die letzten Jahre seines thatenreichen Lebens noch seinem Vaterlande ganz zu widmen. Er unterstützte die Missionen in den Norden, legte Bisthümer in den eroberten slavischen Provinzen an, von denen das äußerste nach Posen hinkam, und vermehrte die Klosterschulen und Versorgungsanstalten mit kaiserlicher Freigebigkeit. Sein geliebtes Magdeburg brachte er sehr empor, indem er es zum Sitz eines Erzbischofs erhob, auch durch die berühmte Domkirche verschönerte, und mit starken Mauern befestigte. Er ließ die Silbergruben bey Goslar zuerst bergmännisch bearbeiten (seit 960) und setzte sich dadurch in den Besitz trefflicher Mittel zur Behauptung und Verstärkung seines Ansehens.

Das Aeußere dieses herrlichen Mannes schildert uns Witichind als seines Innern würdig. Er war von hohem, majestätischem Ansehen, fun=

kelnden Augen, röthlichem Angesicht, weißem Haar und langem Bart; sein Gang war in jüngern Jahren rasch, seine Kleidung immer vaterländisch. Er besaß eine schnelle Fassung, selbst für fremde Sprachen, war bey aller Würde stets heiter und gütig, schlief wenig, und schien immer zu wachen, weil er stets im Schlafe redete.

Allgemein geehrt und gefürchtet im Reich und im Auslande als der mächtigste Herrscher seiner Zeit, und doch mit dem Ruhm der Mäßigung und der Gerechtigkeit, endete Otto I., von Vielen der Große genannt, seine leuchtende Laufbahn zu Memleben, dem Sterbeorte seines Vaters, am 3. May, 973, und ward zu Magdeburg begraben. Im 30jährigen Kriege haben Tilly's Soldaten sein Grabmal geplündert.

15.

Kaiser Otto II.

(973—983.)

Otto II., schon vor seines Vaters Tode Kaiser, und mit einer griechischen Prinzessin, Theophania, Kaisers Johannes Tzimisces Tochter, vermählt, übernahm, obgleich wissenschaftlich gebildet, vielleicht zu jung die Regierung so weit-

läuftiger Staaten. Seine Hitze verdarb viel. Auch unter seiner Regierung erblicken wir Vasallenkämpfe. Herzog Otto von Schwaben und Herzog Heinrich von Baiern hatten Gränzstreitigkeiten. Der junge Kaiser begünstigte den erstern, darüber ergrimmt griff Heinrich schon damals zu dem unpatriotischen Mittel, auswärtige Hülfe ins Land zu rufen. Von seiner geheimen Verbindung mit den Böhmen und Polen unterrichtet, ließ der Kaiser ihn auf einen Reichstag fordern, und sodann nach Ingelheim in Verwahrung bringen. Von dort entflieht er zum Herzog Boleslav von Böhmen. Die Böhmen stehn ihm bey, und schlagen ein deutsches Heer. Zuletzt aber muß er sich doch (977) dem Kaiser in Passau ergeben. Er wird nach Magdeburg geführt, von den dort versammelten Fürsten seines Herzogthums entsetzt, und dem Bischof Poppo von Utrecht zur Verwahrung übergeben. Sein Land erhält Graf Heinrich von Kärnthen, doch ward er selbst nach dessen Tode 983 wieder eingesetzt.

Am schwersten zu bewachen waren zu allen Zeiten Lothringen und Italien. Um in jenem Ruhe zu haben, belehnte Otto den Bruder des französischen Königs Lothar, Karl, selbst damit. Allein da sich die Franzosen schämten, Lehnträger einer fremden Macht zu seyn, brach Lothar 978 plötzlich selbst in Oberlothringen ein, überrumpelte

te Aachen, und ließ den Adler auf dem dortigen Kaiserpallast mit dem Gesicht nach Frankreich wenden. Allein Otto II. rief in der Geschwindigkeit seine nächsten Vasallen zusammen, und veränderte schnell die Bedeutung jenes Sinnbilds, indem er die Franzosen bis nach Paris jagte. Im J. 980 hielten darauf Otto und Lothar eine Zusammenkunft, in welcher ein Friede beschworen, und kraft desselben Lothringen bey dem deutschen Reiche gelassen ward.

Der italiänischen Händel entledigte sich Otto nicht so glücklich. Immer ist Italien das Grab der Deutschen gewesen, und doch haben diese immerfort einen unwiderstehlichen innern Zug nach demselben gefühlt. Aufgeben mochten sie die alten wohlerworbenen Ansprüche nicht, ihrer Ehre wegen, und doch schien es fast unmöglich, sie zu behaupten. Der Haß der Römer gegen die Deutschen war so groß, daß sie selbst jeden Papst mißhandelten, der seine Wahl dem kaiserlichen Einflusse verdankte. Ja, 974 ward sogar Benedict VI. in der Engelsburg ermordet. Der Anführer dieser revolutionären Partey war ein römischer Edelmann, Namens Crescentius. Ihr entgegen stand die Partey der Grafen von Tusculum. Jede wählte nun einen Papst aus ihrer Mitte. Die Verwirrung erreichte den höchsten Gipfel.

Kaiser Otto II. konnte wegen der lothringi-

schen Händel erst 980 nach Italien kommen. Man sah nun wieder die alte Erscheinung. Die unter sich selbst getheilten und daher schwachen Römer beugten sich demuthsvoll vor der Uebermacht, Crescentius kam dem Kaiser gehorsam entgegen, und alle Zwietracht und Herrschsucht schien erloschen.

Aber bald lernte Otto die Italiäner kennen. Ihn gelüstete nach den beiden Landschaften Apulien und Kalabrien, in deren Besitz noch immer die griechischen Kaiser waren. Mit der Eroberung derselben wäre das Werk seines Vaters vollendet gewesen. In diesem schmeichelnden Gedanken bestärkten ihn seine neuen Vasallen, die Herzoge von Benevent und Capua. So verlängerte er seinen Aufenthalt in Italien, und machte große Kriegsanstalten, zum immer steigenden Verdrusse der Italiäner.

Die Griechen riefen in ihrer Noth die Saracenen aus Sicilien zu Hülfe. Es kam zu einer Schlacht, und hier offenbarte sich recht die Treulosigkeit der neuen Vasallen. Die Römer und Beneventiner verließen den Kaiser im entscheidenden Augenblick, und nach einer blutigen Niederlage, in welcher unter vielen andern deutschen Herren der Herzog Udo von Franken, der Bischof Heinrich von Augsburg und der Abt Werner von Fulda (denn auch Geistliche zogen damals noch gern in den Krieg) auf dem Platze

blieben, konnte sich der Kaiser selbst nur durch einen Sprung ins Meer und sodann durch Hülfe eines Schiffers retten (13. Jul. 982.).

Dies Unglück erregte im ganzen Reich ungemeine Bestürzung. Indessen führten seine treuen Vasallen ihm aus den obern Provinzen Italiens soviel frische Truppen zu, daß er wenigstens an den treulosen Italiänern Rache nehmen konnte. Benevent ward in Brand gesteckt. In Rom lud er alle Kriegsobersten und Hauptleute zur Tafel. Man setzt sich. Ein Herold verbietet den Gästen, sich zu rühren oder auch nur zu murmeln, was sie auch sehen würden. Hierauf treten Bewaffnete in den Saal. Von einem Zettel werden diejenigen abgelesen, die den Griechen in der Schlacht den Rücken gewandt, und bey jedem Namen fliegt ein Kopf herunter. Nach dem Schlusse dieser fürchterlichen Scene hebt das Gastmahl an.

Die Römer bezähmten ihre Zungen, aber nicht ihre Gedanken. Kurze Zeit nach diesem Vorfall (983, 15 Dec.) starb der 28jährige Otto, noch in Rom, und hinterließ nur ein dreijähriges Knäblein. Wer von deutschen Großen noch in Italien war, kehrte schnell nach Hause zurück, wo unterdessen die Dänen und Slaven sich wieder losgerissen, und alle ihnen vorgesetzte Bischöfe und Pfarrer weggejagt hatten. Die Italiäner waren demnach auf einmal wieder frey, das

heißt, sie hatten nun wieder Muße, gegen einander selbst zu wüthen.

16.

Kaiser Otto III.

(983 — 1002.)

Der gerade, rechtliche, auf die Erhaltung der Ruhe und Ordnung bedachte Sinn der deutschen Herzoge hatte gleich bey der Nachricht von des Kaisers Tode die einzige Maaßregel ergriffen, die den innern Frieden sichern konnte. Man hatte schon vorher den jungen Sohn des Kaisers zum Nachfolger ernannt, und nun ward derselbe auch zu Aachen von den Erzbischöfen von Ravenna und Mainz gekrönt. Der französische König Lothar und der ehemalige Baiernherzog Heinrich machten Versuche, die Kindheit des Reichsoberhaupts für sich zu benutzen, aber die Einigkeit aller großen Herzoge unter einander schreckte sie zurück. Otto wuchs unter der Aufsicht einer Griechin, einer Italiänerin und einer Deutschen (der Theophania, Adelheid und seiner Großbase Mathilde von Quedlimburg) auf, und lernte so fleißig, daß ihn seine eiteln Lehrer zu voreilig ein Weltwunder nannten. An der Spitze

der Geschäfte stand unterdessen der Erzbischof Willigis von Mainz.

Den Anfang machten Kriege mit den aufgestandenen Slaven und Wenden. Ihnen ward unter andern 994 das schon eroberte Brandenburg wieder abgenommen. Sodann folgt wieder — ein Zug nach Italien (996).

Die Römer konnten bey ihrer ewigen Getheiltheit einer auswärtigen Machtentscheidung nicht entbehren, und weil doch nun einmal der deutsche Kaiser ihr Oberhaupt seyn sollte, so wandten sie sich troß ihrem Hasse immer wieder selbst an ihn. So geschah es auch jeßt, nachdem der oben erwähnte Patricier Creecentius sich eine tyrannische Gewalt über den Papst Johann XV. angemaßt, und seine Hand sogar nach der Königswürde ausgestreckt hatte.

Der junge König Otto III. trat demnach 996, dem Verlangen der Römer gemäß, die Reise nach Italien an. In Ravenna erhielt er die Nachricht von Johanns XV. Tode. Sogleich beschloß er, den päpstlichen Stuhl fortan eigenmächtig, und zwar mit einem Deutschen zu besetzen. Er wählte dazu den jungen wackern Bruno, Enkel des verstorbenen Frankenherzogs Konrad, und ließ ihn durch den Erzbischof Willigis von Mainz unter dem Namen Gregors V. einführen. Wenige Wochen darauf folgte ihm Otto selbst nach. Er ward von den launenhaften Rö-

mern mit Freudensbezeigungen empfangen, und — ein 16jähriger Jüngling — von dem neuen Papst mit der Kayserkrone geschmückt. Sein erstes Geschäft war nun, über den verwegenen Crescentius Gericht zu halten. Das Gesetz verdammte ihn zum Tode, aber auf die Fürbitte des neuen Papstes, der seine Regierung mit Gnadenbezeigungen anfangen wollte, ward die Lebensstrafe in Verbannung verwandelt.

Kaum aber war der junge Kaiser wieder nach Deutschland zurückgekehrt, als sich auch Crescentius wieder zu Rom einfand, den deutschen Papst auf alle Weise kränkte, ja zuletzt ihn gar aus der Stadt jagte, und an seine Stelle den Bischof Johann von Piacenza zum Papst wählen ließ. Das waren die Folgen einer unzeitigen Güte!

Die Boten des landflüchtigen Gregor trafen den Kaiser jenseit der Elbe, wo er eben beschäftigt war, die abgefallenen Slaven wieder in Ordnung zu bringen. Noch in demselben Jahre (996) eilte er über die Alpen zurück, und ging mit Gregor V., der sich in Pavia zu ihm fand, auf Rom los. Crescentius verschloß sich in die Engelsburg (moles Hadriani), sein neuer Papst Johann entfloh aus Rom, und ward auf der Flucht von den Römern selbst, die sich dadurch von allem Verdacht der Theilnahme reinigen woll=

ten, grausamer Weise der Hände, der Nase und der Augen beraubt.

Die Engelsburg ward von den tapfern Deutschen schnell, unter der Anführung des Markgrafen Eckard von Meißen, erobert, Crescentius gefangen, und nachher nach Urtheil und Recht enthauptet, sein Rumpf an einen hohen Baum zur Schau aufgehängt.

Otto III. kehrte darauf nach Hause zurück, und bereisete die Provinzen des deutschen Reichs, um nach alter Sitte überall nach der Ordnung zu sehen und Recht zu sprechen. In Gnesen besuchte er das Grab des unlängst von den Preußen erschlagenen Heidenbekehrers Adelbert, und zu Aachen ließ er sich andachtsvoll das Grab und den Sarg Karls des Großen öffnen, dessen goldenes Kreuz er zu einem heiligen Andenken mit sich nahm.

Unterdessen hatte Papst Gregor V. das Schicksal aller Deutschen in Italien, er starb, schon 999, sehr jung. Otto schickte ihm abermals eigenmächtig einen Nachfolger, seinen ehemaligen Lehrer Gerbert, gebürtig aus Auvergne, damals Erzbischof von Ravenna, der als Papst den Namen Sylvester II. annahm. Noch in demselben Jahre unternahm der Kaiser seinen dritten Zug nach Italien. Er hatte mit Karln dem Großen das innige Wohlgefallen an dem schönen, majestätischen Rom gemein, ja ihm wohnte so=

viel von dem mütterlichen Blute bey, daß ihm die sächsische Rohheit Mißbehagen machte, und alles Griechische und Römische den Vorzug bey ihm davon trug. Selbst eine griechische Gemahlin wollte er haben, und mit den Römern besprach er sich so ernstlich über die Mittel, den alten Ruhm und Glanz ihrer Hauptstadt herzustellen, daß man deutlich merkte, er gehe damit um, seine Residenz nach Rom zu verlegen. Allein weder den Deutschen noch den Römern war mit diesem Entwurf gedient. Die letztern erhoben sogar einmal plötzlich einen Aufstand, belagerten ihn drey Tage lang in seinem Pallaste, und ließen keine Lebensmittel hinein. Dies undankbare Betragen kränkte den sonst so sanften Jüngling tief. Schon war er bereit, nachdem er das Abendmahl genommen, mit den Seinigen einen Ausfall zu thun, als der Herzog Heinrich von Baiern und der Markgraf Hugo von Thuscien Mittel fanden, ihn aus der Stadt zu bringen. Er drohte den Römern bey seinem Abzuge eine schreckliche Wiederkehr, allein seine Rache blieb unvollzogen. Er starb schon zu Paterno, 22 Jahre alt, nach Ditmars *) Aussage

*) Einer der schätzbarsten Chronikenschreiber des Mittelalters, geb. 976, † 1018. Er war Bischof zu Merseburg und Hofkaplan Kaiser Heinrichs II. Sein Werk enthält die Geschichte der sämmtlichen Kaiser aus dem

an den Frieseln, nach andern an vergifteten Handschuhen, einem Geschenk von einer beleidigten Italiänerin (1002).

17.

Kaiser Heinrich II.

(1003 — 1024.)

Otto's III. frühzeitiger und unerwarteter Tod setzte ganz Deutschland in Bestürzung. Indem man noch unschlüssig auf einen Nachfolger sann, war Heinrich, Herzog von Baiern, des Kaisers nächster Anverwandter und König Heinrichs I. Urenkel von dessen zweitem Sohne, geschäftig, die aus Italien rückkehrenden Fürsten herrlich zu bewirthen. Auch des verstorbenen Kaisers Schwestern sprachen für ihn, und bewegten einen Theil der Sachsen auf einer Provinzialversammlung zu Werle, ihm ihre Stimmen zu geben.

Dennoch ergaben sich große Hindernisse. Eckard, Markgraf von Meißen, der tapferste Fürst seiner Zeit, warb für sich selbst, und ein

sächsischen Hause, von denen wir ohne ihn wenig wissen würden.

anderer Nebenbuhler, Herzog Hermann von Schwaben, lagerte sich gar mit einem Heere bey Worms, um Heinrichen den Weg nach Mainz zu verlegen, wo sich die fränkischen Herren versammelt hatten.

Aber das Glück wollte ihm wohl. Markgraf Eckard ward auf einer Reise von Privatfeinden ermordet, das Heer der Schwaben umging Heinrich, und so kam er glücklich nach Mainz, wo er von dem Erzbischof und den übrigen fränkischen Bischöfen und Herren als König anerkannt und auch sogleich gekrönt ward. Hierauf fiel er dem Hermann mit einem Truppenschwarm ins Land, verwüstete ihm seine Güter, und ging dann nach Merseburg, wo die noch übrigen Sachsen und Thüringer ihre Zusammenkunft hielten, zu der auch Boleslav, Herzog von Polen, sich eingefunden hatte. Auch diese alle nahmen ihn an, nachdem er ihnen die Aufrechthaltung ihrer Privilegien und Gesetze versprochen hatte. Boleslav, der sich damals gewaltsam in den Besitz der Lausitz und des Markgrafthums Meißen gesetzt hatte, erhielt vorläufig, um des Friedens willen, jene zu Lehen für sich selbst, dieses für seinen Bruder Gunzelin.

Es war jetzt noch übrig, daß der neue König auch die Einwilligung der Lothringer und der Schwaben nachsuchte. Zu dem Ende ging er nach Duisburg, wo sich die erstern versammelt hat=

ten. Er erhielt ohne Mühe auch ihre Stimmen, und ging nun nach Aachen, wo die große Krönung auf dem Throne Karls des Großen im Beiseyn aller großen und kleinen Fürsten und Prälaten des Reichs erfolgte. Der einzige noch immer widerstrebende Schwabenherzog Hermann ward nun endlich auch noch zu Bruchsal zur Unterwerfung genöthigt.

So mühsam dieser König Heinrich II. die Krone erlangt hatte, so sauer ward sie ihm auch zu behaupten. In allen Provinzen waren mißvergnügte oder streitsüchtige Vasallen zur Ruhe zu bringen, vorzüglich in Lothringen und Böhmen, wo wegen der Nähe auswärtiger Mächte, die gern mit ihrer Einmischung bereit waren, die Achtung für den Kaiser am schwächsten war. Besonders war der oben erwähnte Herzog Boleslav von Polen ein kühner, herrschsüchtiger Nachbar. Er bestimmte mit kecker Anmaßung die Herrscherfolge in Böhmen, ließ einem rechtmäßigen Herzog dieses Landes, der auch Boleslav hieß, die Augen ausstechen, und vertheidigte sich in einem Kriege, der bis 1018 dauerte, so herzhaft, daß der ihm endlich bewilligte Friede nicht ehrenvoll für das deutsche Reich ausfiel. Eben dieser Boleslav erweiterte auch an der östlichen Seite die polnische Herrschaft bis nach Kiow hin, das er eroberte, schrieb auch den Russen die

Friedensbedingungen vor, und bedrohte sogar den griechischen Kaiser.

Auch Heinrich II. hat drey Züge nach Italien unternommen, doch alle drey Male ungern und von den Italiänern selbst gerufen. Die Lombarden hatten sich gleich nach Otto's III. Tode einen eigenen König gewählt, den Markgrafen Harduin von Yvrea, der aber, wie gewöhnlich, seine Gegenparten fand, die nun eben, den Erzbischof Arnulf von Mailand an ihrer Spitze, den König Heinrich ins Land rief. Er kam nach Pavia, und ward daselbst gekrönt (1004); aber in kurzem ging es ihm wie seinem Vorgänger zu Rom; ein schrecklicher Aufstand, in welchem halb Pavia in Flammen aufging und schon der königliche Pallast gestürmt ward, erfüllte ihn mit dem bittersten Unwillen, und so kehrte er, nachdem er noch einen Reichstag zu Pontelongo gehalten, unverzüglich nach Deutschland zurück.

Dennoch ging er acht Jahre nachher (1012) auf vieles Bitten der Gegner Harduins zum zweiten Mal nach Italien, und ließ sich auch bey dieser Gelegenheit in Rom zum Kaiser krönen. Und endlich kam, wieder 8 Jahre später (1020) der Papst Benedict VIII. in Person nach Bamberg, theils um die daselbst von Heinrich II. erbaute Domkirche einzuweihen, vorzüglich aber um den Kaiser um Beistand gegen die in Apulien stärker um sich greifenden Griechen zu

bitten. So zog denn Heinrich zum dritten Mal mit einem großen Heere über die Alpen (1021), eroberte die von den Griechen neu erbaute Stadt Troja, und traf eine neue Vertheilung der italiänischen Lehne, von denen auch bey dieser Gelegenheit die Normänner eins erhielten, mit der Verbindlichkeit, den Papst gegen die Griechen zu schützen.

Drey Jahre nach seiner Rückkehr von diesem Zuge starb Heinrich II. Zu Bamberg liegt er begraben. Er hinterließ den Ruf des frömmsten Mannes; einige haben ihn sogar den Heiligen genannt. Doch war seine Vorliebe für den geistlichen Stand mit dem rühmlichen Bestreben, dessen Mängel zu bessern, verbunden.

18.

Verfassung und Kulturzustand unter den sächsischen Kaisern.

(918 — 1024.)

Mit Heinrich II. erlosch der Stamm der Ottonen, nachdem er dem Reich fünf würdige Vorsteher gegeben. Ehe wir sehen, wie sich die Fürsten in dieser neuen Verlegenheit berathen, wollen wir noch einen Rückblick auf den innern Zu-

stand des Reichs in diesem Zeitraum des äußern Glanzes werfen.

Noch immer machte sich alles in der bürgerlichen Gesellschaft unserer Vorfahren mehr durch Gewohnheit und Herkommen, als durch schriftliche Gesetze. Die verschiedenen Machtgebiete waren lange nicht so scharf begränzt als jetzt, und die Fragen, wie weit die Rechte des Papstes oder des Kaisers, der Fürsten oder der Bischöfe gereicht, würde selbst ein Genosse aus jener Zeit nicht hinreichend beantworten können. Da indessen noch nicht persönliche Unfähigkeit die Kaiser in Verachtung gebracht hatte, so wußte man es nicht anders, als daß sie Herren über ihre Herzoge und Bischöfe, und, wenn es galt, über die Päpste selbst seyen. Denn wir haben gesehen, wie frey die Ottonen in Rom geschaltet. Zu den Bisthümern, die sie stifteten, holten sie zwar des Papstes Bestätigung ein, allein die Besetzung verrichteten sie allein, und wo auch eine Bischofswahl von Geistlichen geschah, mußte man doch erst die Einwilligung des Kaisers haben. Der fromme Heinrich II. aber schlug die meisten Bischöfe selbst vor, um die Kirchen mit würdigen Vorstehern zu versorgen. Es sind auch Beispiele vorhanden, daß selbst Erzbischöfe von Kaisern gestraft worden sind. So schickte Otto I. den Erzbischof von Mainz und den Bischof Ruothard von Strasburg ins Kloster, und

den Erzbischof Adelbert von Magdeburg, der den Herzog Hermann von Sachsen mit kaiserlichen Ehrenbezeigungen empfangen, verurtheilte er, soviel Pferde zu geben, als er dem Herzog zu Ehren Glocken läuten und Lichter anzünden lassen.

Die Kaiser beriefen ferner Concilien und bestätigten die Schlüsse derselben, selbst wenn päpstliche Legaten (dergleichen jetzt schon unter dem Namen Cardinäle zum Vorschein kamen) zugegen waren. Sie waren Schiedsrichter zwischen streitenden Bischöfen, und so oft ein Heerbann aufgerufen ward, stellten sich die Bischöfe, als Besitzer der trefflichsten Lehen, mit ihren Vasallen und Reisigen immer zuerst, und hieben ritterlich — denn die meisten waren von adliger, oft fürstlicher Abkunft — mit auf den Feind ein.

Die großen Herzoge wurden bey aller ihrer Macht doch noch keineswegs als Landesherren, sondern immer nur als kaiserliche Statthalter betrachtet. Widersetzten sie sich den Kaisern, so ward es ihnen zur Empörung angerechnet, und der Kaiser that in der Meinung des Volks Recht daran, sie abzusetzen. Sie wurden zwar vor jeder großen Unternehmung erst zusammenberufen, indessen mußten sie in dringenden Fällen auch unbefragt die Heerfolge leisten, wenn der Kaiser etwa aus Italien die Baiern oder Schwaben plötzlich herbey rief. Man findet aber schon in diesen Zeiten, daß sie ihn oft mit Fleiß nicht

aus allen Kräften unterstützten, damit er ihnen nicht zu mächtig würde.

Die Sendgrafen oder Kommissarien (missi) aus Karls des Großen Zeiten findet man unter den sächsischen Kaisern nicht mehr; dagegen wohnten auf den königlichen Kammergütern, die durch alle Provinzen zerstreut lagen, sogenannte Pfalzgrafen (comites palatii), die außer der Verwaltung jener Güter auch noch die oberste Rechtspflege in den Herzogthümern übten, in Abwesenheit der Herzoge deren Stellvertreter waren, und bey Landtagen von den Herzogen nicht übergangen werden durften. Daher lieset man in diesen Zeiten von Pfalzgrafen in Baiern, Sachsen, Schwaben und am Rhein (Franken).

Wir haben gesehen, daß die Kaiser die großen Herzogthümer im Erledigungsfall nach Willkühr verschenkten. Gewöhnlich erbten sie sich auf die Kinder fort, und so war es auch mit der Königswürde. Nur erst wenn keine Erben mehr da waren, sah man sich nach einem neuen Hause um. Die Könige betrachteten sich so sehr als Herren ihrer Vasallen, daß sie gar nichts eigenes an Land und Leuten, ihre sie nährenden Kammergüter ausgenommen, besitzen mochten. Otto I. gab bald nachdem er König geworden war sein ganzes Herzogthum Sachsen weg, und seine Nachfolger verschenkten auch noch von ihren Kammergütern ganze Städte, Grafschaften, Zölle und

Kö-

Königsrechte (Regalien) an Klöster und Bisthümer. Wie schön leuchtet der treuherzige Sinn der wackern Deutschen aus dieser Verfassung hervor. Vertrauenvoll und freigebig wie ein Vater unter guten Kindern steht der König unter seinen Getreuen und theilt seine ganze Habe unter sie, denkend, daß doch alles, was er ihnen gebe, im Grunde sein bleibe, und nur zu seinem Besten werde verwendet werden.

Italien hatte seit der Longobarden Zeit dieselbe Lehnsverfassung. Es bestand aus Herzogthümern und Grafschaften, die der Kaiser nach Willkühr nahm und gab. Selbst in Rom übten die Ottonen die oberste Gewalt, und waren die letzte Instanz in Klagesachen, wenn die Parteien sich bey des Papstes Entscheidung nicht beruhigen wollten. Es wohnten auch beständig kaiserliche Commissarien in Rom. Die Schenkungen Pipins und Karls des Großen waren dem päpstlichen Stuhl längst wieder verloren gegangen, und als Otto III. seinen Lehrer Sylvester II. zu dieser Würde erhob, stattete er ihm zu Liebe den verarmten Apostelsitz aufs neue wieder aus, indem er ihm 8 kleine Grafschaften schenkte.

Die deutsche Kirche hing auch zu dieser Zeit noch bey weitem nicht so eng mit Rom als mit dem Kaiser zusammen. Die Bischöfe der Mainzer Provinz faßten sogar 1022 den Beschluß, daß ein von Rom hergeholter Nachlaß in ihren

Sprengeln nichts gelten solle. Auch waren die deutschen Geistlichen in der Regel verheyrathet (die Mönche ausgenommen), und die Bischöfe führten zum Theil eine so strenge Klosterzucht, daß viele Mönche wieder in den weltlichen Stand zurücktraten. Auch von Seiten ihrer wissenschaftlichen Bemühungen erscheinen viele dieser Männer wahrhaft achtungswerth. Ein Bischof Bernward von Hildesheim, dessen Lebensbeschreibung uns ein Mönch hinterlassen hat, fand Vergnügen an Malerey, Baukunst, Musiv- und Gußarbeiten, und beschäftigte auch seine Mönche damit. Der nachherige Papst Sylvester II. überließ sich mathematischen Forschungen mit solchem Eifer, daß er bey dem Pöbel in den Verdacht der Zauberey gerieth. Von einem Erzbischof Walthard von Magdeburg wird erzählt, er habe eine unsägliche Menge Bücher (Handschriften) zusammengebracht. Der Bischof Meinwerk zu Paderborn hielt eine treffliche Schule, in der Horaz, Virgil, Sallust und Statius *) fleißig gelesen, und die Mönche zum Bücherabschreiben und zum zierlichen Ausmalen der Anfangsbuchstaben angehalten wurden. Eine Nonne, Hroswitha, zuletzt Aebtissin zu Gandersheim († 984), fand soviel Vergnügen an den Lustspielen des Terenz, daß sie eine Umarbei-

*) Ein epischer Dichter aus den Zeiten Domitians.

tung derselben in lateinischer Sprache, lesbar für züchtige Jugendseelen, vornahm. Auch viele andere versuchten sich im Schreiben, und schon oben ist es gesagt, wieviel wir dem Bischof Ditmar von Merseburg und dem Mönch Witichind zu Korvey verdanken. Der letztere, wie roh er auch ist, verräth doch durch einige Eigenheiten, daß er den Tacitus gelesen haben müsse. Selbst Musik und Malerey ward in manchen Klöstern getrieben.

Im äußern Aufwande thaten es die Bischöfe oft den Fürsten gleich. In einer noch vorhandenen Verordnung wird ihnen verboten, auf ihren Untersuchungsreisen mehr als 50 Pferde mitzunehmen, um die Pfarreien, in denen sie einkehrten, nicht zu sehr zu beschweren. Diese Reisen mußten immer noch die Mängel der Justiz und Polizey ergänzen, denn in diesem Puncte sah es noch immer barbarisch in unserm Vaterlande aus. Ein Bischof Burkard von Worms rechnet in einer noch übrigen Schrift in einem Jahre 35 Mordthaten in seinem Sprengel allein. Räubereien waren noch weit häufiger. Ein ertappter Dieb konnte ohne Zuziehung einer Gerichtsperson aufgehängt werden. Leugnete einer, so mußte er sich mit einem Kämpfer schlagen, und sprach nun das Gottesurtheil gegen ihn, so ward er hingerichtet. Menschenraub und Verkauf kommt auch noch vor. Verkauft wurden

am häufigsten gefangene Slaven (die daher auch dem Worte Sklave seinen Ursprung gegeben haben sollen), wie überhaupt mit diesem Volke von den Gränzgrafen hart verfahren ward.

Seit Heinrich I., dem Städteerbauer, bilden sich auch städtische Gewerbe. Es wird auch viel gebaut, doch wenig noch von Stein. Wollen- und Leinwebereien heißen noch immer weibliche Arbeiten, und auch Kaiserinnen beschäftigen sich damit. Als Otto I. 940 nach Lothringen zog, verwunderten sich die Franzosen, das ganze deutsche Heer in Strohhüten zu sehen. Uebrigens war das Volk roh, aber brav, voll Mutterwitz und fröhlich. Sie hatten Mimen und Bänkelsänger, die Tagsgeschichten und lustige Lieder sangen. Ueber den Verfall der weiblichen Zucht klagt der redliche Ditmar sehr. Die Tracht, sagt er, sey so schamlos, daß gleichsam alles, was feil sey, zur Schau gelegt werde.

19.

Kaiser Konrad II.

(1024 — 1039.)

Nach innerer Kraft und äußerm Ansehen war das deutsche Reich bey dem Abgange des

sächsischen Kaiserstammes das erste in Europa. Denn der Norden und Osten war noch dunkel und barbarisch, das griechische Kaiserthum tief gesunken, Frankreich durch die vielfache Zerstükkelung schwach. Zum deutschen Reiche aber gehörte damals noch Italien und Lothringen; ein Theil von Polen zahlte seit Boleslavs Tode wieder Tribut, und die Länder der slavischen und ungarischen Völker dienten den Markgrafen von Nordsachsen und von Oestreich zu Tummelplätzen für immer neue Eroberungskriege. Die neuen Herzoge von Kärnthen waren durch die italiänischen Marken Verona und Aquileja vergrößert worden, die Otto I. weislich zu Deutschland geschlagen hatte, um sich durch sie den Paß nach Italien offen zu erhalten.

Ein so schön zusammenhängendes Reich war jezt ohne Oberhaupt. Zwietracht oder unverständige Sehnsucht nach eigener Unabhängigkeit hätte jezt das ganze schöne Gebäude untergraben können, aber die Fürsten betrugen sich abermals deutscher Männer würdig. Sie waren entschlossen, nicht nach Privatrücksicht irgend einen leicht zu lenkenden Schwächling, sondern um des Ganzen willen den Besten zu wählen. Nachdem in den Provinzen die besondern Berathschlagungen waren gehalten worden, versammelten sich gegen den Herbst 1024 die Herzoge, Grafen, Bischöfe und Städteverordnete der gan-

zen Nation in der Ebene am Rhein zwischen Mainz und Worms. Dort lagerten sie sich, unter freiem Himmel, die Sachsen, Slaven, Ostfranken, Baiern und Schwaben auf der rechten, die rheinischen Franken und die Lothringer auf der linken Seite des damals vaterländischen Stromes. Die Herzoge waren: zwey Konrade von Franken, Friedrich von Ober- und Gozilo von Niederlothringen, Bernhard von Sachsen, Heinrich von Baiern, Adalbero von Kärnthen, Ernst von Schwaben und Othelrich von Böhmen.

Noch immer waren die Franken als das Hauptvolk des großen germanischen Bundes geachtet. Auf sie war daher auch jetzt am meisten der Blick gerichtet. Aber die beiden Häupter derselben waren der Achtung gleich würdig, auch stammten beide von jenem Konrad, Otto's I. Tochtermann, ab. Damit sich nun diese beiden nicht im Wege ständen, nahm der ältere den jüngern bey Seite, und stellte ihm vor, wie es nun nahe daran sey, daß die höchste Gewalt wieder an die Franken komme, und wie man demnach alle Zwietracht verhindern müsse, durch welche diese Ehre ihrer Nation wieder entgehen könnte, versprach auch, wenn man den jüngern wählte, der erste mit dem Treuschwur zu seyn, welches hierauf dieser seinerseits auch zusagte.

Jetzt schritt man zu der feierlichen Handlung. Das Volk wandte sich zuerst an den Erzbischof Aribo von Mainz, als den ersten Geistlichen des Reichs, und ersuchte ihn um seine Meinung. Dieser gab darauf laut und fröhlich seine Stimme dem ältern Konrad. Ihm fielen die andern Erzbischöfe und Bischöfe sämmtlich bey. Jetzt war es an den weltlichen Fürsten. Da stand zuerst Herzog Konrad der jüngere auf, besprach sich mit den Lothringern, kehrte heiter zurück, und gab sodann gleichfalls laut vor allem Volk dem älteren Vetter seine Stimme. Schnell folgten alle übrigen, das ganze Volk stimmte ein, und freudig ward der neue König nach Mainz geführt, und daselbst gekrönt.

Das allgemeine Vertrauen auf diesen waksern Mann war so groß, daß man laut rühmte, die Zeiten Karls des Großen seyen wiedergekehrt. „Man setzt sich dem Verdacht der Schmeicheley aus, sagt sein Hauskaplan Wippo, der sein Leben beschrieben hat, wenn man erzählen will, wie großmüthig, wie munter, wie standhaft, wie unerschrocken, wie leutselig gegen alle Rechtschaffene, und wie ernsthaft gegen die Bösen, wie gütig gegen die Bürger und wie strenge gegen die Feinde, wie nachdrucksvoll in Geschäften und wie unermüdet zum Besten des Reichs Konrad gewesen."

In der That war er allgegenwärtig, wie

Karl der Große. Er durchzog alle Provinzen des Reichs, um Recht zu sprechen, bekämpfte die Slaven im heutigen Meklenburg und jagte die Polen aus der Lausitz (1031). Zwey aufrühri-sche Vasallen, die Herzoge Adalbert von Kärnthen und Ernst von Schwaben, setzte er ab, und vergab ihre Lehne an andre. Auch die ewig unruhigen Italiäner riefen ihn zweimal, um Frieden zu haben, in ihr Land (1026 und 1036). Auf dem ersten Zuge ward er zuerst zu Mailand von dem dortigen Erzbischof Heribert zum König von Italien, und sodann in Rom (1027, 26. März) vom Papst Johann XIX. zum Kaiser gekrönt, in Gegenwart der Könige Kanut von Dännemark und Rudolf von Burgund. Jener hatte als Pilgrim die Reise nach Rom gemacht, dieser aus Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, dem er bereits zu Heinrichs II. Zeiten sein Königreich Burgund verschrieben hatte, welches nun nach seinem Tode (1032) von Konrad II., doch nicht ohne Streit, in Besitz genommen ward. Eine neue, glänzende Erwerbschaft für das deutsche Reich, die aber dem Kaiser viel Mühe machte. Denn auch hier war wie in Frankreich und Lothringen die innere Unsicherheit und der Befehdungsunfug so groß, daß Konrad, um doch eine zeitweise Ruhe hervorzubringen, den Gottesfrieden einführen mußte, kraft dessen jeder Burgherr schwur, jede Woche

vom Mittwoch Abend bis Montag früh nichts feindseliges unternehmen zu wollen.

Sehr merkwürdig ist es, daß Konrad II. zuerst von dem System der Landveräußerung abging, und sichtbar darauf hinarbeitete, nach dem Beispiel der französischen Könige die Lehne einzuziehen und die Kaiserwürde allmälig unumschränkt monarchisch zu machen. Schon 1026 ließ er seinem 9jährigen Prinzen Heinrich von den Fürsten die Nachfolge versichern, 1027 gab er ihm die Herzogthümer Baiern und Schwaben (Franken besaß er noch für sich selbst), 1028 brachte er dessen förmliche Wahl und Krönung zu Aachen zu Stande, und 1038 ließ er ihn auch noch zum König von Burgund krönen. So war die völlige Souveränetät schon sehr nahe, hätte nur Konrad länger gelebt, oder sein Sohn den betretenen Pfad beharrlich verfolgen wollen oder können.

Der sonst so starke Konrad war, wie so viele Deutsche, kränklich aus Italien zurückgekommen, hatte darauf in Burgund viel Arbeit gehabt, und wollte nun hierauf durch Thüringen und Sachsen zu den Friesen gehen, als der Tod den 4. Jun. 1039 zu Utrecht sein thätiges Leben abbrach. Er ward in dem von ihm selbst erbauten Dom seiner Lieblingsstadt Speier beigesetzt, wobey sein Sohn und Nachfolger selbst den Sarg tragen half.

20.

Kaiser Heinrich III.

(1039 — 1056.)

Dieser Sohn war seines Vaters würdig. Schon sein Aeußeres zeichnete ihn aus. Er war eines Hauptes höher als andre Männer, rasch und thätig wie sein Vater, auch nicht ohne Wissenschaft, denn seine kluge Mutter Gisela hatte ihm oft erklärt, daß man Bücher lesen müsse. Er stand im 22sten Jahre, als er die Regierung antrat. Zu Ingelheim empfing er den Lehnseid von den Vasallen, unter denen sich sogar der Erzbischof Heribert von Mailand in Person, desgleichen burgundische Gesandte befanden.

Schon aus den vorhergehenden Erzählungen ergiebt sich die große Verschiedenheit einer damaligen Königsregierung von einer jetzigen. Wenn ein Regent unserer Tage gleich einem Maschinenmeister das künstliche Räderwerk seines Staats von dessen Mittelpunct aus ruhig umdreht, oder auch nur gehen läßt, so gleicht ein Kaiser aus dem elften Jahrhundert einem arbeitsamen Landwirth, der unaufhörlich von einem Ende seiner weitläuftigen Wirthschaft zum andern läuft, um hier widerspenstige Diener zu bestrafen, dort träge zu ermuntern, hier streitende zu versöhnen,

dort angegriffenen beizustehen. Das waren auch Heinrichs III. Geschäfte.

Zuerst mußte der Böhmenherzog Brezislav, Othelrichs Sohn, der den gewöhnlichen Tribut verweigerte, gezüchtigt werden. Das kostete drey Feldzüge, bis der hart Bedrängte endlich 1042 dem Kaiser zu Regensburg Treue schwur, und alle Rückstände bezahlte.

J. J. 1042 besuchte Heinrich sein neues Königreich Burgund, brachte dort vieles in Ordnung, und vermählte sich mit Agnes, Wilhelms von Poitou und Aquitanien Tochter, eines Verwandten vieler burgundischen Großen, um deren willen diese Heyrath sehr staatsklug getroffen war.

Noch in demselben Jahre that er einen Kriegszug gegen die Ungarn, deren verdrängter König Peter ihn gegen seinen Vetter Obo zu Hülfe gerufen. Er eroberte Presburg und drang bis nach Gran vor, da denn Obo um Frieden bat. Aber 1044 ging er abermals über die Raab, griff den bundbrüchigen Obo herzhaft an, und sandte dessen erbeutete Lanze als Siegeszeichen nach Rom. Bald darauf ward Obo ermordet, und Peter empfing 1045 von Heinrichs Händen zu Stuhlweißenburg, wo beide das Pfingstfest feierten, das Königreich Ungarn als ein Lehen, leistete auch nebst dem ganzen ungarischen Adel dem deutschen König den Eid der

Treue. Bey dieser Gelegenheit wurden den Ungarn auf ihr Verlangen auch die baierschen Gesetze gegeben.

Kaum zurückgekehrt von Ungarn ward er durch einen Vasallenstreit nach des Reichs entgegengesetzter Gränze, nach Lothringen, gerufen. Einen Herzog Gottfried von Niederlothringen verwies er wegen seines unziemlichen Trotzes auf die Feste Gibichenstein bey Halle. Das übrige ward gütlich beigelegt.

Hierauf trat Heinrich III. auch seinen Römerzug an (1046). Er entledigte sich desselben mit aller Würde eines mächtigen Reichsvorstehers. Die römische Factionenwuth hatte damals drey Päpste zugleich hervorgebracht. Heinrich berief eine Kirchenversammlung nach Sutri, auf welcher zwey derselben abgesetzt und dem dritten die freiwillige Entsagung angerathen wurde. Den Tag darauf verfügte sich die ganze Gesellschaft nach Rom, wo eine neue Papstwahl vorgenommen ward, die auf den Bischof Suidger von Bamberg, einen gebornen Sachsen, fiel, der den Namen Clemens II. annahm. Den folgenden Tag, 25. Dec. 1046, gerade am Weihnachtsfeste, ward zu gleicher Zeit der neue Papst eingeweihet und Heinrich III. nebst seiner Gemahlin Agnes von ihm mit der Kaiserkrone gekrönt. Das letztere geschah mit einem Umschweif von Ceremonien, hinter welche sich die Absicht der Päpste

listig versteckte, das Volk an die Vorstellung zu gewöhnen, der Kaiser sey ihr Geschöpf und ein Vasall der Kirche. Dennoch ließ sich Heinrich diesmal noch von den Römern den alten Vertrag aufs neue beschwören, daß kein Papst ohne seine Erlaubniß gewählt werden dürfe. Hierauf ging er nach Unteritalien, belehnte die Normannen mit neuen Gütern, und kehrte dann, noch ziemlich ohne Schaden, nach Deutschland zurück.

Hier warteten schon Ungarn und Niederländer auf ihn. Die erstern hatten ihrem König Peter, weil er deutsche Rathgeber vorgezogen, die Augen ausgestochen, ihn eingesperrt, und einen gewissen Andreas an seine Stelle gesetzt. In Niederlothringen führten die großen Vasallen, unter denen jetzt schon Grafen von Holland und von Flandern hervortreten, unaufhörliche Raubkriege gegen einander selbst. Der Kaiser überfiel sie mit einem Heere und züchtigte sie; nach Ungarn ging er nicht, da sich ihm der neue König Andreas bittend und entschuldigend unterwarf, und Tribut und Dienste versprach.

So frey und würdevoll auch Heinrich III. die Kaisergewalt ausübte, so hatte er doch nicht gewagt, die von seinem Vater eingezogenen Lehne zu behalten, vielmehr hatte er den Baiern 1040 und den Schwaben 1045 wieder einen eigenen Herzog gegeben. Es muß den Deutschen eine ganz widerstrebende Vorstellung gewesen seyn,

daß ein Kaiser zugleich ein Herzogthum besitzen könne. Denn als in der Folge Baiern abermals erledigt ward, gab er es, in Hoffnung, noch einen Sohn zu bekommen, lieber seiner Gemahlin Agnes, ein dem deutschen Herkommen ganz fremder Schritt.

Er selbst, für seine Person, bedurfte auch in der That des Eigenthums nicht, da er durch die bloße Kraft seines Geistes eine edlere und höchst vollkommene Herrschaft führte. Er besetzte die erledigten Herzogthümer Kärnthen, Baiern, Schwaben, Ober- und Niederlothringen nach seinem Gefallen, und dreimal sandten die Römer zu ihm, um sich neue Päpste von ihm auszubitten. Immer schickte er ihnen Deutsche; 1047 nach Clemens II. schnellem Tode den Bischof Poppo von Brixen (Damasus II.); nach dessen Tode, 1048, den Bischof Bruno von Tull (Leo IX.), und nach diesem (1054) den Bischof Gebhard von Eichstädt (Victor II.). Auch setzte er 1053 auf einem Reichstage zu Merseburg einen Herzog Konrad von Baiern ab, vermuthlich weil er sich im letzten Ungarnkriege (1051 und 1052) treulos bewiesen. Ein Papst kam zu ihm nach Deutschland (Leo IX., 1052), um ihn um Hülfe gegen die Normänner zu bitten, und der König Heinrich I. von Frankreich hatte zwey Zusammenkünfte mit ihm, (1048 und 1056) von denen die letzte nicht zu seinem

Ehre endigte. Er erkühnte sich nämlich, Gränzprovinzen vom Kaiser zurückzufordern, die, wie er behauptete, dessen Vorfahren mit List an sich gebracht. Statt alles Wortstreits erbot sich Heinrich III., die Sache auf der Stelle durch einen Zweikampf auszumachen, worauf der Franzose ganz still in der Nacht nach seiner Gränze entwich.

Von den Rheinländern ging Heinrich nach Goslar, wo er sich schon oft aufgehalten, um auch den Sachsen nahe zu seyn. Diese mächtigste aller deutschen Völkerschaften, welche sich in unaufhörlichen Kriegen mit den Wenden herumschlug, wollte sich noch immer nicht gern nur als Glied eines Staats betrachtet wissen, und bedurfte deshalb einer strengeren Aufsicht. Eben deswegen nahm der Kaiser seinen Sitz, so oft er konnte, zu Goslar, weil alsdann die sächsischen Großen genöthigt waren, ihm den Hof zu machen. Auch legte er eine Anzahl Bergschlösser auf ihrem Hauptbollwerk, dem Harze, an, wozu sie sehr scheel sahen.

Es ist wohl gewiß, daß ein Mann von Heinrichs III. Geist und Feuer in einer funfzigjährigen Regierung die Verfassung des Reichs beträchtlich verändert haben würde, allein eine so lange Laufbahn war seiner Thätigkeit nicht bestimmt. Er starb schon im 39sten Lebensjahre (5. Oct. 1056) zu Bodfeld am Harze, wohin er

sich der Jagd wegen begeben hatte. Sein Leichnam ward in die väterliche Gruft nach Speier gebracht. Wir dürfen diesen merkwürdigen Mann nicht verlassen, ohne seiner hohen Religiosität zu gedenken. Er, der Päpste ab- und einsetzte, Fürsten züchtigte und Nationen bezwang, schmückte nie an Festtagen sein Haupt mit der Krone, ohne zuvor gebeichtet und nach der Sitte der Zeit schmerzliche Buße gelitten zu haben. Ein Bischof hielt ihm dann in ernster Predigt seine Sünden vor, zerfleischte ihm mit heftigen Geißelhieben den willig dargebotenen Rücken, legte ihm dann noch ein Almosen für die Armen auf, und nun erst absolvirte er ihn. So mußten in den Zeiten der Gesetzlosigkeit die Mächtigen der Erde in den Banden eines beängstigenden Glaubens gehen, damit die Freiheit der Völker gerettet würde.

21.

König Heinrich IV.

(1056 — 1106.)

Heinrich IV., Heinrichs III. Sohn, war ein sechsjähriges Kind, als sein Vater starb. Wenn von jeher schon vormundschaftliche Regierungen das

das Verderben der Staaten gewesen sind, so mußte es die jetzt eintretende um so mehr werden, da das ganze Reich in einer trüben Gährung lag, und jeder vorher gedrückte Fürst jetzt nach erschlafftem Zügel die Herstellung seiner alten Selbstständigkeit versuchte. Und, was das Unglück vergrößerte, der junge Prinz gerieth in so schlechte Hände, daß seine besten Anlagen verderbt wurden, und daß er, ohne eigentlich böse zu seyn, eine wahre Geißel seines Volks, und für sich selbst einer der unglücklichsten Menschen ward.

Zuerst wollte die Mutter seine Erziehung und des Reiches Regierung übernehmen. Aber das erregte allgemeine Unzufriedenheit, weil man dem Bischof Heinrich von Augsburg, ihrem Rathgeber, diese Ehre mißgönnte. Es trat plötzlich eine mächtige Faction hervor, an deren Spitze ein herrschsüchtiger Pfaffe, der Erzbischof Hanno von Kölln stand, welcher sich mit mehreren weltlichen Fürsten und mit den vorzüglichsten geistlichen Häuptern in Deutschland eng verbrüdert hatte, um jedem Widerstande trotzen zu können. Es ward 1062 ein Komplott geschmiedet, vermittelst dessen die kaiserliche Wittwe mit ihrem Sohne zu einem Freudenfeste nach Kaiserswerth am Rhein eingeladen, der Prinz auf ein Jagdschiff gelockt, und schnell über den Rhein hin, nach Kölln entführt wurde. Kein

Schreien half, umsonst sprang er sogar über Bord ins Wasser; man zog ihn wieder heraus, und redete ihm gütlich zu. Die Mutter konnte ihn nicht retten; er war einmal in der Pfaffen Gewalt. Erzbischof Hanno fing nun seinen Unterricht mit ihm an, und würde gewiß den kriechendsten Sklaven der Kirche aus ihm gebildet haben, wenn er freie Hand behalten hätte. Als er aber drey Jahre nachher eine Reise nach Rom thun mußte, gelang es seinem Nebenbuhler, dem nicht minder mächtigen Erzbischof von Hamburg und Bremen, Adelbert, sich des jungen Königs zu bemächtigen, und ihn mit sich nach Sachsen zu nehmen.

Hier ging für den lebhaften, bisher so sklavisch gepreßten Knaben ein neues Leben an. Nichts hörte er mehr von Kirchenzwang, nichts von Gehorsam, und sein heftig tobendes Jugendfeuer konnte hier frey ausrasen. Er fand in Adelberten einen Mann, der alle Obermacht stolz verwarf, vom Papste verächtlich und von den Fürsten mit Haß sprach, und von keinen andern als selbst gegebnen Gesetzen wissen wollte. So, meinte er, müsse auch ein Kaiser erzogen werden, und da er den Reichsfürsten eine Zuchtruthe und sich einen bleibenden Platz in seines Zöglings Herzen wünschte, so prägte er diesem seine Grundsätze so tief als möglich ein. Und welchem jungen Herrscher hätten solche Grundsätze nicht gefallen sollen? Um sich

noch mehr einzuschmeicheln, bediente sich Adelbert sogar des schändlichen Mittels, seinen erwachenden Begierden früh alle Befriedigung zu verschaffen. So wurde der Jüngling liederlich, leichtsinnig und hochfahrend, und wähnte, er wolle künftighin mit den deutschen Herren noch ganz anders verfahren, als sein Vater. Ganz besonders dachte er den Sachsen, die ihm Adelbert früh verhaßt gemacht hatte, eine tiefe Demüthigung zu. Er sah in dem edeln Selbstgefühl, mit welchem diese tapfre Nation ihre alten Rechte standhaft behauptete, eine trotzige Halsstarrigkeit, und traute ihnen nichts als feindselige Gesinnungen zu, diesem redlichen Volke, in welchem er sich die festeste Stütze seines Thrones hätte sichern können, wenn er demselben mit Klugheit und Liebe entgegen gekommen wäre.

Obwohl nun Heinrich erst 16 Jahre alt war (1066) und noch keine Proben dessen, was man einst von ihm zu hoffen habe, abgelegt hatte, so waren doch alle Reichsfürsten auf nichts gutes gefaßt, und erklärten sich auf einer eigenmächtig gehaltenen Versammlung zu Tribur, daß sie einen andern König wählen würden, wenn er nicht sogleich den Adelbert von sich entfernte. Der Erzbischof selbst mußte der Gewalt nachgeben, und empfand die Ausbrüche des allgemeinen Hasses gegen sich so bitter, daß er sich kaum auf einer entlegenen Meierey davor verbergen konnte.

Der junge König stand nun für sich allein da, aber Adelberts Grundsätze hatten tief in seiner Seele gewurzelt. Wieviel Gutes wäre jetzt für einen weisen Regenten zu thun gewesen; und er that nichts. Umgeben von einem üppigen Hoflager wälzte er sich wie ein persischer Schach in sinnlichen Lüsten und in einem unverzeihlichen Müßiggange. Seine Vertrauten waren nicht Fürsten und ausgezeichnete Männer, sondern Menschen von der niedrigsten Herkunft. Von ihnen ließ er sich die unklugsten Befehle ablocken. Weil der Bischof von Mainz sich bereichern wollte, gab derselbe dem König ein, die Thüringer, die nie vorher etwas an die Geistlichen bezahlt hatten, zu einem Zehenten zu zwingen: dies brachte das ganze Volk in Aufruhr. Einer der größten Männer seiner Zeit, der sächsische Graf Otto von der Weser, damals Herzog von Baiern, ward von einem boshaften Edelmann angeschwärzt, daß er ihn selbst (diesen Edelmann) zur Ermordung des Königs habe dingen wollen, und der Edelmann erbot sich frech genug, die Wahrheit der Anklage durch den Zweikampf zu erweisen. Der edle Otto, der es unter seiner Würde hielt, sich mit einem armen Abentheurer ritterlich zu schlagen, verlangte auf einem Fürstentage von seines Gleichen gerichtet zu werden, aber Heinrich, in einem Anfall unbesonnenen Uebermuths deutete das als einen Beweis der

Schuld, entsetzte (1070) den bravsten Mann, den er sich für jeden Preis hätte zum Freunde machen sollen, seines Herzogthums, und gab dasselbe dessen Schwiegersohne Welf, einem mit Recht verhaßten Italiäner *), zu Lehen. Noch mehr, als der ganz beraubte Otto nach manchem vergeblich gesuchten Schutze endlich eine gastfreundliche Herberge bey dem braven sächsischen Erbprinzen Magnus fand, überzog Heinrich diesen Magnus mit Krieg, nahm ihn und Otto'n gefangen, und weigerte sich durchaus, den Erbprinzen frey zu stellen.

Die treuen Sachsen schwiegen noch immer zu diesen empörenden Ungerechtigkeiten. Aber ein neuer Schritt des feindseligen Königs überstieg endlich ihre Geduld. Maurer und Zimmrer fingen an, überall in ihrem Lande, vorzüglich am Harze, Bergschlösser und Festungen anzulegen: es erschienen fränkische Bewaffnete, welche sich in denselben ansiedelten, von da das Land durchstreiften, die freien Landleute brandschatzten, ja in des Königs Namen sie zur Frohne bey dem

*) Denn dieser Welf hatte vorher, um sich aufzuhelfen, Otto's Tochter zur Ehe begehrt, und sie erhalten. Jetzt, als Otto nichts mehr galt, schickte Welf ihm auch die Tochter wieder, ja er erschlich sich nun durch Schmeicheleien und Bestechungen dasselbe Land zu Lehen, das der redliche Otto so ungerecht hatte verlassen müssen.

Schlösserbau zwangen. Das zeigte den Sachsen genugsam an, daß es nur auf ihre gänzliche Unterjochung abgesehen sey, und als der König sie gar aufbieten ließ, mit ihrer ganzen Macht gegen die Polen aufzubrechen, da schwiegen sie nicht länger, sondern widersetzten sich einmüthig, und traten auf der Stelle in ein Sicherheitsbündniß zusammen.

Es war ein ansehnlicher Bund. Er bestand aus den vornehmsten sächsischen Grafen und Bischöfen. An der Spitze stand der tapfre Herzog Otto von der Weser. Sie verfaßten eine ernstliche, doch immer noch bescheidene Bittschrift an den König Heinrich, in der sie ihn ersuchten, seine Bergschlösser niederreißen zu lassen, den jungen Herzog Magnus frey zu stellen, sich nicht beständig in Sachsen aufzuhalten, zu seinen Rathgebern nicht schlechte Leute, sondern seine treuen Stände zu nehmen, seine würdige Gemahlin edler als bisher zu behandeln, und seine vielen Kebsweiber abzuschaffen. Widrigenfalls seyen ihre Maaßregeln beschlossen.

Heinrich stutzte, als die Gesandtschaft ihn in Goslar, seinem gewöhnlichen Aufenthalt, antraf. Allein seine Höflinge stellten ihm vor, er müsse hier seine Würde zeigen. Er wies demnach die Gesandten halb drohend, halb verächtlich ab. Ehe er sich dessen versah, rückte ein Heer von 60,000 Sachsen auf Goslar an. Bestürzt floh

er nach seinem festesten Bergschlosse, der Harzburg: die Sachsen folgten auch dahin. Nun galt es schnelles Entspringen. Mit wenigen Dienern entkam er durch dicke Wälder und Bergschluchten nach Eschwege in Hessen. So weit setzten ihm die Sachsen nicht nach, sie eilten lieber zu dem wichtigeren Werke, die Bergschlösser am Harze sämmtlich herunter zu reißen, und drohten alle Besatzungen derselben niederzumachen, wenn Heinrich nicht den Magnus frey gäbe. Nun mußte er wohl nachgeben, aber er that es mit Kummer und Zorn im Herzen (1074).

Er ging nach Baiern, und forderte hier seine übrigen Vasallen zum Kriege gegen die Sachsen auf, aber alle ließen sich so träge finden, daß es schien, als hätten sie größere Lust, sich mit den Sachsen als mit ihm zu vereinigen. Wirklich war auch schon so etwas von geheimer Zusammenkunft in Mainz verabredet, welches aber Heinrich zufällig dadurch hintertrieb, daß er nach Worms zog. Hier scheuten die Fürsten seine Nähe, und die Zusammenkunft unterblieb.

Heinrich sandte abermals zu Geistlichen und Weltlichen herum, einen Heereszug gegen die Sachsen zu Stande zu bringen, die seine Bergschlösser zu zerstören fortfuhren, aber nur wenige fanden sich ein. Traurige Ohnmacht eines übermüthigen Herrschers! Er mußte, wie sehr er auch knirschte, unter den bisher verweigerten

Bedingungen mit den Sachsen Friede machen, und sehen, wie beinahe unter seinen Augen — er zog wieder nach Goslar — seine geliebte Harzburg sammt der daselbst von ihm erbauten prächtigen Kirche in einen Schutthaufen verwandelt wurde. Voll tiefen Ingrimms zog er sich 1075 nach Worms zurück, wo er im Volke viel treue Anhänger fand, und versuchte es nun einmal mit der Verstellungskunst. Er stimmte sein gewohntes stolzes Betragen zu lauter Liebe und Freundlichkeit herab, und gewann die Fürsten mit Bitten und Versprechungen, daß sie ihm wirklich Beistand gegen die Sachsen angelobten. Es kam ein treffliches Heer zusammen, und die Sachsen erlitten eine ansehnliche Niederlage bey Hohenburg an der Unstrut, 13. Jun. 1075.

Heinrich hätte gern auf den Herbst noch einmal losgeschlagen, allein die Fürsten traten ins Mittel, indem sie die sächsischen Häupter durch gütliche Vorstellungen vermochten, die Waffen niederzulegen, und friedebittend in Person vor dem König zu erscheinen. Aber dieser leidenschaftliche Mann war unbesonnen genug, sie gegen das Wort der Fürsten alle gefangen nehmen, und in ganz Deutschland vertheilen zu lassen.

Die Folgen dieses Schrittes waren über alle Erwartung unselig. Doch ehe wir sie betrachten können, müssen wir einige Schritte zurückthun, und die in diesem Zeitraum geschehenen

Fortschritte derjenigen Gewalt kennen lernen, die schon seit langer Zeit im Stillen der kaiserlichen entgegengekämpft hatte.

22.

Wachsthum der päpstlichen Macht seit Karl dem Großen.

Es ist ein Gesetz der Natur, daß alles Große und Neue aus dem Kampfe zweier feindseligen Grundkräfte hervorgehe, keine Kraft ohne Gegengewicht, keine Größe ohne Feind und Nebenbuhler sey. Nur so konnte die Welt in Leben und Bewegung erhalten werden. Als sich zuerst eine geistliche Macht in Rom erhob, hatte sie mit der Eifersucht ihrer Nebenbuhlerin in Konstantinopel zu kämpfen. Darauf, als sie von dieser ganz geschieden war *), stand ihr in dem neuen Schutzherrn Roms, dem römischen Kai-

*) Die förmliche Trennung der römischen und griechischen Kirche auf ewige Zeiten, oder das große σχισμα, ist vom Jahre 880 an zu rechnen, wo der Papst Johann VIII. den Patriarchen Photius von Konstantinopel wegen der sich zueigneten Kirchen in Bulgarien in den Bann that.

ser, ein neuer Nebenbuhler auf, der zwar zuerst als Beschützer geliebt, dann noch eine Zeitlang als Uebermächtiger geehrt, in der Folge aber bey mehrerer Sicherheit und zunehmender Herrschsucht als Beeinträchtiger gehaßt ward. Seitdem sehen wir beide Mächte im fortwährenden Kampfe, aber doch, bey der Religiosität der Zeiten, nie die weltliche bemüht, die geistliche zu unterdrücken, sondern nur sie in ihren rechtmäßigen Schranken zu erhalten.

Die Päpste wollten dagegen nichts geringeres, als die Kaiser und überhaupt jede andere Macht der Erde der ihrigen unterworfen sehen. Sie setzten dies lange Werk mit eben der Einheit des Plans und eben der Beharrlichkeit fort, wie vormals die römischen Consuln das ihrige, und wenn gleich eine Zeitlang die weltliche Macht sie zu erdrücken schien, so erstand doch bald wieder ein Herrscherkopf unter ihnen, der alles wiederherstellte.

Ein sehr wirksames Mittel, ihr Ansehen zu erhöhen, bot ihnen zufällig im 9ten Jahrhundert ein unbekannter Bischof dar, der zu einem ganz andern Zwecke betrüglicher Weise eine Sammlung von 61 Briefen ans Licht brachte, die seinem Vorgeben nach von den Päpsten des ersten und zweiten Jahrhunderts geschrieben, und unter dem Nachlasse des vor 700 Jahren gestorbenen, als Kirchenvater berühmten, spanischen Bi-

schofs Isidor aufgefunden seyn sollten. Aus diesen Briefen — gewöhnlich die Dekretalen des falschen Isidor genannt — die die deutlichsten Beweise der Unächtheit in sich tragen, ging hervor, daß die Kirche die Rechte, die sie jetzt behaupte, vom Anfang an gehabt, daß schon damals kein weltliches Haupt sich habe unterstehen dürfen, einen Geistlichen, aber auch kein Metropolitan, einen Bischof anzutasten, daß selbst Concilien von niemandem als vom Papste zusammenberufen werden könnten, und daß überhaupt der Papst allein Macht über die Bischöfe, so wie über die weltlichen Fürsten habe. Offenbar hatte der Verfasser dieser falschen Dekretalen damit zunächst nur die Macht der Metropolitane brechen wollen; er that aber, ohne seinen Willen, noch weit mehr damit, indem er den Päpsten einen Freibrief für die unbeschränktesten Anmaßungen in die Hände gab.

Die Herrschaft über die weltlichen Fürsten wurde den Päpsten durch die blinde Religiosität des Zeitalters erleichtert. Die Andacht ehrte den Statthalter Christi auch in der unwürdigsten Person, und mit der Entfernung wuchs die Ehrfurcht. Da ferner das Ansehen mancher Könige damals in sich selbst schwach begründet war, auch die häufigen Thronstreite oft einen obersten Schiedsrichter wünschenswerth machten, so war es sehr willkommen, in Rom eine Stimme zu

finden, den alten Orakeln gleich, und auch wie diese bestechlich. So vergaben sich die Könige selbst ihre Würde, indem sie des Papstes Oberrichteramt anzuerkennen schienen.

Schon seitdem Pipin der Kleine mit Hülfe Papst Stephans II. an des abgesetzten Childerichs Stelle auf den Thron gehoben war, verbreitete man geschäftig die Idee, daß der Papst Könige ab- und einsetzen könne. Auch bei Karls des Großen Kaiserkrönung hatte Leo III. den Schein an sich gerissen, als sey diese Krönung sein Werk. Und obgleich Karl in der Folge an seinem Sohne und Nachfolger diese Krönung ausdrücklich selbst vornahm, so ließ sich nach seinem Tode Papst Stephan IV. doch die weite Reise nach Frankreich nicht verdrießen, um nur diese Feierlichkeit noch einmal wiederholen zu können. Zwey ähnliche Fälle machten nun in den Augen des Volks die Sache schon zur Gewohnheit. Ludwigs dreimaliges Niederfallen, auch daß er in der Folge die Acte der Reichstheilung nach Rom zur Bestätigung schickte, waren auch keine geringe Erwerbschaften für den Papst. Als er sich ferner mit seinem ältesten Sohn Lothar in Italien aufhielt, lud ihn der Papst Paschalis ein, bey Gelegenheit des Osterfestes nach Rom zu kommen, damit er ihm auch die Freude machen könne, seinen Sohn zum Kaiser zu krönen. Eben so ward durch des Pap-

ftes freundliches Erbieten auch Ludwig II. noch bey seines Vaters Lebzeiten gekrönt. Vier ähnliche Handlungen machten jetzt schon die Gewohnheit zur Nothwendigkeit. Die Kaiser selbst, die immer nur auf das Gegenwärtige sahen, und nicht, wie die viel schlaueren Päpste, an das Zukünftige dachten, sahen die Schlinge nicht, die sie selbst für ihre Nachfolger knüpfen halfen. Ludwig II. schrieb ausdrücklich an den griechischen Kaiser Basilius, er sey durch die päpstliche Krönung zum Kaiser erhoben worden, und der Erzbischof Hatto von Mainz bat den Papst Johann IX. sogar um Verzeihung, daß man Arnulfs Sohn Ludwig ohne sein Wissen zum König gewählt habe.

Leo III. (795—816) hatte sich zuerst in öffentlichen Urkunden einen Herrn genannt. Leo IV. (847—854) setzte schon seinen Namen denen der Kaiser und Könige vor. Seit Nikolaus I. († 867) fingen die Päpste schon an, keinen Weltlichen mehr, selbst den Kaiser nicht, Herr zu nennen. Eben dieser Nikolaus soll sich zuerst eine Krone zugelegt haben. Johann VIII. († 882) nannte schon den Kaiser seinen Vogt (advocatus). Es kam nun auch auf, daß den Kaisern, wenn sie nach Rom kamen, noch vor dem Thore ein Sicherheitseid abgenommen ward, ja in der Folge mußten sie sogar weitläuftige Kapitulationen beschwören. Die Kaiserkrönungen wurden immer

ceremonienreicher, und dadurch für die Gekrönten immer demüthigender. Heinrich III., der doch gewiß ein tüchtiger Kaiser war, mußte nebst seiner Gemahlin und seinem ganzen Gefolge vor der Thür der Peterskirche dem Papste die Füße küssen und ihm Treue schwören. Dann wurden ihm gewisse Fragartikel vorgelegt. Hierauf küßte ihm der Papst Stirn, Kinn, Wangen und Mund. Um des Kinnes willen hatte sich der Kaiser den Bart, den damals die Weltlichen trugen, abnehmen müssen. Er durfte dagegen dem Papste nur die Brust küssen. Hierauf ward er erst in das Innere der Kirche geführt, mußte hier ein neues Examen bestehen und sich zu vielerley Dingen verpflichten, gleich als ob der Papst erst überzeugt seyn müsse, ob der zu krönende solcher Gnade auch würdig sey. Am Schlusse des weitläuftigen Gaukelspiels erfolgten von Seiten des Volks die gewöhnlichen Zurufungen, wobey jedoch des Papstes Name wieder voran gerufen ward.

Das Recht der Kaiser, die Papstwahlen zu genehmigen, welches Karl der Große und seine ersten Nachfolger noch so frey geübt, suchte man zu Rom so schnell als möglich in Vergessenheit zu bringen. Nur wenn das Reich der Römer unter sich selbst uneins war, mußte man wohl zu des Kai ers Machtausspruch seine Zuflucht nehmen. Und so ist es immer gewesen; von zwey

auf einander eifersüchtigen Mächten hat immer diejenige unterliegen müssen, die zuerst in sich selbst zerfiel.

Dies Unglück begegnete jedoch der weltlichen Macht weit häufiger als der geistlichen, und darum wuchs diese besonders in Frankreich so schnell empor. Als 871 Karlmann sich gegen seinen Vater Karl den Kahlen empörte, und den Papst Hadrian II. um seinen Schutz bat, war dieser auf das schleunigste bereit, sein Licht leuchten zu lassen. Er schrieb einen Brief an Karls Vasallen, in denen er die letztern nicht bloß mit dem Kirchenbann, sondern selbst mit der Verwünschung „in die Hölle zum Teufel" bedrohte *), wenn sie ihrem Könige gegen dessen Sohn Hülfe leisteten; desgleichen einen an den König selbst, der folgendermaßen anhob: „Unter andern Ausschweifungen, die du durch Anmaßung fremder Güter begangen, wirft man dir mit Recht vor, daß du wilder als eine Bestie gegen deine eigenen Eingeweide, gegen deinen leiblichen Sohn Karlmann zu wüthen dich erfrechst, so daß du nach Art der Pfauen dich gegen deinen eigenen Sohn verhärtet hast, als wäre er nicht dein, wie im Buche Hiob steht rc." Während der Streitigkeiten eben dieses Karl mit seinem Bru-

*) Verum etiam vinculis anathematis obligatus in gehenna cum diabolo deputabitur.

der Ludwig in Deutschland sandte der nämliche Papst ein Schreiben an die deutschen Fürsten, in welchem Ludwig und die deutschen Bischöfe derb gescholten wurden, jener, weil er ohne Wissen des Papstes in Frankreich eingefallen, diese, weil sie sich dieser Unternehmung nicht widersetzt, „da sie doch nach den ausdrücklichen Worten Pauli nicht mit Fleisch und Blut, sondern mit Fürsten und Gewaltigen zu kämpfen hätten." Als ferner der Herzog Boso von Provence 879 sich von seinen Verpflichtungen gegen die Krone los machte, und unter Begünstignng seiner Bischöfe ein neues Königreich stiftete, schrieb der von ihm erkaufte Papst Johann VIII. an den König Karl den Dicken, er habe den glorreichen Fürsten Boso an Sohnes Statt angenommen, und spreche von nun an über alle diejenigen den Bann aus, die gegen gedachten seinen Sohn sich auflehnen würden.

Die Regierung der Kaiser aus dem sächsischen und fränkischen Hause war, wie wir gesehen haben, zu kräftig, als daß die Päpste diesen Ton gegen sie hätten annehmen dürfen, allein sie nahmen ihn auf der Stelle an, sobald die Einheit des deutschen Reichs, die noch Heinrich III. so würdevoll behauptet hatte, durch das ungeschickte Betragen seines Sohnes Heinrich IV. unterbrochen ward. Der Triumph der Klugheit über die Thorheit wurde um so vollkommener,

da gerade jetzt einer der größten Herrscherköpfe auf dem päpstlichen Stuhle saß. Da sah die Welt einmal wieder mit Erstaunen, was ein Mann vermag, wenn er will, weiß was er will, und die Umstände zu benutzen versteht.

23.

Papst Gregor VII.

(1073 — 1085.)

Hildebrand, ein Italiäner von ungewisser Herkunft, nach einigen eines Grobschmids Sohn, hatte sich schon als Cluniacensermönch durch die beispiellose Strenge seiner Sitten Achtung erworben. Leo IX. hatte ihn zum Subdiakon, Nikolaus II. zum Archidiakon erhoben. Seitdem hatte man auch seinen Schnellblick und seine Geistesgewandtheit näher kennen gelernt, und ihn zu den wichtigsten Verhandlungen gezogen. Als Legat besuchte er verschiedene auswärtige Länder und Höfe, beobachtete alle Verhältnisse mit scharfem Auge und berechnete darnach die Schritte des römischen Hofes, den er schon lange vorher, ehe er selbst noch Papst ward, durch seinen vorherrschenden Geist regierte. Alle seine Mitkardinäle zitterten vor ihm, während sie den Papst

liebten. In einem noch vorhandenen Briefe eines Kardinals Damiani, eines gutmüthigen Mannes, an den Kardinal Hildebrand, heißt es in einem erzwungen scherzhaften Tone, er habe zwey Herren, der eine schmeichle ihm mit der Leutseligkeit eines väterlichen Wohlwollens, der andere schmettere ihn mit feindlichem Drohen nieder; jener bestrahle ihn mit erwärmendem Sonnenschein, dieser schnaube ihn mit der Wuth des Nordwindes an. In einer andern Stelle bittet er sogar seinen „heiligen Satan," doch nicht gar zu heftig gegen ihn zu wüthen.

Gerade so war Hildebrand auch schon im Auslande bekannt, und als es nun ruchtbar wurde, daß er nach Alexanders II. Tode von der römischen Klerisey unter dem Namen Gregor VII. zum Papst erwählt sey, ersuchten namentlich die deutschen Bischöfe den König Heinrich IV., diese ohne sein Wissen geschehene Wahl eines so äußerst gefährlichen Mannes für ungültig zu erklären. Wirklich schickte auch der König sogleich einen Grafen Eberhard nach Rom, die Sache zu untersuchen. Aber der herrische Gregor konnte auch, wenn es erfordert ward, sehr freundlich seyn. Er versicherte dem Gesandten im demüthigsten Tone, daß er sich um die päpstliche Würde niemals ehrgeizig beworben, sondern daß er sogar, nachdem ihn die Römer

gewählt und fast gezwungen, durchaus nicht zu bewegen gewesen sey, sich ordiniren zu lassen, ehe er nicht durch eine zuverlässige Gesandtschaft von der Einwilligung des Königs und sämmtlicher Fürsten des deutschen Reichs überzeugt worden sey. Als dem König dies berichtet wurde, bestätigte er die Wahl mit Vergnügen, und nun erst hatte die feierliche Einweihung Statt.

Jetzt auf seinem Platze vollkommen befestigt, ging Gregor VII. mit raschen Schritten an sein kühnes Werk. Sein fest ins Auge gefaßter Zweck war die möglich höchste Suveränetät des Papstthums, zunächst über die Geistlichkeit, und dann durch diese auch über die weltlichen Fürsten Europens. Diesem Zweck gemäß war der despotische Ton in seinen Briefen, von denen wir noch eine große Sammlung haben. An die schwachen christlichen Könige in Spanien schrieb er, es werde ihnen nicht unbekannt seyn, daß ehemals das Königreich Spanien dem heil. Petrus gehört habe, und daß es daher auch noch immer dem päpstlichen Stuhl zustehe. Wofern sie sich also nicht durch einen billigen Vertrag mit dem heil. Petrus abfänden, werde er kraft seiner apostolischen Macht andere Verfügungen zu treffen wissen.

Hierauf wagte er sich an den gleichfalls schwachen König Philipp I. von Frankreich. Diesen

griff er wegen der Simonie *) und andern in seinem Lande herrschenden Unordnungen an, und drohte ihm, wofern er diese nicht abstelle, mit der ganzen Strenge der Gesetze. Er würde, schreibt er, durch einen Bannfluch machen müssen, daß sich die ganze französische Nation gegen seine Regierung empörte. Den Unterthanen aber mußten seine Legaten andeuten, daß jedes Haus jährlich wenigstens einen Denar an den heil. Petrus zahlen müsse, wenn sie ihn auf die alte Art als ihren Vater und Oberhirten erkenneten.

Aehnliche Dinge schrieb er nach Sardinien. Ungarn nahm er ebenfalls als Erbtheil des heil. Petrus und als Lehen des apostolischen Stuhls in Anspruch, an den es vom König Stephan sey verschenkt worden. Beweise für dergleichen freche Behauptungen ließen sich von den schlauen Italiänern leicht gegen Völker führen, unter denen immer noch weit mehr mündlich als schriftlich verhandelt ward, und die den Werth der Urkunden und sorgsam verwalteter Archive noch nicht zu schätzen wußten.

Gregors Unverschämtheit in diesem Puncte ging so weit, daß er den Sachsen schrieb, Karl der Große habe ihr ganzes Land dem heil. Pe-

*) Pfründenhandel; von einem Simon Magus, der nach einer Erzählung in der Apostelgeschichte den Aposteln die Wundergabe für Geld abkaufen wollte.

trus geschenkt. Und in einem Briefe an die Korsen sagt er; „Ihr wisset, Brüder, und es ist vielen Völkern bekannt, daß die Insel, die ihr bewohnet, keinem andern Menschen und keiner andern Macht als der römischen Kirche, und das nach allem Rechte und ganz eigenthümlich zugehöre, und daß diejenigen, die sie bisher unrechtmäßiger Weise besessen, ohne dem heil. Petrus den gebührenden Dienst, Treue, Unterwürfigkeit und Gehorsam geleistet zu haben, sich des Lasters des Gottesraubes schuldig gemacht, und ihre Seelen in große Gefahr verwickelt haben."

Dem Herzog von Dalmatien legte er eigenmächtig den königlichen Titel bey, und verpflichtete ihn dafür, ihm einen förmlichen Vasalleneid zu leisten, einen jährlichen Tribut von 200 Silberstücken zu bezahlen, und ihm im Nothfall sogar mit seiner Kriegsmacht beizustehen. Als ferner der Sohn des russischen Zars Demetrius Andachts halber nach Rom kam, nahm sich Gregor heraus, ihm den Lehnseid abzufordern, und schrieb dann dem Vater, er habe seinem Sohne im Namen des heil. Petrus die Zügel des Reichs übergeben. Dem König Sven von Dännemark erklärte er ausführlich, daß die Sorge für alle Fürsten und Könige dem Papst obliege, und daß alle Angelegenheiten derselben eben deswegen vor

den päpstlichen Stuhl gehörten, weil diesem die allgemeine Regierung übertragen sey.

Auch förmlich besteuern wollte Gregor seine neuen Vasallen. So wie jener König von Dalmatien, so mußten auch die benachbarten Reiche einen jährlichen Zins nach Rom schicken, Böhmen 100 Mark Silbers, Polen und Ungarn noch mehr. Von England und Frankreich ist schon geredet. Den Franzosen wollte er weiß machen, Karl der Große habe jährlich der römischen Kirche 1200 Pfund entrichtet. Den König Sanctius von Aragonien beredete er zu einer jährlichen Abgabe von 500 Goldgulden.

Dem König Alfons von Kastilien schrieb er, Gott habe dem heiligen Petrus alle Fürstenthümer und Mächte der Erde unterworfen, und ihm das Recht, im Himmel und auf Erden zu binden und zu lösen gegeben. Und in einem Briefe an den König Wilhelm I. von England sagt er, so wie Gott, nach dem Ausspruch der Bibel, zwey Lichter geschaffen habe, ein großes, das bey Tage, und ein kleines, welches bey der Nacht leuchte, so werde auch die Welt im Großen durch die apostolische, im Kleinen durch die königliche Macht regiert.

Die Briefe an die Bischöfe sind voll von Verweisen, Drohungen, Vorladungen nach Rom, und donnernden Machtsprüchen. Alles was geistliche Sachen beträfe, sollte in Rom verhandelt

und entschieden werden, wollte Gregor. Alle Kirchenämter, Erlaubnisse und Befreiungen sollten von Rom ausfließen. Er behauptete sogar, seine Vorfahren hätten es festgesetzt, daß jeder Erzbischof sich das Pallium persönlich aus Rom holen solle. Einem neuen Erzbischof Wilhelm von Rouen, der sich dessen weigerte, schrieb er: „Wir glauben, es werde dir doch selbst nicht unbekannt seyn, mit welchen harten Strafen die heiligen Väter gegen diejenigen zu verfahren befohlen haben, welche das Pallium, ein wesentliches Zubehör ihres Amts, drey ganze Monate nach ihrer Weihung zu erlangen vernachlässigt haben. Daher befehlen wir dir in Kraft unsers apostolischen Ansehens, daß du, weil du die Sazzungen der heil. Väter gering geachtet, hinführo keinen Bischof oder Priester oder Kirche zu weihen dich unterfangest, bis du jenes Zubehör, das Pallium nämlich, von diesem unserm Stuhle eingeholt hast."

Dieser Ton schreckte viele, aber doch bey weitem nicht alle Bischöfe. Desto eifriger flogen die päpstlichen Briefe. In England regierte damals ein kraftvoller König, Wilhelm der Eroberer. Gegen diesen ward wieder die Schmeicheley versucht. Gregor bekannte ihm seine „unglaubliche" Liebe zu ihm, und nannte ihn das Kleinod unter den Fürsten. „Jetzt, sagte er, mein geliebtester Sohn, da du siehst, wie sehr

deine Mutter, die römische Kirche, geängstigt wird, und eine unvermeidliche Noth uns treibt, um Hülfe zu rufen, ermahne ich dich in wahrer und unverstellter Liebe und zum Besten deiner eigenen Ehre, daß du ihr allen Gehorsam leistest." Diese Noth war hauptsächlich der seit einiger Zeit ausgebliebene Peterspfennig, eine Abgabe, von der in der englischen Geschichte mehr gesagt werden wird.

Zwey wichtige Hindernisse standen indessen dem Ziele dieses Papstes noch im Wege, die Investitur der Bischöfe und das eheliche Leben der meisten Geistlichen. Beides waren starke Bande, durch welche der Priesterstand an die bürgerliche Gesellschaft und deren weltliche Häupter gefesselt war. So lange der Priester zur Erlangung eines Bisthums, und der Vater zur Versorgung seiner Kinder noch des Landesherrn bedurfte, konnte er kein ausschließlicher Vasall des Papstes seyn. Beide Bande trachtete Gregor VII. allmälig zu zerbrechen. Die Anfänge dieser kühnen Arbeit waren schon von seinen Vorfahren und durch die falschen Dekretalen gemacht. Die letzteren strebten recht eigentlich nach völliger Befreiung der Bischöfe von weltlichen Obern hin, und die Ehelosigkeit der Geistlichen ward bereits, dem phantastischen Zeitgeist gemäß, als der höchste Grad irdischer Heiligkeit angesehen, daher auch durch die Stimme des Volks

von den achtbareren Geistlichen gefordert, auch durch den Geiz mancher Bischöfe unterstützt, die, um nicht den Kirchenschatz durch Wittwenversorgungen schmälern zu dürfen, den Diakonen die Ehelosigkeit zur Bedingung machten, und wenn der Bewerber sich bittend sträubte, ihm einen Mönch vorzogen, der schon durch sein Gelübde an ewige Enthaltsamkeit gebunden war. Doch erscheint die Ehelosigkeit der Geistlichen im elften Jahrhundert noch bey weitem nicht als herrschende Sitte, und vorzüglich nahm man in Deutschland, diesem alten Vaterlande häuslicher Zucht und Treue, die deshalb ausgegangenen Verordnungen Gregors mit Abscheu und Empörung auf. Der Erzbischof von Mainz wagte sie kaum in seinem Sprengel bekannt zu machen. Er setzte zuerst seinen Bischöfen eine halbjährige Frist, dann versammelte er eine Synode zu Erfurt, in der das Geschrey gegen ihn so laut ward, daß er die Versammlung wieder aufheben mußte; ja einige sprachen sogar heimlich davon, ob es nicht des Beispiels halben gut sey, ihn umzubringen. Dennoch hörte Gregor nicht auf, immer neue Legaten und immer drohendere Briefe zu schikken, ja er untersagte den Weltlichen, irgend einen Gottesdienst von einem verehelichten Priester anzunehmen. So unaufhörlich gequält von seinen Boten, mit dem Verlust ihres Unterhalts bedroht, und von der Verachtung der Weltlichen

gedrückt, bequemte sich allmälig einer nach dem andern von diesen unglücklichen Leuten zu dem grausamen Schritt, seine Familie von sich zu stoßen, und in einer Zeit von noch nicht hundert Jahren war Gregors VII. Ziel wirklich erreicht.

Ferner ward für die Erzbischöfe und Bischöfe in allen Ländern eine Eidesformel ausgearbeitet, auf die sie bey ihrer Einsetzung wie förmliche Vasallen des Papstes verpflichtet wurden. „Ich will, heißt es darin, jetzt und für alle Zeiten dem heil. Petrus und dem Papst Gregor und allen seinen durch die Kardinäle rechtmäßig erwählten Nachfolgern getreu seyn, nie zu ihrem Schaden rathen oder beitragen, immer ihrem Rufe folgen, ihren Legaten dienstwillig gehorchen, alle mir von ihnen anvertrauten Geheimnisse bewahren, die römische Kirche mit weltlicher Kriegsmacht getreulich unterstützen" ꝛc. In einem Schreiben wagt sich endlich Gregor sogar mit der Verordnung heraus: „Ein Geistlicher soll nicht unter der Gerichtsbarkeit eines Laien stehen, noch für Ländereien oder andere Dinge, die er von ihm besitzt, ihm den Lehenseid leisten, sondern, ehe er solches Unrecht leidet, lieber alles Besessene verlassen.

Dieser Despotismus machte einen neuen, ungeheuren Schritt nothwendig, die Unterdrükkung der Bibel selbst, dieser Grundurkunde des Christenthums. Welche Waffen hätte sie den

Gegnern leihen können, sie, die an so vielen Stellen Unterwerfung unter die bürgerliche Obrigkeit gebietet, und sogar ausdrücklich dem Kaiser was des Kaisers ist geben heißt. Als daher der König Wratislav von Böhmen im Namen seiner Geistlichkeit um die Erlaubniß anhielt, den Gottesdienst in der Landessprache verrichten zu dürfen, schrieb Gregor zurück: „Deinem Begehren können wir schlechterdings nicht willfahren, denn eine reifliche Ueberlegung hat uns überzeugt, daß es mit Recht der Wille des allmächtigen Gottes sey, die heilige Schrift gewissen Gegenden verborgen zu halten." Damit sie nämlich, fügt er schlau hinzu, nicht von schwachen Köpfen verdreht, oder durch zu große Gemeinmachung verächtlich werde.

Am offensten liegt das ganze System dieses kühnen Priesters in seinen sogenannten 27 Dictaten vor Augen, die unter seinen Papieren gefunden worden, und von denen es ungewiß ist, ob es wirklich verlautbarte Beschlüsse eines Conciliums, oder zum Privatgebrauch entworfene Sätze sind. Die wichtigsten derselben sind diese: „Die römische Kirche ist von Christo allein gestiftet worden. Der einzige römische Bischof ist der allgemeine. Er allein kann Bischöfe ab und wieder einsetzen. Sein Legat hat überall den Vorsitz. Mit Leuten, die der Papst in den Bann gethan, darf niemand unter einem Dache

wohnen. Er allein darf Kirchengesetze geben. Er darf kaiserlichen Schmuck tragen. Ihm, und sonst niemandem, müssen alle Fürsten den Fuß küssen. Er kann auch Kaiser absetzen. Ohne sein Geheiß gilt kein Concilium und ist kein Buch kanonisch. Sein Ausspruch kann von keinem Menschen umgestoßen werden, er hingegen allein kann den Ausspruch aller Menschen umstoßen. Er kann von niemand gerichtet werden. Niemand soll sich unterstehen, denjenigen zu verurtheilen, der an den päpstlichen Stuhl appellirt hat. Der Papst kann nie irren. Er wird auch, wenn er anders kanonisch erwählt ist, durch die Verdienste des heil. Petrus heilig. Er kann die Unterthanen eines bösen Fürsten vom Eide der Treue lossprechen." — Was ist die Weltherrschaft des alten Roms gegen diese Anmaßungen des neuern!

Indessen arbeitete das Schicksal selbst dem gewaltigen Manne in die Hände. Jener Heinrich, zu dem wir jetzt zurückkehren wollen, hatte nicht so bald die Sachsen durch treulose Gefangennehmung ihrer Edlen beleidigt, als sie sich nach Rom wandten, und des allgefürchteten Papstes Hülfe anriefen. Willkommene Gelegenheit, die bisher nur in der Theorie vorhandenen Dictate in Ausübung zu bringen! Heinrich IV. befand sich noch am Weihnachtsfeste 1075 zu Goslar, als päpstliche Gesandte ihm den Befehl des Papstes überbrachten, binnen 60 Tagen in Rom

zu erscheinen, und sich vor der Synode wegen der ihm angeschuldigten Verbrechen zu verantworten, wenn nicht der apostolische Bann ihn treffen solle.

Mit Recht setzte diese Keckheit einen König in Erstaunen, dessen Vater drey Päpste abgesetzt und viere ernannt hatte. Er berief auf der Stelle eine Versammlung deutscher Bischöfe nach Worms (1076), in welcher der verwegene Papst seiner Würde verlustig erklärt ward. Gregor erhielt kaum das Dekret, als er zu Rom sein Cardinalkollegium zusammenberief, aus welchem folgendes Schreiben an den König hervorging: „Im Namen des allmächtigen Gottes rc. untersage ich dem König Heinrich, dem Sohn des Kaisers Heinrich, der sich gegen die Kirche mit einem unerhörten Hochmuth aufgelehnt hat, die Regierung des deutschen und italiänischen Reichs, und spreche alle Christen von dem Eide los, den sie ihm geleistet, verbiete, daß ihm jemand als einem Könige diene, und anstatt des heil. Petrus belege ich ihn mit dem Bannfluch, und zwar so, daß alle Völker erfahren sollen, daß Petrus der Fels sey, auf den der Sohn Gottes seine Kirche gebauet, und daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen können.“ Nächstdem wurden die Bischöfe von Mainz, Utrecht und Bamberg gleichfalls in den Bann gethan, die andern Theilnehmer an der Wormser Synode

aber, die des Papstes Absetzung gezwungen unterschrieben zu haben vorgaben, nach Rom zur Verantwortung berufen. Zu gleicher Zeit ward ein ganzer Schwarm von päpstlichen Gesandten nach Deutschland abgeschickt, die heimlich und öffentlich die Fürsten, die Bischöfe und das Volk aufwiegeln mußten, das Joch eines ungerechten und seit dem Bann gleichsam von Gott verlassenen Königs abzuwerfen.

Das war es eigentlich, was Gregors Bannstral wirksam machte. Schon längst waren in den Herzogen Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen rebellische Gedanken aufgestiegen, aber die tiefgewurzelte Scheu vor der Heiligkeit des Reichsoberhaupts hatte noch den bösen Willen gebunden. Jetzt hob des Papstes Fluch diese Heiligkeit auf, und der unselig verblendete Heinrich that auch so gar nichts, um sie sich zu erhalten. Des Papstes Reden verlachend und sich um die Stimmung der oberländischen Fürsten nicht kümmernd, fing er vielmehr seine alten Händel mit den Sachsen wieder an, baute seine Bergschlösser wieder auf, und plagte das arme Volk nach wie vor, wohl ein halbes Jahr lang. Unterdessen reifte unter den Herzogen die Verschwörung, und als Heinrich auf einer Fürstenversammlung zu Oppenheim erschien, vernahm er zuerst mit Erstaunen, in welcher unglücklichen Lage er sich befand;

Man sagte ihm hier ganz trocken, er werde wohl selbst einsehen, daß er jetzt die Krone verwirkt habe, und daß ihm nichts übrig sey, als die Entscheidung des Papstes abzuwarten, der auf Lichtmeß nach Augsburg zu kommen versprochen habe. Bis dahin möge er sich nur ganz ruhig nach Speier begeben, und sich aller Ausübung königlicher Gewalt enthalten. Vom Papst hange jetzt allein sein Schicksal ab, und man habe beschlossen, im Fall er binnen Jahres Frist vom Bann nicht losgesprochen würde, zur Wahl eines neuen Königs zu schreiten.

Elende Scheinmäßigung, aus der so sichtbar der Wunsch hervorblickte, seiner für immer entledigt zu seyn! Was war auch vom Papste und von der Versammlung aller Fürsten zu Augsburg anders zu erwarten, als eine neue Demüthigung? — Doch wie, wenn man den Papst früher gewinnen könnte? War nur der unselige Bann aufgehoben, so fiel auch der Vorwand der Feinde weg, und ein öffentlicher Abfall ohne allen Schein des Rechts war von deutscher Gewissenhaftigkeit und Unterthanentreue nicht zu fürchten.

Geringere Verbrecher pflegten, um aus dem Bann zu kommen, nach Rom zu gehen, und den Papst um eine Kirchenbuße zu bitten. Sie wurden dann gewöhnlich, mit einem wollenen Büßerhemde angethan, mehrere Tage an einer Kirchthür fastend und betend zu stehen verurtheilt.

Dann erlaubte ihnen ein Geistlicher, in die Kirche zu kommen, und gab ihnen gegen gewisse Gebühren die ersehnte Absolution (Lossprechung).

Sollte sich der deutsche König dieser Demüthigung unterwerfen? Nun, es war doch wohl von römischer Artigkeit zu erwarten, daß man mit einem solchen Büßer einige Ausnahmen machen werde. Aber einen Gregor um Gnade zu bitten! Unerträglicher Gedanke! — Doch wenn es zwischen dieser Erniedrigung und der völligen Absetzung kein Drittes gab? Wohlan! Heinrich hatte schon so viele Kränkungen erfahren, er war auch dazu entschlossen. Mühsam und nach mancher vergeblichen Bitte brachten seine ausgeschickten Diener endlich eine Collecte zusammen, die kaum hinreichte, die Kosten einer so weiten Reise zu bestreiten. Seine Freunde hatte er weit von sich entlassen müssen, und niemand war, der ihn begleiten wollte, als einige Diener und ein einziger freier Mann von unbedeutender Abkunft. Seine treue Gemahlin, sein kleiner Sohn, und einige weibliche Bediente schlossen sich mit an. Seine Feinde, Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen, denen viel daran gelegen war, daß Heinrich in dem Banne bliebe, fürchteten alles von diesem Zuge, und um ihn zu verhindern, besetzten sie alle deutsche Alpenpässe. Dies nöthigte den König, sich heimlich nach Burgund zu wenden, um über den Ce-

nis nach Italien zu kommen. In Savoyen wollte seine eigene Schwiegermutter ihn nicht durchlassen, bevor er ihr nicht ein beträchtliches Stück Landes abgetreten.

Es war im härtesten Winter (Jan. 1077) da er die Alpen übersteigen sollte. Aber es war nicht Säumens Zeit, denn das Jahr seines Bannes lief fast zu Ende, und bis Rom hatte er noch weit. Er kämpfte mit ungeahnten Gefahren auf den starren Eisfeldern und Gletscherrükken, auf denen oft kein Schritt ohne Lebensgefahr war. Bald kroch man auf Händen und Füßen, bald glitt man auf dem Rücken oder auf dem Bauche einen schlüpfrigen Abhang hinab. Oft mußten die Frauen in Schläuchen von Ochsenhäuten an Seilen hinabgelassen werden. Eben so wurden auch an gefährlichen Stellen die Pferde vorangelassen, indem man ihnen die Beine zusammenband, und sie so an Stricken hinunter gleiten ließ, wovon mehrere starben. So reisete eine deutsche Königsfamilie nach Italien, den Papst um Gnade zu bitten!

Als Heinrich endlich die Thäler Piemonts glücklich erreicht hatte, begegnete ihm ein Fall, der vielleicht ein großer Glücksfall war, wenn er besonnen genug gewesen wäre, ihn zu benutzen. Die Lombarden sammelten sich in großer Anzahl um ihn her; sie meinten, er käme den Papst zu züchtigen, den sie wie den Tod haßten, und mit

allen Schandnamen belegten. Darum wollten sie sich zu ihm schlagen, mit ihm nach Rom ziehen, und seine Ehre rächen. Gregor sollte nicht leben bleiben. Aber Heinrich ließ sich nicht mit ihnen ein. Er hatte nur Bußgedanken, und vor der Hand kein näheres Ziel, als des Bannes ledig zu seyn. Ob er dies Ziel mit seinen bewaffneten Lombarden nicht schneller und ehrenvoller erreicht hätte, ist schwer zu sagen. Aber glauben möchte man es fast, denn der Papst, der schon unterweges war, um nach Augsburg zu reisen, erschrak so heftig über die Nachricht von Heinrichs Ankunft, daß er hurtig vom Wege ab in das feste Schloß Canossa, im Gebiet von Reggio, floh, und bey seiner Freundin, der reichen Gräfin Mathilde, Schutz suchte.

Aber in welche Freude lösete sich sein Schrekken auf, als er vernahm, in welchem Aufzuge und in welcher bescheidenen Absicht der König sich nähere! Die ersten Flehenden, welche sich bey ihm in Canossa melden ließen, waren Heinrichs Anhänger, die sich einzeln durch verschiedene Gebirgspässe nach Italien hindurchgeschlichen hatten, und den Auffspähern der Herzoge entgangen waren. Da der Bann, der sie zugleich mit getroffen hatte, ihrem Ansehen gleich sehr schadete, so hatten sie es für nöthig geachtet, sich gleichfalls lossprechen zu lassen. Aber mit dem Könige hatten sie nicht ziehen wollen, aus Furcht,

dadurch vielleicht ihre Sache schlimmer zu machen. Gregor ließ sie lange im Büßerhemde stehen, sperrte sie dann bey schlechter Kost, jeden einzeln, in enge, verschlossene Zellen ein, und entließ sie zuletzt mit einem väterlichen Verweise.

Heinrich hatte sich unterdessen zuerst an die Gräfin Mathilde, seine nahe Verwandte, gewendet, in der Hoffnung, durch ihre Vermittelung von dem Papste mildere Bedingungen zu erlangen. Aber Gregor war fest entschlossen, diese außerordentliche Gelegenheit auf das vollkommenste zu seinem Zweck zu benutzen. Lange sträubte er sich, den Bittenden nur zu sehen, und mit Mühe ließ er sichs endlich gefallen, daß er im Büßergewande vor ihm erschiene, und zum Zeichen seiner aufrichtigen Reue ihm seine Krone mit dem öffentlichen Bekenntnisse der Unwürdigkeit übergäbe. Mathilde fand auch dies noch zu hart, und auf ihr fortgesetztes Bitten änderte zuletzt der Papst seinen Beschluß dahin, der König solle ohne alle Begleitung in den vordersten Hof der Burg eingelassen werden, dort seine Kleidung mit einem wollenen Hemde vertauschen, das man ihm reichen würde, und mit entblößtem Haupte und barfuß unter freiem Himmel auf des Papstes Entscheidung harren.

Das geschah dann. Mit sichtbarer Freude schildert Gregor selbst den unwürdigen Auftritt in einem Briefe folgendermaßen: „Heinrich kam

mit Wenigen vor das Schloß zu Canossa, wo wir uns aufhielten. Drey Tage stand er, alles königlichen Schmuckes beraubt, barfuß und mit einem wollenen Kittel angethan, in einer erbärmlichen Gestalt vor dem Thore, und hörte nicht eher auf, unter häufigen Thränen um apostolisches Erbarmen, Hülfe und Trost zu flehen, bis er alle Anwesende so sehr zum Mitleid bewegt, daß sie unter vielen Thränen für ihn baten, und alle über die ungewöhnliche Härte unsers Herzens erstaunten. Einige schrien sogar, unser Betragen verrathe mehr tyrannische Wildheit und Grausamkeit, als apostolische Strenge."

Am vierten Tage ließ er ihn endlich vor sich, und sprach ihn unter der Bedingung vom Banne los, daß er ruhig nach Deutschland gehen, nichts unternehmen, und auf alle Ausübung königlicher Gewalt Verzicht thun solle, bis es auf einem deshalb noch anzusetzenden Reichstage entschieden worden sey, ob er König der Deutschen bleiben könne oder nicht. Eine vortreffliche Absolution, die jedoch die gute Wirkung hatte, daß sie vermöge ihrer Abscheulichkeit jedes Herz empörte, und dem Heinrich in Deutschland so viele theilnehmende Freunde erwarb, als er ohne eine so tiefe Kränkung nie würde erhalten haben.

In Italien fand er zwar bey seiner Rückreise die Gemüther ganz anders gestimmt. Hier

verachtete man ihn, daß er seiner Würde so vergessen. Statt der sonst gewöhnlichen prächtigen Einholungen, Feste und Gastmähler blieb alles still, in keine Stadt lud man ihn ein, er mußte in Zelten vor den Thoren seine Herberge nehmen, und konnte kaum soviel Lebensmittel erhalten, als er gebrauchte. Betrübniß, Reue, Rache, Furcht, wechselten ängstlich in seinem zerrissenen Busen. Da gesellten sich seine Freunde allmälig zu ihm. Sie versöhnten die Italiäner wieder mit ihm, indem sie ihnen vorstellten, der König würde nimmermehr den Schimpf erduldet haben, wenn die deutschen Fürsten ihn nicht aufs Aeußerste gebracht hätten; seine Ruhe sey keinesweges Demuth, sondern verhaltene Rache; er werde gewiß dem Papste diesen Schimpf nicht hingehen lassen, wenn er nur erst in Deutschland den Rücken frey habe. — So wollten die Italiäner ihren König haben. Sie öffneten ihm nun wieder ihre Arme mit Freuden, schwuren, ihm mit Gut und Blut gegen den habsüchtigen, ehebrecherischen, gottlosen Papst beizustehen, und Heinrich, dem nun wieder das Herz von neuen Hoffnungen schwoll, gefiel sich unter seinen Lombarden so wohl, daß er nach Deutschland schrieb, er könne so bald noch nicht dahin zurückkommen.

Aber das benutzten nun wieder seine Feinde, die Herzoge, und da sie schon unzufrieden wa-

ren, daß er doch aus dem Banne gekommen, so wählten sie nun ohne alle Rücksicht zu Forchheim einen andern Kaiser, und zwar Rudolfen von Schwaben (Febr. 1077). Päpstliche Legaten waren dabey und bestätigten die Wahl. Das rief Heinrichen aus Italien zurück; er fand vielen Anhang, besonders in den Städten, und vergrößerte ihn durch Austheilungen großer und kleiner Reichs- und Kirchengüter und bürgerlicher Freiheiten. Er war stark genug, die gesammte Feindesmacht aus Schwaben und Franken hinauf bis nach Sachsen zu treiben, und 1078, wo der Feldzug erneuert ward, schlug er sie bey Mellrichstadt in Franken entscheidend aufs Haupt, obgleich Otto von der Weser auf der Gegenpartey Wunder der Tapferkeit that. Unter den Erschlagenen waren viele Bischöfe, die nach damaliger Sitte als Vasallen gleichfalls mit den Ihrigen sich zum Heerbann stellen mußten, und der kriegerische Geist fehlte ihnen so wenig, daß unter andern der Bischof Bukko von Halberstadt dreizehn Feldzüge gegen Heinrich mitgemacht hat. Die niederen Geistlichen pflegten sich auch wohl hinter das Treffen zu stellen, und, während vorn das Schlachtgewühl tobte, Psalmen zu singen.

Heinrich verfolgte die fliehenden Sachsen bis an den Thüringer Wald, dann ging er nach Schwaben zurück, entsetzte auf einer Fürstenver-

sammlung Rudolfen seines Herzogthums, und belehnte damit den Grafen Friedrich von Hohenstaufen, dem er zugleich seine Tochter Agnes zur Gemahlin gab.

Gregor, der mit Erstaunen dem schnellen Umschlag seines Glücks zusah, fand es jetzt rathsam, Heinrichen nicht mehr an das Vergangene zu erinnern. Als daher die Sachsen in ihn drangen, den von ihm bestätigten Gegenkönig auch nun zu unterstützen, stellte er sich, als wüßte er gar nichts von Rudolfs Wahl, und meinte, es müsse noch erst entschieden werden, welcher von Beiden König zu seyn verdiene. „Noch erst entschieden werden? riefen die Sachsen, erstaunt über diese Doppelzüngigkeit. Und wir haben uns auf deine Legaten verlassen?" Sie machten darauf eine Schilderung der traurigen Verwirrung, in die er sie gestürzt, und klagten besonders über den Verfall der Gesetze und der bürgerlichen Ordnung und über die Verschleuderung der Krongüter. Gregor schwieg, und so, sagt ein Schriftsteller jener Zeit, geschah dies Jahr nichts, als daß die päpstlichen Gesandten oft zu beiden Theilen kamen, und bald den Sachsen, bald Heinrichen die Gunst des Papstes versprachen, dabey aber, nach Römer Art, soviel Geld als sie bekommen konnten, von beiden mit sich forttrugen." Aber noch im ersten Frühling 1080 wollte Heinrich die Sache entschieden wiss-

sen. Unglücklicher Weise ward er von dem tapfern Otto von der Weser bey Fladenheim geschlagen, und nun sandte Gregor gleich eine zweite Bannbulle gegen ihn aus, in der er allen, die Rudolfen treu seyn würden, seinen Segen und Nachlaß ihrer Sünden verlieh, Heinrichen aber des Reichs auf immer entsetzte, und ihn zu einer ewigen Kraftlosigkeit und Unsieghaftigkeit verdammte. Sogar eine Krone schickte er Rudolfen, an der schon die Inschrift (Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho) zum ewigen Zeugniß dienen sollte, daß er sie geschenkt.

Allein das Schicksal wollte weder seine Prophezeihungen erfüllen, noch seine Krone auf die Nachwelt kommen lassen. Heinrich, jetzt von der Mehrzahl der Deutschen kräftig unterstützt, veranstaltete zu Brixen den 26. Jun. 1080 eine Synode, auf welcher Gregor VII. abgesetzt, und der Erzbischof Guibert von Ravenna (Clemens III.) an seine Stelle erwählt wurde, dann wandte er sich gegen Rudolf und die Sachsen, und schlug nun endlich an der Elster, unweit Merseburg, seine Feinde entscheidend aufs Haupt (15. Oct. 1080). Der Gegenkönig Rudolf blieb im Treffen, nachdem ihm, außer mehreren Wunden, die rechte Hand abgehauen worden war. Es ist zweifelhaft, ob der Pfalzgraf Friedrich von Lach ihn erlegt habe, oder der nachher als König von Jerusalem so berühmt gewordene Gott-

fried von Bouillon, der als Herzog von Niederlothringen Heinrichs treuer Vasall war, und sich in dieser Schlacht vorzüglich hervorthat. Noch jetzt wird die verschrumpfte Hand Rudolfs im Dome zu Merseburg den Reisenden gezeigt.

Jetzt dachte Heinrich an nichts eifriger, als sich an dem Papste zu rächen. Noch ehe Deutschland ganz beruhigt war, eilte er schon nach Rom (1081), schloß es ein, ging aber nach der damaligen Art, Krieg zu führen, unverrichteter Sache wieder nach Hause, als der Winter herankam. Im folgenden Jahre zog er wieder hin, konnte die Stadt noch nicht erobern, und ließ im Winter abermals die Truppen aus einander gehen. So auch im dritten Jahre, 1083. Diesmal gelang es ihm, einen Theil der Stadt in seine Gewalt zu bekommen, und der Papst flüchtete sich in die feste Engelsburg. Heinrich erhielt es diesmal über seine Vasallen, daß sie auch den Winter über dort blieben, und bey dieser Gelegenheit ließ er sich von seinem Gegenpapst, Clemens III., am Osterfeste 1084 zum Kaiser krönen. Aber gleich darauf verließ er doch wieder Italien, in der Hoffnung, die Römer würden den Papst nun wohl allein in der Engelsburg aufreiben. Aber Gregor hatte schon längst heimlich mit den sonst von ihm sehr gehaßten Normannen unterhandelt, und ihnen den besten Theil der Kirchengüter zum Lehn angeboten, wenn sie

ihm jetzt zu Hülfe kommen wollten. Kaum also war Heinrich weg, so drang der schon erwähnte tapfre Robert Guiscard mit seinen Normannen verheerend in Rom ein, befreiete den eingeschlossenen Gregor, und brachte ihn zuerst nach Monte Cassino, dann nach Salerno in Sicherheit, wo er das Jahr darauf (1085, 25. May) starb. Die Römer, nicht zufrieden mit dem von Heinrich eingesetzten Clemens III. wählten gleich einen andern Papst, und verdrängten jenen. Heinrich hatte die Liebe der Italiäner längst wieder verloren.

Seine folgende Geschichte ist noch sehr traurig, kann aber hier nur kurz zusammengefaßt werden. Seine leidenschaftliche Unbesonnenheit verderbte alles; überall verscherzte er Achtung und Vertrauen. Das Glück that viel für ihn, er sah fast alle seine Gegner sterben; aber er benutzte es nicht, und überließ sich wieder seiner alten Sorglosigkeit. Sein Sohn Konrad empörte sich gegen ihn; Heinrich hatte das Glück, ihn 1099 gedemüthigt, und 1101 todt zu sehen. Darauf wählten die Stände seinen zweiten Sohn, Heinrich V., und dieser ließ sich von dem Papste Paschalis II. aufreizen, gegen seinen Vater 1104 zu Felde zu ziehen. Er raubte ihm 1105 die Krone, und ließ ihn höchst unwürdig behandeln. Der unglückliche Mann starb endlich (1107, 7. Aug.) zu Lüttich, im äußersten Elende, den

bisher so frommen, rechtlich gesinnten Deutschen ein ungewohntes Beispiel. Sein getreuer Bischof Otbert von Lüttich ließ ihn in seiner Domkirche anständig begraben, allein er mußte, wenn er nicht seine Stelle verlieren wollte, ihn auf Befehl der päpstlichen Legaten wieder ausgraben, und unbeerdigt auf einer kleinen Insel in der Maas hinstellen lassen, bis der Papst den Kirchenbann aufgehoben haben würde. Hier sang ein mitleidiger Einsiedler aus Jerusalem aus eignem Antriebe Tag und Nacht Bußpsalmen am Sarge für des Kaisers Seele. Heinrich V. ließ hierauf den Leichnam nach Speier bringen. Das Volk daselbst empfing ihn mit Rührung und Ehrfurcht, denn der Verstorbene hatte sich um diese Stadt sehr verdient gemacht. Sie setzten ihn in St. Mariä Münster bey, das er von Grund aus herrlich gebaut hatte. Sogleich verbot der päpstische Bischof allen Gottesdienst, und ruhte nicht eher, als bis man den Sarg wieder heraufgezogen und in eine noch ungeweihte Kapelle gebracht hatte. Hier standen die Gebeine des unglücklichen Kaisers noch fünf Jahre über der Erde; dann erst ward der Bann aufgehoben, und der Leichnam mit Pracht in die väterliche Erbgruft gesenkt. Aber selbst in neuern Zeiten störten Räuber seine Ruhe. Es waren Franzosen, welche 1689 auf ihre gewöhn-

liche Art in Speier hauseten, und selbst die stillen Gräber der fränkischen Kaiser nicht verschonten.

24.

Die Engländer.

(827—871.)

Abermals müssen wir hier zu dem Anfang unsers Zeitraums zurückkehren, um auch die angelsächsischen Völker mitzunehmen, die wir in dem vorigen im Besitz des südlichen Englands zurückgelassen haben. Sie hatten dort, wie wir gesehen, sieben kleine Königreiche errichtet, deren Geschichte, wie man schon vermuthen kann, voll von Neid, Krieg und Ermordungen ist. Dennoch hielten sich diese kleinen Reiche fast 400 Jahre. Da endlich griffen die Könige von Mercia um sich, und unterwarfen sich mehrere ihrer Nachbarn. Als aber der König Bernulf von Mercia sich zuletzt auch an den Egbert von Westsex wagte, fand er an diesem seinen Mann. Jetzt ward Egbert der Vereiniger der getrennten Staaten. Aus den Königreichen wurden Provinzen, doch, nach deutscher Art, mit voller Freiheit. Sie gaben Tribut und waren Lehne, durften sich aber ihre Fürsten, die sogar noch den Kö-

nigstitel behielten, selber wählen. Das Jahr dieser wichtigen Begebenheit ist 827, als in Deutschland und Frankreich Ludwig der Fromme regierte.

Schon um diese Zeit war die Herrschaft der Geistlichen in England fest begründet. Die Begriffe von der Heiligkeit des Klosterlebens bewegten manchen Fürsten, auf weltliche Ehre Verzicht zu thun, und die Ehrfurcht vor dem Apostelsitze war so groß, daß Fürstinnen und Herren die beschwerliche Reise nach Rom machten, um dem Papst die Füße zu küssen, und sich Vergebung ihrer Sünden von ihm zu holen. Der Bischof Wilfried von Northumberland war der erste, der in einer Streitigkeit mit seinen Collegen an den Papst appellirte, und seitdem faßte die Papstherrschaft auch in England Fuß.

Die Vereinigung der sieben Reiche mußte dem Ganzen heilsam seyn, allein die dadurch im Innern bewirkte Ruhe ward bald durch äußere Feinde gestört. Dännemark war mit Menschen überfüllt, seitdem Karls des Großen Sachsenkriege die standhaften Bekenner Wodans schaarenweise auszuwandern genöthigt hatten, und die Folge davon war, daß die Muthigsten von jenen Bedrängten sich Schiffe bauten, und auf denselben fremde Küsten aufsuchten. So erschien schon 787 eine Flotte dänischer Seeräuber (von den Ueberfallenen Nordmänner oder Normänner

genannt) an der englischen Küste. Ihr folgten mehrere, doch wagten sie sich unter Egberts kräftiger Regierung noch nicht so dreist heran. Aber unter seinem schwachen Sohne Ethelwolf (838 — 857) kamen fast jährlich neue Flotten herüber, plünderten die Küsten, und kehrten dann mit der Beute heim.

Gerade so trieben sie es an den französischen und friesischen Küsten. Ja zuletzt kamen sie nicht bloß, um zu plündern, sondern machten sogar Anstalt, sich die geplünderten Provinzen für immer zu unterwerfen. Wie tief sie zu diesem Endzweck in Frankreich und Lothringen unter den letzten Karolingern eingedrungen, ist oben erzählt. In England wagten sie die erste Ueberwinterung 851. Zwar schlug Ethelwolfs Sohn Athelstan einige Schwärme derselben und versenkte ihnen 9 Schiffe, aber im nächsten Frühling erhielten sie aus Dännemark eine Unterstützung von 350 Schiffen, und nun brachen sie von der Insel Thanet, ihrem Versammlungsort, in das südöstliche England ein, verbrannten die Städte London und Canterbury, und drangen verheerend bis ins Herz von Surrey vor, bis sie endlich bey Okely von Ethelwolf eine blutige Niederlage erlitten. Aber das stellte die Ruhe nur auf kurze Zeit wieder her.

Ethelwolf, mehr beschäftigt mit seinen begangenen Sünden, als bedacht auf künftige gu-

te Thaten, machte jetzt (855) mit seinem fünften Sohn, dem damals sechsjährigen Alfred, eine Andachtsreise nach Rom, wo er ein ganzes Jahr blieb, reiche Geschenke zurückließ, und sich außerdem zu einer regelmäßig zu entrichtenden Abgabe von 300 Mancusen (etwa 220 Thlr.) verpflichtete, davon ein Drittel für den Papst, und zwey Drittel zur Unterhaltung der Lampen in der Peters- und Paulskirche bestimmt waren. Unter ihm erlangten auch die Geistlichen in England, was sie bisher nicht hatten durchsetzen können, den Zehnten von allen Früchten und Einnahmen, und gänzliche Befreiung von Kriegssteuern.

Sein Sohn und Mitregent, starb noch vor ihm. Es folgten in der Regierung die übrigen, Ethelbald († 860), Ethelbert († 866), und Ethelred († 871). Sie alle hatten gegen die unaufhörlich landenden Dänen oder Normänner zu kämpfen, und der letzte blieb sogar in diesem Kampfe. Da bestieg endlich auch der jüngste der fünf Brüder, der 22jährige Alfred, den Thron.

25.

König Alfred.

(871 — 901.)

Alfred war zweimal als Knabe in Rom gewesen, und auch sogar vom Papst Leo III. im Voraus zum König gesalbt worden, aber eine wissenschaftliche Bildung hatte er weder in England noch in Italien erhalten. Die erste Aufregung soll sein jugendlicher Geist durch die altsächsischen Bardenlieder bekommen haben, die seine Stiefmutter gern sang. Dadurch soll er zum Lesenlernen angereizt worden seyn. Späterhin lernte er auch noch Latein. Eine Fertigkeit auf der Harfe dankte er vermuthlich gleichfalls der Mutter.

Aber die Beschäftigung mit Studien und Künsten mußte auf lange Zeit ausgesetzt werden, sobald er den Thron bestieg. Die Dänen thaten immer neue Landungen, und überschwemmten das Reich so verheerend, als vorher noch nie. Achtmal in einem Jahre schlug Alfred sie, aber die Gefallenen wurden immer doppelt ersetzt. Zuletzt blieb den unglücklichen Einwohnern nichts übrig, als Unterwerfung oder Flucht. Alfred erwählte das letztere. In Bauerkleidung verbarg er sich in der Hütte eines seiner Kuhhirten, dessen Frau ihn nicht einmal kannte. Eine alte

Sage

Sage von diesem Aufenthalt hat sich noch lange erhalten. Die vielbeschäftigte Hirtin, heißt es, übertrug ihm einst, da er am Heerde sitzend seinen Bogen putzte, die Aufsicht über ihre Kuchen, und da sie sie bey ihrer Rückkehr dennoch verbrannt fand, warf sie ihm unter vielem Schelten vor, daß er ihre Kuchen besser zu essen als zu backen verstehe.

Er zog sich darauf mit einigen Gefährten in eine unzugängliche Gegend, baute daselbst in der Geschwindigkeit eine Verschanzung auf, und machte von dieser aus rasche und unerwartete Streifereien durch die zerstreuten feindlichen Posten. Wohl ein Jahr lang blieb er so verborgen. Unterdessen that der in dem Schlosse Kinwith belagerte Graf Oddune von Devonshire einen glücklichen Ausfall auf die Dänen, und eroberte ihre Fahne, von den Schwestern der Anführer unter Zaubersprüchen gewebt, dem Volke ein Palladium. Zu den Entmutheten kam Alfred, als Harfner verkleidet, und während er ihnen Lieder sang, beobachtete er die Schwächen ihres Lagers und behorchte ihre Gespräche. Unentdeckt kam er zurück, und ließ sogleich durch treue Boten alle streitbare Engländer heimlich nach Brixton berufen. Voller Freude, daß er noch lebe, eilten sie zusammen; sein Erscheinen begeisterte alle. Er führte sie nach Eddington. Die Dänen, verwundert, ein englisches Heer wie aus

dem Boden geschossen zu sehen, waren durch die Ueberraschung schon halb geschlagen. Durch die Waffen wurden sie es ganz. Der Rest entfloh in einen befestigten Ort. Der Hunger machte sie nachgiebig. Alfred versprach ihnen Leben und Freiheit, ja sogar Wohnsitze in dem von ihnen verödeten Ostangeln und Northumberland, wenn sie sich ruhig ansiedeln und das Christenthum annehmen wollten. Dies gelobten sie. Ihr Anführer Guthrum erwählte den Namen Athelstan, Alfred selbst war Taufzeuge (880).

So hatte eines einzigen Mannes beharrliche Kraft einer schon fast erloschenen Nation wieder Daseyn und Freiheit gesichert. Dies noch mehr zu thun, verwendete er die Zeit des Friedens zur Befestigung und Wiedererbauung der zerstörten Städte, ja zur Errichtung einer Flotte, mit der die Seeräuber geschreckt werden könnten. 120 stets gerüstete Schiffe lagen in den Häfen des Reichs auf der Lauer. Gleich vorsichtig wurden die Kriegsmänner in die festen Plätze vertheilt. Auch Gesetze gab er seinem Volke. In ihnen wurden Engländer und Dänen vollkommen gleich gestellt. Sein persönlicher Charakter erwarb ihm allgemeines Vertrauen. Nicht mit Unrecht hat man ihn Karln dem Großen verglichen, und ihn selber den Großen genannt.

Aber eine neue Erschütterung stand seinem

Throne noch bevor. Eine ungeheure Schaar Normänner, die bisher Frankreich verwüstet hatten, und eben darum dies Land verließen, weil sie sich in demselben nicht mehr ernähren konnten, setzten nun, 893, unter ihrem Anführer Hastings auf 330 Schiffen über den Kanal, und stiegen an der Küste von Kent ans Land. Auf eine so starke Anzahl war Alfred nicht gefaßt. Und zum Unglück war nun auch Athelstan (Guthrum) gestorben, und die Dänen aus Ostangeln und Northumberland standen alle wieder auf. Schwer war es, sich gegen zwey solche Feinde zu vertheidigen, und eine Reihe von Jahren verstrich unter blutigen Kriegen. Aber zuletzt siegte Alfred doch, und die ganz ermatteten Dänen machten zum zweiten Mal unter denselben Bedingungen wie das erste Mal Friede.

Sechs und funfzig Treffen rechnete Alfred in allem, in denen er persönlich mitgefochten. Und so ein Krieger vertauschte doch so gern das Schwerdt mit dem Scepter, ja mit der Feder und den Büchern. Er theilte seine Zeit in drey gleiche Theile, die er aus Mangel an einer Uhr durch brennende Kerzen von bestimmter Länge abmaß. Ein Drittel des Tages und der Nacht war dem Essen, dem Schlaf und der Pflege des Körpers, das andere den Geschäften, und das dritte dem Studiren gewidmet. Zu einer Zeit, wo im südlichen England, nachdem die Dänen

die Klöster zerstört, die Bibliotheken verbrannt, und die Geistlichen niedergehauen hatten, kaum ein Mönch zu finden war, der seine Agende oder sein Brevier verstand, setzte der König selber Schriften auf, zur Bildung seines rohen Volks. Er sammelte, wie Karl der Große, die altsächsischen Volkslieder, dichtete selbst ähnliche Erzählungen, übersetzte den Aesop, den Boethius und die Geschichten des Orosius und Beda ins angelsächsische, und machte so, wie 900 Jahre nach ihm der große Friedrich, selbst die Werke seiner Muße noch belehrend und nützlich für seine Unterthanen.

Nächstdem war er auf die Errichtung von Schulen und auf die Herbeirufung fähiger Männer des Auslandes für alle Arten des Unterrichts und der Künste bedacht. Die hohe Schule zu Oxford ward durch reiche Schenkungen gesichert. Auch Manufacturisten und Kaufleute zog er durch große Vergünstigungen ins Land, und fleißige Kolonisten aller Art waren ihm als Bevölkerer seiner durch so lange Kriege verödeten Provinzen willkommen. Um seinen Vasallen ein Beispiel zu geben, setzte er den siebenten Theil aller seiner Einkünfte zu neuen Bauten aus, und beschäftigte dadurch einen Theil seiner Unterthanen, während er den andern an die Bedürfnisse gebildeter Völker gewöhnte. Selbst die feineren Lebensgenüsse des Süden wurden ihm

von seinen Schiffern zugeführt, so daß dieser König in jedem Betracht wie ein Heiland unter den Barbaren erscheint, und nichts weiter zu bedauern ist, als daß ihm unter seinen Dienern ein Eginhard gefehlt hat, der uns sein Bild in seinen kleinsten Zügen aufbewahrt hätte.

Ein durch so lange Kriege verwildertes und aus so vielerley Nationen vermischtes Volk in so kurzer Zeit an eine so ruhige Verfassung zu gewöhnen, scheint fast unmöglich, und doch gelang es dem außerordentlichen Ansehen Alfreds. Vorgearbeitet war ihm durch die Erinnerung an die alte germanische Verfassung, die er nur, mit einigen Verbesserungen, wiederherstellte. Er theilte ganz England in Grafschaften, jede Grafschaft in Hunderden, und jede Hunderde in Zehnden. Eine Zehnde war eine Gemeinde von 10 Hausvätern. Ihr Oberhaupt war ein Zehndmann oder Gemeindevorsteher. Dieser mußte für jedes seiner Gemeindeglieder haften, kleinere Streitigkeiten mit Hülfe der übrigen zusammenberufenen Hausväter entscheiden, größere Irrungen oder Zwiste vor die Versammlung der Hunderde bringen, die alle Monat zusammenkam. Hier wählte alsdann der Vorsteher dieser größern Versammlung 12 Hausväter aus, welche nach abgelegtem Schwur, gerecht richten zu wollen, die Untersuchung der Anklagen vornehmen, und die Strafen (meist Geldstrafen zum Nutzen des Kö-

nigs) nach dem Herkommen oder den von Alfred gegebenen Gesetzen bestimmten. Dies ist der Ursprung der Bürgergerichte, die unter dem Namen der Juries noch jetzt in England bestehen.

Auf einer besondern jährlichen Zusammenkunft der Hunderden mußte jeder Hausvater die Gemeinde aufzeigen, zu der er gehörte. Die Grafengerichte versammelten sich jährlich zweimal, zu Ostern und Michaelis. In ihnen hatte der Bischof und der Alderman den Vorsitz, ein Sheriff hatte die Militärgewalt, und vertrat die Rechte des Königs, zog auch die Geldstrafen ein. In diesen Versammlungen waren sämmtliche freie Männer einer Grafschaft, und, nach ächtdeutscher Sitte, alle bewaffnet, zugegen. Alle Prozesse zwischen Gliedern verschiedener Hunderden wurden hier geschlichtet. Endlich berief auch noch der König selbst jährlich zweimal die Großen seines Reichs nach seiner Residenz London zusammen, um Sachen, die die allgemeine Wohlfahrt betrafen, mit ihnen zu verhandeln.

Man erzählt als einen Beweis von der strengen Polizey dieses englischen Lykurg, er habe öffentlich an der Landstraße goldene Spangen aufhängen lassen, und niemand habe sich getraut, sie anzurühren. Dabey hatte er so viel Achtung für die Rechte des Volks, daß er noch in seinem letzten Willen sagte, die Engländer müßten für immer so frey bleiben, wie ihre eigenen Gedan-

ken. Ueberzeugt endlich, daß die Bildung des Volks ganz vorzüglich von den Schulen ausgehe, hielt er nicht nur alle freie Unterthanen an, ihre Kinder hineinzuschicken, sondern er zeichnete auch diejenigen besonders aus, welche sich einige Kenntnisse erworben hatten. In einer seiner noch vorhandenen Schriften bezeigt er selber seine Freude über die Fortschritte des Schulwesens in England unter seiner Regierung.

Und dieser herrliche Mann verließ die Welt in einem Alter von noch nicht 52 Jahren und nach einer Regierung von 29½ Jahre. Soviel kann man thun, wenn man die Zeit auszukaufen und das Rechte immer auf die rechte Art zu thun weiß.

26.

Alfreds Nachfolger.

(901 — 1066.)

Alfred hatte von seiner Gemahlin Ethelswitha, der Tochter eines Grafen von Mercia, drey Söhne und drey Töchter. Von jenen folgte ihm Eduard I., ein tapferer Krieger; aber ein Vetter, Ethelwald, machte ihm die Krone streitig. Darüber innere Kriege, bis Ethel-

wald in einer Schlacht blieb. Hierauf gaben ihm die in Northumberland und Ostangeln wieder aufgestandenen Dänen neue Arbeit. Aber Eduard erwehrte sich ihrer männlich, und jagte sogar den Schotten Furcht ein. Er starb 925.

Ihm folgte Athelstan, sein unehelicher, aber tapferer Sohn (925 — 941). Auch er hatte unaufhörliche Kriege mit den Dänen in Northumberland, und überwältigte dies unruhige Volk mit Mühe. Er war schon auf die Erweiterung des Seehandels bedacht, und gab das merkwürdige Gesetz, daß jeder Kaufmann, der zwey lange Seereisen auf eigene Kosten gemacht, zum Than oder Edelmann erhoben werden solle. Charakteristisch für den einfachen Geist der Zeiten ist folgende Anekdote: Kaiser Otto I., sein Zeitgenosse, begehrte einer seiner Töchter zur Ehe. Athelstan schickte ihm beide, damit er wählen könnte.

Nach seinem Hintritt folgte sein Bruder Edmund (941 — 946). Auch er hatte innere Kriege mit seinen dänischen Unterthanen zu führen. Seine Todesart zeigt uns abermals ein Bild vom Geiste der Zeit. Er feierte eben ein Fest in Glocester, als Leolf, ein landkundiger Räuber, den er verwiesen, die Frechheit hatte, an seinem Hofe zu erscheinen und sich mit ihm zu Tische zu setzen. Nachdem der König ihm vergeblich befohlen, sich zu entfernen, wurden

sie handgemein, und Edmund fiel, tödtlich verwundet.

Edred, sein Bruder, folgte, obgleich Söhne vorhanden waren. Die Engländer hatten so wenig feste Thronfolgegesetze, als die übrigen Nationen jener Zeit. Sie gingen, wie die Deutschen, nicht gern von der alten Familie ab, haßten aber minderjährige Regierungen. Edreds ganzes Wirken war, wie das seiner Vorgänger, auf die northumbrischen Dänen beschränkt. Unter ihm nahm das Mönchwesen in England überhand, und die Weltpriester geriethen in Verachtung, weil sie verheyrathet lebten. Er selbst lag unter der Herrschaft seines Beichtvaters, des Abts Dunstan von Glastenbury.

Edwy, sein Nachfolger, Edmunds Sohn (955 — 959), ein sechzehnjähriger Jüngling, erfuhr bald, was es auf sich habe, die Priester, und mit ihnen die herrschende Meinung verachten zu wollen. Eine schöne, junge Fürstin, Elgiva, hatte ihn gerührt, er machte sie zu seiner Gemahlin, trotz der Bischöfe Vorstellungen, daß sie in einem verbotenen Grade mit ihm verwandt sey. Da plötzlich brechen Soldaten auf Geheiß des Erzbischofs Odo von Canterbury und jenes Dunstan in die königlichen Gemächer ein, reißen die junge Königin mit Gewalt heraus, zerstören grausam mit glühenden Eisen die Blüte ihrer Wangen, und schleppen sie nach Irland. Edwy

wagt nichts gegen die wüthenden Priester zu unternehmen, ja er willigt sogar gezwungen in die Scheidung, die Odo nun feierlich ausspricht. Elgiva, kühner, verläßt ihr Exil, um an den Hof zurückzukehren, aber des Erzbischofs Späher fangen sie auf, zerschneiden ihr die Kniescheiben, und martern sie langsam zu Tode. Das Volk schreit, das sey ein gerecht Gericht; der vom König verwiesene Dunstan kehrt dreist zurück, stellt dessen Bruder Edgar an die Spitze der Aufrührer in Mercia, Northumberland und Ostangeln, setzt sich selbst auf den Stuhl des unterdessen gestorbenen Erzbischofs von Canterbury, und excommunicirt den flüchtigen Edwy, den ein früher Tod zu rechter Zeit der längern Schmach entriß.

Unter seines Bruders Edgar Regierung (959 — 975) vollendete Dunstan, der Heilige (denn nach seinem Tode ward er kanonisirt) sein Werk. Ein vollkommener Mönchsstaat ward durch ganz England aufgerichtet, nützlich allerdings für die Zeiten, aber, wie jedes Ding in der Welt, auch mit bösen Keimen für die Zukunft behaftet. Merkwürdig ist unter Edgars Regierung noch die Ausrottung der Wölfe in England. Der König verwandelte nämlich den bisher entrichteten Geldtribut der Bewohner von Wales in eine jährliche Lieferung von 300 Wolfsköpfen, und dies belebte die Jagd nach diesen

Thieren so sehr, daß zuletzt auch nicht ein einziges übrig blieb.

Edgarn folgte mit Dunstans Hülfe dessen 15jähriger Sohn Eduard II. (975 — 978). Seine Stiefmutter Elfride aber, die ihrem eigenen Sohne Ethelred die Krone sichern wollte, ließ ihn schon im vierten Jahre meuchlings im Walde ermorden, da er ihr auf einem einsamen Jagdritt einen kindlichen Besuch abgelegt hatte. Die unmenschliche That auszusühnen baute die Mörderin Klöster und legte sich Bußübungen auf, aber den Abscheu des Volks konnte sie dadurch nicht mildern, zumal da die durch ihre That herbeigeführte Regierung ihres Sohnes, der damals überdies noch minderjährig war, eine der unglücklichsten in der englischen Geschichte wurde.

König Ethelred (978 — 1016) war nämlich ein Schwächling, der entweder nichts, oder das was er that, nicht recht that, und durch seine verkehrten Schritte die Feinde der Ruhe und Ordnung gleichsam einlud, in dem seines Schuzzes beraubten Reiche recht nach Wunsche zu schalten. Zuerst versuchten neue Seeräuber aus Dännemark wieder einzelne Landungen, und da sie bald merkten, wie sicher dergleichen zu wagen seyen, kamen sie bald verstärkt zurück. Ethelred, anstatt ihnen herzhaft entgegen zu gehen, kaufte ihnen auf den Rath des Erzbischofs Si-

ricius von Canterbury den Frieden mit 10,000 Pfund Silbers ab, wovon die natürliche Folge war, daß in kurzem alle Seeräuber nach England schifften, um ähnliche Frieden zu schließen. Und wie für einen verächtlichen König kein tüchtiger Mann etwas zu thun sich geneigt fühlt, so übten die großen Baronen des Reichs jetzt lieber ihre Herrschaft für sich, und die Einheit der Nation war dahin. Als daher 993 gar zwey gewaltige Flotten, angeführt von Swen, König von Dännemark, und Olav, König von Norwegen, in den Humber einliefen, verriethen die englischen Anführer, meist Northumbrier, das Heer, und überließen den Feinden das Schlachtfeld. Diese schifften darauf in 94 Schiffen die Themse hinauf bis vor London. Hier kaufte ihnen Ethelred abermals den Frieden mit 16,000 Pfunden ab. Olav, ein redlicher Mann, der auch den Frieden hielt, nahm bey dieser Gelegenheit zuerst das Christenthum an.

Der nächste Besuch der Dänen kostete schon 24,000 Pfund. Ethelred hoffte dieser Plagen durch eine freiwillige Verbindung mit den französischen Normännern entledigt zu werden, und erbat sich deshalb 1001 die Prinzessin Emma, Tochter Richards II., Herzogs von der Normandie, zur Ehe. Aber ein anderer Schritt vereitelte wieder die etwanigen guten Folgen dieser Politik. Er ließ nämlich auf einen Tag (13. Nov.

1002) alle in seinen Staaten befindliche Dänen umbringen, wobey sogar einer Schwester des Königs von Dännemark, Gunilda, die an einen Grafen Paling verheyrathet war, nicht geschont ward. Dafür erschien denn gleich im folgenden Jahre König Swen mit seinen Dänen, verheerte einen Theil des Landes, und zog endlich für eine Bezahlung von 30,000 Pfunden wieder ab. Der nächste Besuch kostete schon 48,000 Pfund, und 1013 bedeckten die Feinde das Land in so ungeheuren Schwärmen, daß den verlassenen Engländern nichts übrig blieb, als sich zu unterwerfen, und ihrem König Ethelred, mit seiner Familie an den Hof seines Schwiegervaters nach Rouen zu flüchten. Swen betrachtete nun das Land als sein, und ließ sich von den Besiegten Geiseln, zum Unterpfand ihres Gehorsams, geben.

Allein er starb bald darauf, und nun riefen die wieder aufathmenden Engländer ihren König schnell zurück. Dafür setzte Kanut, Swens Sohn, ihre Geiseln bey Sandwich ohne Hände und Nasen ans Land, und verheerte die Provinz, so weit er reichen konnte. Des Königs ältester Prinz, Edmund, wollte ihm mit einem Heere entgegen gehen, allein einer der mächtigsten Reichsbaronen, Graf Edric von Mercia, ward zum Verräther an ihm, und ging mit allen seinen Truppen zum Feinde über (1015).

Ganz Nordengland unterwarf sich jeẓt dem Kanut, und Edmund mußte sich nach London zurückziehen. Hier erwartete ihn, freilich unter traurigen Aussichten, der Thron, da sein Vater endlich 1016 das unrühmliche Leben beschloß. Die Königin Emma floh sogleich mit ihren beiden noch jungen Söhnen, Alfred und Eduard, in ihre Heimath zurück.

Edmund (1016 — 1017) erwarb sich durch seine Tapferkeit den Beinamen Eisenseite, aber mehr auch nicht. Der treulose Graf von Mercia verließ ihn in einer zweiten Schlacht (bey Assington in Essex), und so mußte er wohl auf des Siegers Friedensbedingungen hören. Kanut verlangte Theilung des Reichs, und zwar für sich die Provinzen Mercia, Northumberland und Ostangeln; Edmund sollte die südlichen Grafschafschaften behalten, aber er ward kurz darauf von zweien seiner Kämmerlinge auf Anstiften jenes Grafen Edric ermordet, und nun nahm Kanut, König von Dännemark, ganz England in Besiẓ.

Kanut (1017 — 1035) war ein trefflicher Mann und der mächtigste Fürst seiner Zeit. Man hat ihn den Großen genannt, und nicht unwürdig scheint er dieses Namens. Muth, Klugheit, Mäßigung und Frömmigkeit vereinigten sich in ihm. Zuerst vertheilte er, um sich den großen Reichsbaronen dankbar zu erweisen,

die wichtigsten Provinzen unter sie, und behielt bloß Wessex für sich allein; in der Folge aber benutzte er die Gelegenheiten sorgfältig, jene Provinzen wieder einzuziehen, und die unruhigen Großen des Landes zu verweisen. Auch viele Hinrichtungen waren nöthig, vor allen die des treulosen Edric, der seine alten Verräthereien wieder fortgesetzt hatte. Sobald aber das Reich beruhigt war, that Kanut alles mögliche, um die Besiegten mit sich auszusöhnen. Er übte strenge Gerechtigkeit, machte durchaus keinen Unterschied zwischen Dänen und Engländern, schickte einen großen Theil der erstern wieder nach Dännemark zurück, stellte alle angelsächsische Gewohnheiten wieder her, und verschmolz beide, an Sprache und Sitten einander so ähnlichen Völker so eng zusammen, daß sie sich seitdem nie wieder als zweierley Nationen betrachtet haben. Um auch vor den französischen Normännern sicher zu seyn, erbat er sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Ethelreds Wittwe, die Königin Emma, zur Ehe.

Hierauf unternahm er einen Kriegszug nach Dännemark, in welches Land der König von Schweden eingefallen war. Späterhin, 1028, that er einen andern Zug nach Norwegen, vertrieb den dortigen unkriegerischen König Olav, und eignete sich das Land zu. In seinen letzten Jahren beschäftigten ihn ernste Gedanken an die

künftige Welt. Da baute er Kirchen, beschenkte Klöster und Geistliche, stiftete Seelmessen für die im Kriege gegen ihn Gefallenen, und unternahm sogar eine Wallfahrt nach Rom, wo er sich ziemlich lange aufhielt. Sein letzter Kriegszug, vier Jahre vor seinem Tode (1031), war gegen Malcolm, König von Schottland, gerichtet, der seine Oberherrschaft nicht anerkennen wollte. Von seinem Privatleben wissen wir leider nichts. Die oft erzählte Anekdote, wie er, um die Schmeichler zu beschämen, sich zur Zeit der Fluth an das Meeresufer gesetzt, und den Wellen geboten, seine Füße nicht zu berühren, zeugt von einem ächt alterthümlichen, ehrwürdigen Sinne.

Von seinen drey Söhnen erbte Swen Norwegen, Harold England, und Hardikanut, welchen Emma geboren, Dännemark. Die Besitznehmung Harolds geschah nur gewaltsam und durch Hülfe des Grafen Godwin, eines mächtigen Reichsfürsten. Harold hatte nicht einen Zug von seinem Vater; er war ein plumper Tyrann, dessen erstes Bestreben war, sich gegen die Ansprüche der beiden Söhne Ethelreds, Alfred und Eduard, zu sichern. Er lockte den erstern freundschaftlich an sich, und ließ ihm dann auf Godwins Anstiften, die Augen ausstechen, worauf der andere nebst seiner Mutter Emma ent-

entfloh. Zum Glück starb Harold selber schon 1039, den 14. April.

Ihm folgte sein Bruder Hardikanut (1039 — 1041). Dieser entfaltete seinen Charakter schon in den ersten Tagen seiner Ankunft. Erbittert auf Harold, weil ihm dieser in der Besitznehmung Englands zuvorgekommen, ließ er dessen Leichnam aus der Gruft reißen und in die Themse werfen, ja als er erfuhr, daß er aufgefischt und wieder begraben sey, gab er denselben Befehl zum zweiten Mal. Seine übrigen Thaten waren nicht weiser. Zur Freude der Engländer lebte auch er nur kurze Zeit.

Nach seinem Tode eilte man, Ethelreds jüngsten Sohn Eduard II., den Bekenner, wieder einzusetzen. Seine Regierung (1041 — 1066) war ein ängstliches Schwanken zwischen Muth und Furcht. Der übermächtige Graf Godwin, der seinen Bruder geblendet hatte, ihm selbst aber durch sein bedeutendes Fürwort zum Throne behülflich gewesen war, mußte geschont werden, so gefährlich er auch war, ja Eduard hatte sogar zum Zeichen der Aussöhnung dessen Tochter Editha heirathen müssen. Allein er entzog sich ihrem Umgange von Anfang an, und erwarb sich dadurch bey dem Pöbel, der in diesem Betragen nur geistliche Enthaltsamkeit sah, den Ruf eines Heiligen und den Beinamen des Bekenners.

Graf Godwin trieb indessen seine Anmaßungen bis zu einem bürgerlichen Kriegel, in welchem er London belagerte, und dem König einen schimpflichen Vergleich abzwang. Sein Tod (1053) verbesserte nichts, denn er hinterließ in seinem Sohn Harold einen Nachfolger, der mit dem Ehrgeiz des Vaters noch einen weit höhern Grad von Klugheit und Mannskraft vereinigte, und sich von den vielen väterlichen Würden keine entreißen ließ. Er war demnach königlicher Haushofmeister und Regent von Wessex, Sussex, Kent und Essex, und in der That mächtiger als der König, auch wegen seines artigen Betragens sehr beliebt.

Der kinderlose Eduard hatte von Anfang an eine besondere Vorliebe für das Land blicken lassen, in welchem er seine Jugend verlebt hatte. Sein Hof hatte ganz die Farbe des Hofes von Rouen, Sprache und Sitten der Normandie wurden in London nachgeahmt, und der junge französische Adel war jederzeit willkommen. So wünschte auch Eduard seine Krone an den jungen kraftvollen Herzog Wilhelm von der Normandie vererben zu können, der auch von seiner Seite das Verlangen nach derselben nicht verbarg, und unter andern auch dem König einen sehr freundschaftlichen Besuch in London machte. Ja als Graf Harold einmal nach Rouen kam, benutzte der Herzog Wilhelm diese Gelegenheit,

ihm seine Plane zu eröfnen, und ihn zu einer Beistandsversicherung zu bewegen, die er auf einem Kasten voller Heiligenreste (Reliquien) beschwören mußte. Eduard starb endlich (5. Jan. 1066, 65 Jahre alt) ohne etwas in dieser wichtigen Sache festgesetzt zu haben.

Merkwürdig ist dieser König noch als der erste, der, durch einen Zufall vermuthlich, den Glauben erweckte, ein König von England könne durch bloße Berührung Kröpfe heilen, auf welchen Ruhm alle seine Nachfolger bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts streng gehalten haben. Ist es wirklich geschehen, so wäre dies abermals ein Beweis von der wunderbaren Kraft des Glaubens, wovon wir uns freilich in unserm ungläubigen Zeitalter kaum eine Vorstellung machen können.

Graf Harold nahm sogleich den königlichen Titel an (1066), und die Engländer, deren Liebe und Vertrauen er sich durch tapfere Thaten und ein fortgesetzt edles Betragen erworben hatte, waren wohl mit ihm zufrieden. Der Erzbischof von York krönte ihn gleich den Tag nach Eduards Tode unter allgemeinem Zujauchzen des Volks. Aber Herzog Wilhelm hörte nicht sobald davon, als er ihn an seinen Schwur erinnerte, und den Meineid schrecklich zu rächen drohte. Vergebens entgegnete Harold, jener Schwur sey ihm abgedrungen worden, er trage die Krone

mit der Zustimmung des ganzen englischen Volks, und werde ihr nur mit dem Leben zugleich entsagen. Wilhelm, an der Spitze eines Volks, das damals den Ruhm des tapfersten auf der Welt hatte, und unterstützt von einer Menge junger Fürsten, die sich Ritterehre zu erkämpfen brannten, rüstete sich aus aller Kraft zu einer Landung in England. Mit ihm vereinigten sich die Grafen von Anjou und von Flandern; Howel, Herzog von Bretagne, schickte ihm seinen ältesten Prinzen Alian Fergant mit 5000 Mann; König Heinrich IV. von Deutschland erlaubte allen seinen Vasallen in Lothringen und Friesland, der Unternehmung beizuwohnen, und wenn gleich der Hof des minderjährigen Königs Philipp I. von Frankreich sie unmöglich begünstigen konnte, so trat doch eine Menge junger französischer Herren aus einem, jenen Zeiten eigenthümlichen, Schwärmgeist derselben heimlich bey. Wilhelms eifrigster Bundesgenosse aber war Papst Alexander II., dem die Absonderung der englischen Kirche vom römischen Stuhle längst mißfallen hatte, und der von einer Regierungsveränderung sich selber die meisten Vortheile versprach. Er schleuderte den Bann auf Haroldden, den er einen treulosen Ermächtiger nannte, und schickte Wilhelmen ein geweihtes Banner, und einen Ring mit einem Haar vom heiligen Petrus.

Den ersten Angriff auf die zu erobernde In:

sel that Tosti, Harolds Bruder, von diesem vormals wegen seiner Bedrückung der Northumbrier aus dem Lande gejagt. Er hatte an den flandrischen Küsten gegen 60 Schiffe zusammengebracht. Mit diesen stieß er zu einem andern Bundesgenossen, dem König Halfager von Norwegen, der 300 Segel hatte. Beide vereinigte Flotten liefen in den Humber ein, und setzten ihre Mannschaft ans Land, die alsbald eine gräuliche Verheerung anrichtete. Aber der herbeieilende Harold schlug sie entscheidend bey Standford, 25 Sept. 1066. Sogar die beiden Anführer, Tosti und Halfager, wurden getödtet, und die ganze Flotte erobert. Harold hatte die Großmuth, den gefangenen Prinzen Olav, Halfagers Sohn, die Freiheit und zwanzig Schiffe zu schenken, mit denen er nach Hause segeln konnte.

Aber der Sieger hatte nicht viel Zeit sich zu freuen, denn eben lief die Nachricht von der Landung der großen normannischen Flotte zu Pevensey in Sussex ein. Es waren gegen 3000 große und kleine Fahrzeuge, und aus ihnen stiegen 60.000 der auserlesensten Krieger, die Blüte des normännischen, niederländischen und französischen Adels, herrlich prangend in kostbarem Waffenschmuck und auf muthschnaubenden Rossen, und so fröhlich, als wäre der Sieg schon errungen. Der allzu lebhafte Wilhelm stolperte und fiel beim Aussteigen aus dem Schiffe, aber schnell

gefaßt verhütete er jede abergläubische Deutung dieses Zufalls durch den lauten Ruf: so nehme er Besitz von diesem Lande.

Harolds Bruder, Gurth, ein trefflicher Mann, gab den klugen Rath, eine Schlacht zu vermeiden, und den Feind durch Zaudern und Hunger zu ermüden, allein der hitzige Harold verwarf dies, und wollte den Streit schnell entschieden sehen. Das Einzige, was er in Betracht seines verletzten Eides thun zu dürfen glaubte, war, daß er dem Herzog eine Geldsumme anbot, wenn er ohne Blutvergießen umkehren wolle. Aber Wilhelm verwarf dies mit Verachtung, und verlangte dagegen von ihm, entweder das Königreich von ihm als Lehen anzunehmen, oder die Entscheidung ihrer Sache dem Papste zu überlassen, oder mit ihm auf den Degen darum zu kämpfen. Harold erwiederte, der Gott der Schlachten werde bald der Schiedsrichter aller Streitigkeiten seyn.

So bereiteten sich denn beide Heere zu dem verhängnißvollen Kampfe. Die Engländer brachten die Nacht unter lärmendem Getümmel, die Normänner im Gebete zu. Am Morgen begeisterte Wilhelm seine Krieger durch eine feurige Rede, in der er ihnen die Wichtigkeit des heutigen Tages lebhaft vor Augen stellte, und hierauf ließ er mit der Trompete das Zeichen zum Angriff geben. Das Lied vom tapfern Roland

singend gingen sie auf die Engländer los, und ein fürchterliches Gemetzel begann. Einen ganzen Tag lang vertheidigten sich die tapfern Engländer löwenmüthig, bis endlich am Abend ihr König Harold, von einem Pfeil getroffen, fiel, und auch seine Brüder, die gleich ihm an der Spitze der Truppen fochten, niedersanken. Da ermattete allgemach der Kampf, und die Nacht machte vollends dem blutigen Schauspiel ein Ende. Allein auf Seiten der Normänner waren 15,000 gefallen. Wilhelmen waren drey Pferde unter dem Leibe getödtet worden. — Das war die berühmte Schlacht bey Hastings (14. Oct. 1066), die den Herzog Wilhelm von der Normandie, seitdem Wilhelm der Eroberer genannt, auf den englischen Thron erhob, den seine Nachkommen in weiblicher Abstammung noch jetzt besitzen.

27.

Wilhelm der Eroberer.

(1066—1087).

Wilhelm von der Normandie (eigentlich ein Bastard Herzog Roberts von einer Lohgerberstochter) war allerdings durch seine seltenen Ei-

genschaften zum Herrscher eines Königreichs berufen. In ihm bewunderte man die unbeugsame Festigkeit in der Durchsetzung des kühnsten Willens, die unermüdliche Thätigkeit, die unverwirrbare Klugheit und den nichts übersehenden Schnellblick, der den großen Regenten macht. Schon als Jüngling hatte er mit überraschender Kraft die Bande eigennütziger Vormünder zerrissen, und dem pariser Hofe manche Sorge gemacht; jetzt in der Unternehmung auf England lernte die Welt den Mann kennen.

Der Sieg bey Hastings verbreitete Bestürzung über die ganze englische Nation. Es fehlte nicht an Vaterlandsliebe, nicht an Kraft, nur an einem Kopfe, der Ansehn genug hatte, die Unentschlossenen zu vereinigen. Zwey mächtige Grafen flohen zwar nebst dem Erzbischof Stigand von Canterbury nach London, und riefen daselbst Edgarn, Ethelreds letzten Sohn, zum König aus. Allein dieser Edgar war ein schwacher Prinz, und während seine Begleiter mit Angst und Ungewißheit kämpften, that Wilhelm lauter sichre und rasche Schritte. Er machte sich zuerst Meister von Dover, um den Rücken frey zu haben, und da die Stadt sich so leicht unterwarf, ließ er sogar den Bürgern, welche durch die muthwilligen Brandstiftungen einiger Soldaten ihre Häuser verloren hatten, den Verlust ersetzen. Die ganze Grafschaft Kent unterwarf

sich darauf. London zögerte. Wie in Dover die Güte, so wollte er hier die Strenge zeigen, darum ließ er die Vorstadt Southwark abbrennen, worauf besonders die Geistlichen zur Ergebung riethen, und der junge Edgar selbst nebst dem Erzbischof von Canterbury ihm nach Berkhamstead entgegenging, und ihm mit Höflichkeit die Krone anbot. Er spielte eine Zeitlang den Uneigennützigen, und gab vor, es bedürfe dazu erst einer allgemeinen Einwilligung und einer lauten Erklärung der englischen Nation, allein Herzog Almar von Aquitanien, sein kluger und tapferer Kriegesgefährte, rieth ihm, das mißliche Bescheidenheitsspiel nicht zu lange zu treiben, und so ergriff er denn die dargebotene Krone. Vorsichtig ließ er jedoch in der Hauptstadt feste Burgen erbauen', damit er die Einwohner beständig im Zaum erhalten könnte.

Die Krönung geschah hierauf am 26. Dec. 1066 in der Westminsterabtey. Nicht der erste Prälat des Reichs, Stigand, dem Wilhelm nicht traute, sondern der Erzbischof Aldred von York mußte sie verrichten. Nach einer kurzen Rede fragte er die Engländer und der Bischof von Constance die Normänner, ob es ihr Wille sey, den Herzog Wilhelm als König anzunehmen. Ein lauter Zuruf bejahte es. Hierauf leistete der König den gewöhnlichen Krönungseid, daß er die Kirche beschützen, Gerechtigkeit handhaben und

Gewaltthätigkeit unterdrücken wolle, und nun ward die Salbung und Krönung vollzogen.

Zunächst unternahm er nun eine Reise nach Essex, Mercia und Northumberland, wo sich ihm die bisher noch unentschlossenen Grafen gleichfalls unterwarfen. Jeder neue Schritt war von der Klugheit abgemessen. Von Harolds ansehnlichem Schatze, dessen er sich bemächtigt hatte, bestritt er eine Menge nöthiger Ausgaben, beschenkte seine Truppen, und machte sich die Geistlichkeit geneigt. Dem Papst übersandte er Harolds Fahne nebst ansehnlichen Geschenken. Auf dem Schlachtfelde bey Hastings ward ein Kloster erbaut. Die großen Reichsgrafen, und selbst Prinz Edgar, wurden in ihren Würden und Besitzungen bestätigt. Es war des Königs ausdrücklicher Wille, die neuen Unterthanen so wenig als möglich in ihren alten Sitten und Freiheiten zu kränken, und sie mit seinen Normannen in ein Volk zu verschmelzen. Daher verlangte er von den letztern strenge Kriegszucht, erwies jedem Gerechtigkeit, und ließ sich von jedermann selber sprechen. Um endlich auch den Pöbel zugleich zu unterhalten und zu blenden, führte er eine Pracht und ein Ceremoniel an seinem Hofe ein, dessen die Engländer an ihren vorigen Königen nicht gewohnt gewesen waren.

Ohne Zweifel würde demnach das englische Volk unter der neuen Regierung sehr glücklich

gewesen seyn, wenn sich nicht zwischen demselben und dem König noch eine Mittelmacht befunden hätte, die auch die reinsten Wünsche beider vereiteln mußte. Eine militärische Regierung ist immer für ein freiherziges, biederes Volk eine lebenverbitternde Bürde; wird sie aber gar durch Ausländer bestritten, so kann der Urheber derselben dem Namen eines Tyrannen und dem innigsten Hasse nicht entgehen, und wenn er ein Timoleon wäre. Diese 60,000 Normänner, die dem König das Reich erobert hatten, und dafür im Besitz der ansehnlichsten Güter und fast aller bedeutender Aemter waren, ließen die Engländer, wie man leicht denken kann, dies Uebergewicht schwer empfinden, und ihre Anmaßungen wurden besonders empörend, als Wilhelm schon im nächsten Frühling eine Reise nach der Normandie machte. Nicht länger im Stande, die freche Verhöhnung und die unzähligen Mißhandlungen dieser Fremden zu ertragen, standen erst hie und da einzelne Gemeinden, dann ganze Landschaften auf. Der König kehrte noch schnell genug zurück, um die Empörungen mit Waffengewalt zu dämpfen, allein die Folge seines erregten Zorns war nicht eine heilsame Beschränkung der Normänner, sondern eine härtere Bedrückung der unglücklichen Engländer. Parteiisch für seine Landsleute, wie ein guter Bürger, aber nicht wie ein guter König, gewöhnte er sich, die

Engländer als eine störrische, feindselige Nation zu betrachten, der der Freyheitsgeist ausgetrieben werden müsse. Bey jeder neuen Empörung also (und die Empörungen dauerten bey der steigenden Tyranney der Normänner während seiner ganzen Regierung fort) schmälerte er die Rechte der Nation um einige Grade mehr. Immer mehr wurden die Engländer aus ihren Besitzungen vertrieben, und die Normänner eingesetzt, ja zuletzt (1070) führte er förmlich die Feudalverfassung in England ein, vermöge welcher das ganze Land in etwa 700 größere Vasallenlehne getheilt wurde, die, wie man denken kann, bloß Normännern zufielen, von deren Gnade es abhing, ob die in ihrem Gebiete angesessenen englischen Familien ihre Untervasallen werden, oder als Bettler auswandern sollten. In Northumberland, wo der Widerstand am stärksten gewesen war, wurde eine Strecke von 12 deutschen Meilen des angebautesten Landes zur Wüste gemacht, die Häuser in Asche gelegt, das Vieh weggetrieben und die Einwohner (man rechnet gegen 100,000) dem Hungertode oder dem Erstarren in den Wäldern Preis gegeben. Selbst die englische Sprache wollte er ausgerottet wissen; in keiner Schule durfte in ihr gelehrt, kein Prozeß in ihr verhandelt, in keiner vornehmeren Gesellschaft, d. h. in der sich Normänner befanden, durfte sie gesprochen werden. Daher das kau-

derwelsche Gemisch aus Französisch und Altsächsisch, aus dem die englische Sprache noch jetzt besteht. Am allerhärtesten aber ward gegen die armen Geiseln und gegen die in den Treffen gefangenen Engländer verfahren. Sie wurden — nicht etwa hingerichtet, das wäre zu menschlich gewesen — mit abgehauenen Händen oder Füßen, oder mit ausgestochenen Augen wurden sie nach Hause geschickt: eine fluchwürdige Barbarey, die doch, Gott gebe es! auf ewig aus der Geschichte der Menschheit verbannt seyn möge!

So war die ganze 21jährige Regierung Wilhelms des Eroberers beschaffen. Das Resultat derselben war die gänzliche Zernichtung der englischen Nation, und eine Einheit der Regierung, um deren willen selbst die Geistlichkeit einen großen Theil der Freiheiten wieder zurückgeben mußte, die ihr zu Anfang, da man ihrer Dienste noch bedurft, ertheilt worden waren. Die Bischöfe und Aebte wurden eben so gut dem Kriegesdienst und den bürgerlichen Strafen unterworfen, wie die Laien, und die englischen Prälaten mußten ihre hohen Würden so gut an Normänner abtreten, als die weltlichen Herren. Zum Bisthum York ward Thomas, ein normannischer Priester, und zum Erzbischof von Canterbury, an des abgesetzten Stigands Stelle, Lanfrancus, ein mailändischer Mönch, befördert. Alle kirchliche Beschlüsse, sowohl des Papstes als der

einheimischen Synoden, mußten erst dem König zur Bestätigung vorgelegt werden, und kein Weltlicher durfte mit einer Kirchenstrafe belegt werden ohne königliche Einwilligung. Als Gregor VII. die Huldigung und die Erneuerung des Peterspfennigs, einer seit der Zeit der sächsischen Könige bestandenen Abgabe, verlangte, schrieb Wilhelm zurück, das Geld solle, als herkömmlich, entrichtet werden, von einer Huldigung aber sey ihm nichts bewußt, auch werde er seinem Staate nie eine solche Sklaverey auflegen. Er verbot sogar seinen Prälaten, einer von diesem Papste ausgeschriebenen Kirchenversammlung beizuwohnen.

Selbst seine Söhne hielt Wilhelm I. unter strenger Zucht. Der älteste, Robert, erregte deshalb sogar einen Krieg in der Normandie, der mehrere Jahre dauerte (1079). Der König nahm zu diesem Kriege nicht seine Normänner, sondern, weislich, ein Heer von Engländern über das Meer mit, die nun vor Begierde brannten, ihre verlorne Ehre durch Tapferkeit herzustellen. Ein seltsames Ereigniß endigte diese Fehde. Während die Engländer die Feste Gerberoy in Beauvoisis belagerten, gerieth der Prinz bey einem Ausfalle mit seinem eigenen Vater in einen Zweikampf. Beide waren durch die heruntergelassenen Visiere unkenntlich, und beide fochten tapfer, bis endlich der Sohn den Vater in den

Arm verwundete, und vom Pferde warf. An des Gefallenen Hülferuf erkannte der Sieger bestürzt die Stimme seines Vaters. Voll kindlicher Reue warf er sich ihm zu Füßen und bat um Verzeihung, half auch dem heftig Erzürnten auf sein eigenes Pferd, und ließ ihn nach Rouen geleiten, wo durch der Mutter Vermittelung die Versöhnung zu Stande kam.

In den letzten 6 Jahren seiner Regierung konnte Wilhelm mehr auf innere Einrichtungen denken. Unter andern ließ er nach Alfreds Beispiel ein großes statistisches Register aller liegenden Gründe des Königreichs samt ihren Besitzern oder Pächtern, ihrem Werth, ihrer Bevölkerung, Weide, Forst und Viehstand rc. aufnehmen, das noch vorhanden ist, und aus dem man sieht, daß Wilhelm kein bloßer Eroberer gewesen. Da er die Lehnvertheilung erst erfand, so war er weise genug, nicht alles wegzuschenken, sondern so viel Domänen für sich zu behalten, daß er wohl unbedenklich der reichste Monarch seiner Zeit genannt werden konnte. Er besaß nämlich nicht weniger als 1400 Aemter in den verschiedenen Provinzen von England. Außerdem eignete er sich noch manche Jagdfreiheit (denn er war ein leidenschaftlicher Jäger) auf Kosten seiner Unterthanen zu. Unter andern legte er bey Winchester, seinem gewöhnlichen Auf-

enthalt, einen ganz neuen Wald von 6 Meilen *) Länge an, dem zu Gefallen alle innerhalb dieses Bezirks liegende Häuser, selbst Kirchen und Klöster, ohne alle Entschädigung der Besitzer, niedergerissen wurden. Zugleich erschienen tyrannische Gesetze gegen den Wilddiebstahl. Auf die Erlegung eines Hasen in den königlichen Forsten stand die teuflische Strafe der Blendung, und das zu einer Zeit, wo der Mord eines Menschen mit einigen Pfunden Silbers abgebüßt werden konnte.

In seinem letzten Lebensjahre unternahm Wilhelm I. noch einen Kriegszug gegen Philipp I. König von Frankreich, von dem er sich theils mittelbar durch häufige Einfälle französischer Vasallen in die Normandie, theils unmittelbar durch Spöttereien beleidigt fühlte. So hatte z. B. sein dicker Bauch und eine ihm zugestoßene Krankheit den witzigen Philipp zu dem Einfall veranlaßt, es wundere ihn, daß die Entbindung seines Bruders, des Königs von England, sich so lange verzögere. Worauf Wilhelm ihm zurücksagen ließ, er wolle dafür nach seiner Genesung der heiligen Jungfrau in Frankreich so viel Lichter anzünden lassen, daß seine Verwunderung noch weit höher steigen solle. Er hielt Wort, und zufolge der barbarischen Sitte seines Jahrhunderts loderten alle

*) Deutschen nämlich, wie durchgängig in diesem Buche.

alle französische Dörfer auf, die er berührte. Aber bald hemmte ein Unfall seinen Lauf. Durch einen plötzlichen Seitensprung seines scheugewordenen Pferdes ward er mit seinem schweren Leibe so heftig auf den Sattelknauf geworfen, daß er sogleich umkehren mußte und an den Folgen dieser Quetschung starb (9. Sept. 1087). Er hatte ein Alter von 63 Jahren erreicht. Auf seinem Sterbebette schmerzten ihn bitterlich die harten Maaßregeln, die er gegen das gute englische Volk genommen. Er versuchte auch durch Vermächtnisse an die Kirchen sein Gewissen zu erleichtern. Seine Staaten theilte er unter seine beiden ältern Söhne, Robert und Wilhelm, so, daß jener die französischen, dieser die englischen erhielt.

Dies ist die Geschichte eines Königs, der als einer der größten Herrscherköpfe die gerechte Bewunderung der Nachwelt erregt, und bey dem man auch mit Liebe verweilen würde, wenn er das Glück gehabt hätte, ein geborner Engländer zu seyn.

28.

Die nordischen Völker.

So weit die Geschichte der Engländer. Bey den Skandinaviern können wir kürzer verweilen.

Diese Völker standen etwa mit den gleichzeitigen Angelsachsen auf einerley Stufe der Bildung, und wurden von den südlicheren Fürsten keiner Beobachtung werth gehalten, als etwa vom Papste, der sein Regiment auch dort oben frühzeitig aufschlug, und von einigen deutschen Kaisern, die ihre Einfälle in Niedersachsen abwehren mußten. Die Nachrichten von ihnen sind unzusammenhängend und einförmig. Kriege und Grausamkeiten sind das ewige Thema. Doch muß man über die Menge des kriegerischen Volks erstaunen, das, während es England unterjochte und Frankreich überschwemmte, zu gleicher Zeit mit seinen Flotten die Ostsee bestrich, und auch in Rußland fußte, ja sogar (861) das entlegene eisige Island entdeckte und bevölkerte *). Norweger waren es vorzüglich, die hierher auswanderten, um der Despotie ihres Königs Harald zu entgehen. Sie bauten das öde Eiland in kurzer Zeit dergestalt an, daß schon nach 60 Jahren alles bewohnbare Land besetzt war. Die Abgelegenheit machte gesellig. So entstand dort oben eine kleine Handelsrepublik, die sich 928 eine Obrigkeit unter dem Namen Lagman (Gesetzbewahrer) wählte,

*) Von Island aus ward 983 von einem geflüchteten Isländer auch Grönland aufgefunden, welche Entdeckung aber nachher wieder verloren ging, und also noch einmal gemacht werden mußte.

und über 300 Jahre ihre Unabhängigkeit behauptete, bis endlich innere Unruhen, die natürlichen Uebel freier Staaten, sie veranlaßten, 1261 auf einem allgemeinen Landtage den König Hakon VI. von Norwegen für ihren Oberherrn anzuerkennen. Das Christenthum drang schon 982 in Island ein. Friedrich, ein sächsischer Bischof, und Thorwald aus Watzdal bauten die erste Kirche daselbst. Der erste Bischof von Island war Isleif. Ihn weihte 1056 der Erzbischof Albrecht von Bremen dazu.

Die Urbewohner Rußlands gehörten zu dem großen slavischen Völkerstamme, zu welchem auch die Polen, Böhmen, Kassuben, Wilzen und Wenden zu rechnen sind, und der sich der Sprache und dem ganzen Charakter nach von dem germanischen durchaus unterscheidet. Zwischen sie drängten sich aber in der Mitte des 9ten Jahrhunderts, eben wie zwischen die Engländer und Franken, jene wilden, unbezwinglichen Seemänner, die Dänen, ein, die hier Wäringer genannt wurden. Sie unterwarfen sich die Slaven und vermischten sich allmälig mit ihnen. Rurik ist unter ihnen ein eben so berühmter Name, als etwa Kanut unter den englischen Dänen. Er ist der Ahnherr eines Fürstenhauses, das bis 1598 geblüht hat. Während seines Sohnes Ighor Minderjährigkeit zog der Vetter Oleg 879 von Novgorod aus am Dnieper

herab nach Süden, unterwarf sich alles, und machte Kiew zum Hauptsitz des neuen Wäringerreichs. Von da drang er gar bis nach Konstantinopel vor, und trotzte dem schwachen griechischen Kaiser Tribut ab.

Dieser Zug mag nicht ohne Frucht für die Bildung der rohen Krieger gewesen seyn. Olga, Ighors Gemahlin, wahrscheinlich aus slavischem Stamme, ließ sich 955 zu Konstantinopel taufen. Mit dem Christenthum und dem Mönchswesen kam nun auch Schreibkunst nach Rußland. Da man aber die neue Lehre aus Konstantinopel und nicht aus Rom erhielt, so konnten auch die Päpste dieses Reich nicht mit in den großen Christenverein ziehen, der die übrigen Völker Europens zu einer allgemeinen geistlichen Republik verband, und das ist ein Hauptgrund gewesen, warum dies kräftige Volk in seiner Entwickelung so lange hinter allen übrigen zurückgeblieben.

Ighors Enkel, Wladimir, von den russischen Annalisten der Große genannt, (981 — 1015) dehnte durch fortgesetzte Eroberungen sein Reich bis zur ganzen Länge des Dniepers aus, und theilte es unter seine zwölf Söhne. So war wieder Stoff genug zu neuen Kriegen da, dem einzigen Geschäft, in welchem sich der Thätigkeitstrieb so kräftiger und so roher Menschen wirksam zeigen konnte.

Der Name Polen kommt erst im 10ten

Jahrhundert vor. Mjesko oder Mieceslav, den der oben erwähnte Ditmar von Merseburg einen Herzog der Polenier nennt, war der erste der slavischen Fürsten in dem Lande zwischen der Warthe und Weichsel, der sich taufen ließ (964 —992), und dem deutschen König zugleich den Lehnseid leistete. Aber diese Abhängigkeit konnte von Deutschland aus bey der großen Entfernung nicht wohl behauptet werden. Der tapfre Boleslav, von dem wir oben schon gehört haben, legte sich zu Anfang des 11ten Jahrhunderts den Königstitel bey, der aber noch lange nachher nicht anerkannt wurde. Das gemeine Volk finden wir schon damals in eben der harten Leibeigenschaft und dumpfen Erstarrung, wie in den neuesten Zeiten. Eben jener Ditmar sagt von demselben, es müsse Ochsenfutter und Eselsprügel bekommen, und ohne harte Strafen könne es gar nicht von den Fürsten regiert werden. Nach diesen Grundsätzen ward denn auch bey ihrer Bekehrung zum Christenthum verfahren. Wer in den Fasten Fleisch aß, dem wurden die Zähne in den Hals geschlagen, „denn, sagt Ditmar, das in diesen Ländern erst neuerlich bekannt gewordene göttliche Gesetz wird auf solche Art weit besser befestigt, als durch die von den Bischöfen aufgelegten Fasten.“

Die Päpste erlangten den Zutritt in Polen bey folgender Gelegenheit. Kasimir, Miecis-

laus II. Sohn, war bey einem Aufstande mit seiner Mutter nach Paris geflohen und Mönch geworden. Lange nachher riefen ihn die Polen wieder zurück, und wünschten sich ihn zum König. Aber das Mönchsgelübde konnte nur der Papst lösen. Benedict IX. (1045 — 49) erzeigte den Polen diese Gefälligkeit unter der Bedingung, daß jeder polnische Edelmann sich verpflichtete, eine jährliche Kopfsteuer an den römischen Stuhl zu zahlen, eine Tonsur wie die lateinischen Geistlichen anzunehmen, und an gewissen Festtagen besondere Kleider zu tragen. So geschickt wußte die päpstliche Schlauheit die Gelegenheiten zu nutzen.

Dritter Zeitraum.

Von Gregor VII. bis Innocenz III.

J. Chr. 1085 — 1216.

1.

Einleitung.

In dem vorigen Zeitraum haben wir den langen Kampf der geistlichen und weltlichen Macht in Europa zum Vortheil der erstern ausschlagen sehen. In dem nun folgenden erscheinen beide Gewalten gleichsam in der Schwebe, doch so, daß die geistliche sich immer noch zum Uebergewicht neigt. Papst Innocenz III. brachte endlich die päpstliche Gewalt auf die höchste Spitze, aber er war auch der letzte, und nach ihm haben die Umstände keinen wieder so begünstigt.

Dieser ganze Zeitraum, einer der anziehendsten in der Weltgeschichte, trägt die Spuren jener geistlichen Uebermacht. Der Geist der Zeit

ist aus Religiösem und Kriegerischem seltsam gemischt, die rohe Tapferkeit entlehnt von der Religion ein heiliges Gewand, und ein poetischer Geist webt durch die aufstrebende Menschheit. Die romantischen Erscheinungen des Ritterwesens, der Kreuzzüge, der provenzalischen Dichtkunst, der tiefgrübelnden Scholastik, und der geistlichen und weltlichen Orden fallen alle in dies merkwürdige Jahrhundert. Von allem wollen wir hier einiges ausheben.

2.

Das Ritterwesen.

Seit Sec. II.

Noch immer trieb der Mangel an anderer Beschäftigung die kühne, thatendurstige Jugend zu Jagd und Krieg hin, aber der letztere ward doch vorgezogen, weil er gesellschaftlicher und größer war. Bey dem Mangel an kräftiger Landespolizey und Gerechtigkeitspflege blieb auch in streitigen Fällen keine andere Zuflucht als Selbstrache oder Faustrecht übrig. Daher lebte im zehnten und elften Jahrhundert in Frankreich kein Edelmann, dessen Schloß (Burg) nicht eine kleine Festung war, meist auf steiler Felsenhöhe

erbaut, und mit Thürmen, Gräben und Zugbrücken verwahrt. Eine Gränzstreitigkeit oder eine Beleidigung führte sogleich einen kleinen Krieg herbey, die Burgen wurden belagert, berennt, die Unterthanen des feindlichen Edelmanns überfallen, ausgeplündert, weggeschleppt, seine Bundesgenossen angegriffen, die Fehde aber so lange fortgeführt, bis die Waffen einen entscheidenden Ausschlag gaben. Die Unsicherheit war so groß, daß der König Philipp I. von Frankreich nicht ohne eine starke Bedeckung wagen durfte, von Paris nach Estampes zu reisen, und Ackerbau und Handel wurden durch die ewigen Fehden so gestört, daß viele Menschen Hungers sterben mußten. Ja ein großer Theil des gemeinen Volks, das sich an die Kreuzfahrer anschloß, ergriff diese Gelegenheit, das Land zu verlassen, bloß darum, weil er sich in demselben nicht mehr ernähren konnte.

Vergebens hatten die Geistlichen, um dem Unheil des Befehdungswesens in etwas zu steuern, den sogenannten Gottesfrieden hervorgesucht. Man mußte auf stärkere Mittel sinnen. Die christlichen Spanier führten damals ihre unaufhörlichen Kämpfe mit den Saracenen (Arabern, Mauren), die noch den größten Theil des Landes inne hatten, mit besonderer Lebhaftigkeit. Dies gab den Geistlichen im südlichen Frankreich Anlaß, dem jungen Adel ihrer Provinz vorzu-

stellen, wie weit rühmlicher solche Kämpfe gegen auswärtige Feinde, und wieviel heiliger es sey, christlichen Brüdern gegen Ungläubige beizustehen als das Schwerdt gegen Landsleute und Nachbarn zu mißbrauchen. Den Reiz dieser Vorstellungen zu erhöhen, nahm man die im Gedächtniß der Provenzalen und Spanier noch nicht ausgestorbenen Sagen von Karls des Großen Zuge gegen die Araber zu Hülfe und verschönerte sie; Volkslieder erhoben die ritterlichen Thaten seiner Begleiter bis ins Uebertriebene, und die Sänger wußten nichts preiswürdigeres zu schildern, als die Verdienste eines Roland, Eckhart, und andrer Helden, die in die weite Welt gezogen, ungerechte Räuber und Ehrenschänder zu züchtigen, gefangene Christen zu befreien, Ungläubige zu tödten und beleidigte Frauen und Jungfrauen zu rächen. Die jungen Edelleute hörten dergleichen Erzählungen mit Entzücken an, und brannten vor Begierde, jenen Mustern ähnlich zu werden.

So entstand allmälig in Spanien und im südlichen Frankreich ein großer Orden, dessen Mitglieder sich Ritter nannten, und der sich nach Art der Mönchsverbrüderungen gewisse Gelübde auflegte, als die Waffen gegen die Ungläubigen zu führen, Unterdrückte zu vertheidigen, Wittwen und Waisen zu beschützen ꝛc. Wer in diese Gesellschaft aufgenommen seyn wollte, muß

te von gutem Adel und unbescholtenem Leumund seyn. In der Folge schätzten sichs selbst Könige und Kaiser zur Ehre, Ritter zu heißen. Kinder wurden schon sehr früh dazu vorbereitet.

Den Ritterdienst zu erlernen, ward der Edelknabe an eines fremden Ritters Hof geschickt, wo er als Page oder Bube aufwarten und die ersten Reiterkünste lernen mußte. Wuchs er heran, so hieß er Knappe, und wurde nun Bereiter, Stallknecht und Waffenträger seines Herrn. Er mußte ihn auf seinen Zügen begleiten, ihm das Streitroß nachführen, während der Schlacht hinter ihm warten, u. dgl.

Die Aufnahme in den Ritterstand selbst war eine feierliche Ceremonie. Sie geschah gewöhnlich an großen Höfen bey Hoffesten in einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Geistlichen und Edelfrauen. Wenn ein vornehmer Jüngling zum Ritter geschlagen werden sollte, so fanden sich dazu gewöhnlich viele andere Knappen ein, die alsdann von jenem sogleich wieder den Ritterschlag empfingen. Denn jeder, der selbst Ritter war, konnte einen edelbürtigen Knappen dazu machen. Der Ritterschlag bestand in einer dreimaligen Berührung mit dem flachen Schwerdte, wobey gewisse religiöse Formeln ausgesprochen wurden. Geschah die Handlung in einer Kirche, so wurde ein Hochamt vorher gehalten, und die Geistlichen

wurden großmüthig beschenkt. Ein Schmaus, oder ein Ball beschloß die Feier des Tages.

Oft schrieben auch die Geistlichen einem aufzunehmenden Knappen eine andächtige Vorbereitung durch Fasten, Gebet, Baden, Wachen und Allmosengeben vor. Jene schwärmerische Zeit liebte in allen Dingen diesen Anstrich der Heiligkeit, und prunkte gern mit hohen Schwüren und Gelübden.

Aermere Ritter begnügten sich mit weniger Ceremonien. Oft belohnte ein alter Held nach einer gewonnenen Schlacht unmittelbar auf der Wahlstatt eine Anzahl von Jünglingen, die sich tapfer gehalten hatten, mit dem Ritterschlage.

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert artete dieser Rittergeist auf eine seltsame Weise aus. Damals kamen aus Spanien und dem Morgenlande Gesänge her, von Rittern, die für die Ehre ihrer Geliebten wunderbare Heldenthaten unternommen, und die Aufträge zu den kühnsten Abentheuern von ihnen nicht bloß freudig angenommen, sondern auch glücklich ausgeführt hätten. Dies gab der sonderbaren Mischung des phantastischen Rittergeistes, aus Tapferkeit und Andacht, noch einen dritten seltsamen Zusatz, die Galanterie. Hatte sonst ein ehrlicher Kriegsmann kurz und gut um eine wackere Hausfrau geworben, so ging der schwärmerische Ritter jetzt bey der Sache poetisch zu

Werke. Das Fräulein, das er sich erwählte, mußte erst lange streng gegen ihn seyn, und ihn recht zärtlich schmachten lassen. Sie mußte ihm Abentheuer auflegen, damit er ihre Liebe erst durch Tapferkeit verdienen konnte, und selbst wer von seiner Geliebten noch nicht einmal anerkannt war, sondern nur noch im Stillen für sie seufzte, schlug sich doch für sie mit allen Läugnern ihrer Schönheit und Tugend auf Tod und Leben herum.

Wer aber die seinige laut nennen durfte, trug ihr Bildniß am Halse, führte beständig ein Zeichen ihrer Gunst, eine Leibbinde, einen Ring, oder eine Halskrause von ihrer Arbeit mit sich herum und ließ sich von ihr ein Losungswort (parole) geben, das er in allen Gefahren im Munde führte. Ging er zu öffentlichen Kampfspielen, so mußte sie ihm die Rüstung anlegen, ihm ein Andenken an sie mitgeben, und wenn es seyn konnte, auch bey dem Ritterspiel selbst zugegen seyn. Doch auch diese an sich sehr löbliche Achtung gegen das Geschlecht, dessen Würde die Griechen und Römer zu sehr verkannt hatten, artete bald in läppische Tändeley aus, wie folgende Beispiele zeigen mögen.

Einmal kam ein fremder Ritter nach Paris, dessen Arm und Fuß mit einer langen goldenen Kette geschlossen war. Er hatte seiner Geliebten gelobt, diese Fesseln fünf Jahre lang zu tragen,

wenn er bis dahin nicht von einem tapfrern Ritter überwunden würde. Er ließ die Sache durch einen Herold bekannt machen, und lud alle französische Ritter zum Kampfe mit sich ein. Viele stellten sich ein, unter andern der starke Ritter Saintré, der von seiner Dame den Auftrag dazu erhalten hatte. Dieser überwand ihn in jeder Art des Kampfes zu Pferde und zu Fuß, und lösete ihm dann seine Kette ab.

Von ganz anderer Art war die Bedingung, unter welcher ein französisches Fräulein einem Ritter Herz und Hand zu geben versprach. Er sollte ihr die Bildnisse von dreißig andern Schönen bringen, deren Ritter er überwunden hätte. Auch er zog von einer Hofstatt zur andern, forderte alle Ritter heraus, und setzte Bildniß gegen Bildniß ein. Binnen einem Jahre, sagt man, hatte er die verlangte Anzahl glücklich beisammen, und legte sie nebst den Namen der Schönen seiner Dame ehrerbietig zu Füßen.

Auch nach unserm Deutschland pflanzte sich dieser prunkende Rittergeist herüber. Als 1226 der Landgraf Ludwig von Thüringen einen Landtag zu Merseburg hielt, woselbst die angesehensten Ritter des Landes zusammenkamen, vermaß sich Herr Waltmann von Sattelstedt vollkommener Ritterschaft. Er hatte eine schöne Jungfrau mitgebracht, welche auf einem stattlichen Zelter paradirte, einen Sperber auf der Hand,

und neben sich einen schönen Jagdhund hatte. Der kühne Ritter forderte alle versammelte Edlen zum Lanzenspiel auf, versprach seinem Sieger Jungfrau, Roß, Hund und Sperber abzutreten, machte aber jedem, der ihn nicht besiegte, die Bedingung, seiner Schönen einen Ring zu schenken. Er mußte wohl seiner Sache gewiß seyn, denn am Abend hatte die Jungfrau alle Finger voller Ringe, und den Herrn von Sattelstedt hatte keiner zu überwinden vermocht.

Es gab endlich auch irrende Ritter, die daheim kein Gut hatten, und auf Abentheuer herumzogen, ihr Leben damit zu fristen. Sie forderten und erhielten in jeder Burg oder Herberge, auch wohl in den Klöstern, freies Nachtlager, verschmähten auch wohl hie und da einen Räuberstreich nicht. Ihre Mittagsatzung war oft ein im Walde geschossenes Kaninchen, das sie bloß ausdrückten, abhäuteten, und mit Salz bestreut roh verzehrten. Das hieß du chevreuil de presse, und wird in den alten französischen Ritterromanen die nourriture des heraux genannt.

Mit dem Ende des Mittelalters verlor sich auch das Ritterwesen; es wurde hauptsächlich durch die Einführung des Schießgewehrs verdrängt.

3.

Die Turniere.

So hießen bekanntlich die ritterlichen Kampfspiele des Mittelalters. Sie haben zur Erhaltung des kriegerischen Geistes nicht wenig beigetragen. Auch ihr Entstehen fällt ins elfte Jahrhundert; es ist aber zweifelhaft, ob damals schon die Sitte, einzeln gegen einander zu fechten, festgesetzt war, oder ob man nicht zuerst in ganzen Schaaren focht, um so einen Krieg im Kleinen vorzustellen. Das älteste bekannte Turnier, wo Mann gegen Mann focht, soll 1203 gehalten worden seyn.

Gewöhnlich veranstaltete man ein großes Turnier zur Ehre eines sehr festlichen Tages und machte es lange vorher bekannt. Da fanden sich denn aus der Ferne und Nähe eine Menge tapferer Ritter ein, prächtig geschmückt mit Sammet, Seide, Gold und feinem Pelzwerk, und vom Haupt bis zu den Füßen geharnischt. Auch die Pferde der Ritter waren fast ganz mit glänzendem Eisenblech überzogen. Nur Ritter von gutem Adel wurden zugelassen, und deshalb mußte sich jeder erst vorher bey den Kampfrichtern melden, und seine Turnierfähigkeit erweisen. Es gab eine Menge Turniergesetze, desgleichen viele Personen, die dazu da waren,

ren, die Ordnung zu erhalten, z. B. Turniervögte, Herolde, Wappenkönige, Grieswärtel (die die zu hart streitenden aus einander brachten) und Prügelknechte (die das Volk in Ruhe hielten).

Der Platz, auf dem das Spiel gehalten werden sollte, war mit Schranken umgeben. Auf Balkonen und Gerüsten saßen die Damen und vornehmen Zuschauer, rings umher stand das Volk. Die Paare der Fechter, die schon vorher entweder durchs Loos oder nach dem Range ausgesondert wurden, ritten unter kriegerischer Musik in einem pomphaften Aufzuge in die Schranken ein. Ein Herold rief die einzelnen Paare nun namentlich auf; außer wenn etwa ein unbekannter Ritter mit geschlossenem Visiere, der aber seinen Stand den Kampfrichtern anvertraut haben mußte, ausdrücklich unbekannt zu bleiben wünschte.

Das erste war das Lanzenstechen. Mit eingelegter Lanze im rechten Arme rannten die beiden Ritter auf ihren scharf angespornten Pferden gegen einander an, und suchten sich gegenseitig vom Pferde zu stoßen. Saßen sie beide fest, so zersplitterten oft die Lanzen an den Brustharnischen, zuweilen flogen auch beide zugleich aus dem Sattel, zuweilen ward einer, der Zügel und Steigbügel nicht loslassen wollte, mitsammt dem Pferde rücklings zur Erde geworfen. Dann focht man auch mit dem Schwerdte, zu Fuß und zu

Pferde. Hier konnten die Verwundungen nicht häufig seyn, weil der ganze Kämpfer mit Eisen bedeckt, und Stechen nicht erlaubt war. Zuletzt pflegte man wohl noch schaarenweise einige Angriffe zu thun, und wenn die Ritter abgetreten waren, hielten die Knappen noch zur Uebung ein sogenanntes Gesellenstechen.

Die Ritter, welche in allen Arten des Kampfs den Sieg davon getragen, erhielten nach dem Ausspruch der Richter aus den Händen der vornehmsten und schönsten Damen einen sogenannten Dank, etwa eine goldene Kette, ein Wehrgehenk, eine gestickte Leibbinde, ein Schwerdt, oder sonst ein kostbares Geschenk. Der Ritter, der damit geschmückt ward, hatte die Erlaubniß, der Dame, die sich so huldreich gegen ihn erwiesen, die Lippen zu küssen. Zuweilen gaben die Edelfrauen selbst die Geschenke aus ihrem Vermögen her. So brachten zu einem Turniere, welches die rheinische Ritterschaft 1290 nach Worms ausgeschrieben hatte, vier Fürstinnen selbst die Dänke mit. Den ersten, einen Kranz mit zwölf goldnen Ringen, 1200 Gulden am Werth, überreichte eine Gräfin von Montferrat einem Herzog von Böhmen; den zweiten, der auf 400 Gulden geschätzt ward, empfing Graf Ruprecht von Kärnthen aus den Händen einer Fürstin von Lothringen; der dritte und vierte ward zweien Rittern von Limpurg und Nußdorf

durch die Gräfinnen von Kleve und von Bitsch zu Theil. — Nach dem Turniere ging man zu Tische, und hier hatten die Sieger die Ehre, von den Damen entwaffnet und mit prächtigen Feierkleidern angethan zu werden, und neben den schönsten Frauen und Jungfrauen zu sitzen.

Nicht immer liefen diese Spiele so fröhlich ab. Mancher Ritter mußte mit zerbrochenen Rippen weggetragen werden. Im J. 1186 verlor ein englischer Prinz Gottfried in einem Turnier zu Paris das Leben. Auch ein Markgraf Johann von Brandenburg blieb 1269 todt auf dem Platze. Eben so erhielt 1175, 17. Nov. Konrad, Markgraf Dietrichs von Meißen Sohn, einen tödtlichen Lanzenstoß. König Heinrich II. von Frankreich ward 1559 in einem Turniere zu Paris durch die Lanze eines Grafen von Montgommery ins Auge gestochen und starb an der Wunde. Der Pfalzgraf Friedrich II. zerbrach das Rückgrat, als er rücklings vom Pferde gestürzt ward. Zuweilen mischte sich persönlicher Groll in das Spiel, und dann verwandelte sich Scherz in Ernst. So kamen im Jahre 1175 allein in Sachsen 16 Ritter in Turnieren um, und in einem einzigen Turniere zu Nuys in Niederlothringen blieben gar einmal 42 Ritter und eben so viele Knappen. Bey einem Turniere zu Darmstadt 1403 geriethen die Hessen und Franken so hart an einander, daß sie Troß allen

Bemühungen der Prügelknechte nicht aus einander gebracht werden konnten.

Auch bey diesen Turnieren offenbarte sich der phantastische Geist der Rittergalanterie und der Prunksucht in allen seinen Ausschweifungen. Mancher Kämpe ließ sich von seiner Gebieterin zum Zeichen seiner Sklaverey an einem Kettlein in die Schranken führen. Jeder trug ein Pfand der Liebe von seiner Schönen als Amulet an sich, und bat sich, wenn es im hitzigen Kampfe verloren ging, ein neues aus. In einem französischen Turniere mußten die anwesenden Damen ihre Paladine so oft durch neue Liebespfänder stärken, daß sie zuletzt fast ganz entblößt da saßen. Auf einem Turnier zu Beaucaire 1174 schenkte ein Graf von Toulouse einem Ritter hunderttausend Goldstücke, die dieser sogleich wieder an hundert andere Ritter austheilte. Bertrand Raibaux ließ das Feld, auf dem ein Turnier gehalten werden sollte, mit zwölf Paar Ochsen umpflügen, und 30,000 Silberstücke hineinsäen. Guillaume Gros de Martello ließ seine Tafel mit Gerichten besetzen, die bloß bey Wachskerzen und Fackeln gekocht worden waren, und ein Herr Ramnon de Venans glaubte sich dadurch zu verherrlichen, daß er dreißig prächtige Pferde vor den Augen der ganzen Versammlung verbrennen ließ.

Zum Schlusse verdienen hier noch die Wap-

pen Erwähnung, die auf Veranlassung der Turniere und der Ritterzüge entstanden sind. Da die Ritter durch ihre alles verhüllende Rüstung ganz unkenntlich geworden waren, so diente irgend ein symbolisches Zeichen, auf den Schild gemalt, ihren Knappen und Freunden zum Unterscheidungsmerkmal. Seitdem sind sie in den adligen Familien erblich geworden.

4.

Die Provenzalen.

(Seit Sec. II.)

Es konnte nicht fehlen, daß der allgemeine poetische Schwung jener Zeiten auch wirkliche Dichter weckte. Dies geschah zuerst in dem südlichen Frankreich, das sich überhaupt durch seine freiere Lehnsverfassung, größere Betriebsamkeit (besonders in den Handelsstädten Marseille, Arles, Toulon und Bourdeaux), feinere Sitten und gebildetere Sprache vor den Nordfranzosen auszeichnete. Wie jetzt der Rhein, so trennte damals die Loire zwey einander völlig unähnliche und sich gegenseitig verachtende Völker, von denen das eine des andern Sprache nicht ver-

stand *). Die südlichern Provinzen waren noch stolz auf ihre Abkunft von alten Römerkolonien, deren Spuren sie noch in Sprache, Sitten, Verfassung und mancher ehrwürdigen Ruine bewahrten, auch nannte man ihre Mundart noch romanisch. Von einem ihrer Bischöfe Aegidius hieß jener District bis zu einem unbestimmten Umfange provincia S. Aegidii, und daraus entstand im 9ten Jahrhundert der Name der Provence, der damals weit mehr als die später so genannte Landschaft in sich begriff. Herren dieses schönen Landes waren von 900 bis 1100 die Grafen von Arles. Aber 1100 erlosch der Mannsstamm dieses Geschlechts, und Dolce, die Tochter des letzten Grafen, Wilhelm, gab ihre Hand dem Grafen Raimond Berengar von Barcellona, dessen Bruder und Nachfolger, Raimond Berengar II. durch eine andere Heyrath 1137 auch das Königreich Aragonien gewann, wodurch das provenzalische Reich eins der achtbarsten in Europa wurde, und seine Sprache durch Spanien und Italien hin verbreitete.

Für den gebildetsten Hof hatte der provenzalische längst gegolten. An ihm konnte man nur durch das Talent geistreicher und in eine zierliche

*) Die Südfranzosen sagten oc statt oui, daher theilte man die beiden Sprachstämme in Frankreich in langue d'oc und langue d'oui.

Sprache gekleideter Unterhaltung gefallen. Die Ritter bereiteten sich zu jedem Besuch durch künstlich gesuchte Verse vor, und Dichtkunst und Musik waren die Würze jeder gesellschaftlichen Unterhaltung. Der Adel vertauschte auf eine Weile Schwerdt und Lanze mit der Feder, und ergötzte die Damen abwechselnd mit kriegerischen und poetischen Wettkämpfen. Die größte Zierde solcher Verse war der Reim, wahrscheinlich eine Erfindung der ausgearteten römischen Kunst (denn die Alten brauchten ihn bekanntlich nicht). Eine allgemeine Reimsucht ergriff den provenzalischen Adel. Alles reimte, auch Damen, Fürsten, Könige und Kaiser, und obgleich sich die Wuth auch über andere Länder verbreitete, so blieb doch vor allen die Provence so fruchtbar an Dichterköpfen, daß man sie in ihrer eigenen Sprache la boutiqua dels trobadours nannte.

Troubadours nämlich, oder Erfinder, war der eigentliche Name der provenzalischen Dichter. Die verschiedenen Arten ihrer Gesänge werden chants, chanterels, sonnets, syrventes (Satiren), tensons (Wechselgesänge), lais (Lieder), soulas (Schnurren), pastorellas rc. genannt. Von Dramen findet sich keine Spur. Auch der Roman, obwohl er von der provenzalischen Mundart den Namen führt, ward doch von den Provenzalen nicht vorzüglich bearbeitet. Desto mehr bildeten die Nordfranzosen diese Gattung aus,

und zwar ursprünglich und bis auf Philipp August (1180) in lateinischer Sprache, bis endlich unter diesem König auch die französische diejenige Bildsamkeit erhielt, die sie zu poetischen Vorträgen geschickt machte.

Um die Ehre der Erfindung des Romans streiten Spanien und Frankreich. Es war um die Zeit des Ausbruchs der Kreuzzüge, als mehrere fabelhafte Chroniken von Karl dem Großen in lateinischen Reimen zum Vorschein kamen, in welchen dieser Held wie ein ächter Ritter von einem Ende der Welt zum andern herumgeschickt, und sein Leben mit den wunderbarsten Abentheuern in Palästina und Spanien bereichert ward. Die berühmteste unter diesen romantischen Chroniken schrieb man einem Erzbischof Turpin zu; sie erhielt etwa um das Jahr 1110 allgemeines Ansehen. Aus ihr entlehnte Wilhelm von Monmouth, ein Benedictinermönch in Wales, um das Jahr 1138 den Stoff zu einem ähnlich gereimten lateinischen Heldenbuch, zu dessen Hauptperson er einen, der Geschichte ganz fremden, englischen König Arthur machte. Dieser hatte wie Turpins Karl überall einen Kreis von 12 tapfern Rittern um sich, von denen Roland, Merlin, Tristan, Lanzelot, Gawin, Kay, Perceval, Ogier, Guerin, Hûon, die bekanntesten sind. Seltsam ist es übrigens, daß sich in den persischen Mährchen, dergleichen man

schon zu Muhameds Zeiten eine große Menge hatte, eben diese zwölf Ritter finden, die einen berühmten persischen König Kalkhosrou überall hin begleiten, so daß vielleicht der ganze neuere Roman persischen Ursprungs und eine Frucht der ersten Kreuzzüge ist *).

Turpins Karl und Monmouths Arthur wurden nun seit 1165 nicht nur fleißig ins Französische übersetzt, sondern auch zu einer Menge neuer Romane als Quellen benutzt. Um das Jahr 1130 soll auch schon ein Ritter Bechada aus den Thaten Gottfrieds von Bouillon ein Heldengedicht in französischen Versen gedichtet haben. Sehr berühmt sind auch der Amadis von Gallien, um den sich Spanier und Fran=

*) Die ritterliche Galanterie war den jungen Arabern nicht minder als den Occidentalen eigen. Die Gunst der schönsten Frauen war auch bey ihnen der Preis der männlichsten Tapferkeit. Romantische Erzählungen und Mährchen waren nicht nur ihre liebsten gesellschaftlichen Unterhaltungen, es waren sogar in manchen arabischen Krankenhäusern eigene Erzähler angestellt, um die Genesungen durch Gemüthserheiterung zu befördern. Von Muhamed findet sich die merkwürdige Anekdote, er habe, da einmal ein Kaufmann, Nasser, neue Erzählungen aus Persien nach Arabien gebracht, von diesen so viel Nachtheil für seine eigenen Dichtungen im Koran befürchtet, daß er sie als Gott und dem Propheten mißfällig verboten habe.

zosen streiten *), und der Roman von der Rose, der als der erste französische Originalroman angegeben wird, unter Philipp August zuerst erschien, und viele Fortsetzungen erhalten hat. Zuletzt nahm man gar die alten griechischen Helden zu Hülfe, schmolz den Curtius und Virgil zu gereimten Ritterbüchern um, und schmückte den großen Alexander und die trojanischen Helden mit allen Zierden neuerer christlicher Ritterschaft. Auch die Feen bekamen allmälig eine Stelle in den französischen fabliaux. Sie sind den Peri'n in den arabischen Mährchen nachgebildet, himmlischen Genien, die die eingeschlossenen Schönen im Harem mitleidsvoll umschweben, und ihnen die Qualen der Sklaverey durch ihren unsichtbaren Umgang versüßen. Die Phantasie der französischen Ritter schuf diese holden Wesen zu weiblichen Schicksalsgöttinnen (fate) um.

Alle diese Gedichte waren für die öffentliche Absingung zur Harfe bestimmt. Das übernahm entweder der Verfasser selbst, oder solche Ritter, die sich durch die Gabe der Darstellung auszeichneten. Diese scheinen ausschließlich den Namen Jongleurs (joculatores), vielleicht auch me-

*) Nach den Behauptungen der erstern soll ihn der Portugiese Vasco Lobeira um das Jahr 1300 verfertigt haben.

nêtriers (ministeriales) geführt zu haben. Die Dichter selber hießen in Südfrankreich Troubadours, in Nordfrankreich Trouveres, in England Minstrels. In einer Kunst, die der Zeitgeschmack so sehr begünstigte, mußte gewiß durch den allgemeinen Wetteifer viel vorzügliches geleistet werden. Kaum ehrte an den Höfen der Könige und in den Zirkeln der Frauen Rittertugend so sehr, als die Gabe des Gesanges. Ludwig dem VII. und dem tapfern Richard Löwenherz mußten Dichter ins gelobte Land folgen, um die Muße der Helden im Lager durch ihre Gesänge zu erheitern. Auch der Graf von Barcellona Raimund Berengar III. hatte, als er den Kaiser Friedrich I. im Jahre 1162 zu Turin besuchte, um sich von ihm mit der Provence belehnen zu lassen, (so weit reichte damals die Macht des deutschen Kaisers), eine Menge provenzalischer Dichter in seinem Gefolge, deren liebliche Gesänge sogar den Kaiser selbst zu einem gereimten Compliment in provenzalischer Sprache begeistert haben sollen *). Für einen neuen Gesang wurden Dichter aus den Händen der Frauen

*) Plas my (mir gefällt) Cavallier Francés,
E la donna Catellana,
E l'onrar del Gynoés,
E la cour de Kastellana,
Lou Kantar Provensallés,
E la dansa Triuyzana,

schöne Geschenke, ein Kleid, ein Waffenstück, ein Pferd, eine goldene Blume, oder ein anderes Denkmal von Werth geschenkt.

Die große Ausbreitung des provenzalischen Gesanges hatte sogar einen Einfluß auf die Sprachen der Nachbarsländer. Das Spanische und Italiänische haben sich aus dem Provenzalischen ungemein bereichert, und die ersten Dichter in jenen beiden Sprachen sind Schüler der Provenzalen gewesen. Vor dem Jahre 1300 sind Gedichte in italiänischer Sprache völlig unerwiesen. Der erste sichere kastilische Dichter ist König Alfons X., der Weise. In Katalonien blühte der Gesang der provenzalischen Troubadours von 1160 bis 1479, wo durch die Vereinigung der Reiche Aragonien und Castilien die Sprache des letztern herrschend wurde.

Verwandt mit den dichterischen Spielen dieser Provenzalen sind die berühmten Liebeshöfe (cortes d'amore), in deren Sitzungen eine Menge sinnreicher Fragen über alle denkbare Verhältnisse und Streitfälle der Liebe aufgeworfen und entschieden wurden, welches dem französischen Witze zu allerley drolligen Einfällen und Erörterungen Anlaß gab, und in der That eine geist=

E lou Corps Aragonnés,
E la Perla Julliena,
Las Mans, e Kara d'Anglés,
E lou Donzel de Thuscana,

volle Unterhaltung gewährte. Die Damen hätten in diesen Gerichtshöfen, wie billig, den Vorsitz; es gab dabey Präsidenten, Räthe und Beisitzer, und besonders anziehende Rechtsfälle und Entscheidungen wurden in dem Archiv der corte d'amore aufbewahrt.

Als endlich die provenzalische Gesangeskunst im 14ten Jahrhundert auszuarten drohte, wollte die Stadt Toulouse, die bisher so fruchtbar für dieselbe gewesen war, sie zusammenhalten und veredeln, und errichtete in dieser Absicht 1324 die sogenannte Academie des jeux floraux, in deren Sitzungen, die jährlich zweimal, am 1. und 3. May, im großen Rathhaussaale gehalten wurden, dem besten Gedicht ein goldenes Veilchen als Preis zuerkannt ward. Diesem Beispiele folgte späterhin der König von Aragonien Johann I. Er schickte 1388, wie in einer wichtigen Reichsangelegenheit, eine außerordentliche Gesandtschaft an König Karl VI. in Frankreich, und erbat sich einige Dichter aus Toulouse, um in Barcelona ein ähnliches Institut anlegen zu können, wofür er ihnen die anständigsten Belohnungen zusicherte. Sie kamen, und richteten nach seinen Wünschen ein Consistorio de la gaya sciencia ein, das sich monatlich versammelte, eine poetische Bibliothek anlegte, und bestimmte Gesetze, Privilegien und Einkünfte erhielt.

Dennoch erlosch allmälig die schöne Kunst, nach einer Blüte von beinahe 300 Jahren, erschöpft an Stoff und an Behandlungsarten. Die Ritter überließen nun das Dichten dem gemeinen Haufen, und so sank der edelste Zeitvertreib der Höfe zur Bänkelsängerey vor dem Pöbel herab. Die letzten Troubadours und Minstrels sind elende Gaukler und Zoterreißer gewesen.

In der großen Pariser Bibliothek und gewiß auch in mancher andern liegen noch zahllose Handschriften von provenzalischen Dichtern undurchsucht. Vieles hat der Fleiß französischer Gelehrten schon zu Tage gefördert. Von 140 Troubadours ist uns der Geburtsort bekannt, und von 110 wissen wir nähere Lebensumstände. Der älteste der noch vorhandenen ist Wilhelm Graf von Poitiers und Herzog von Aquitanien, geb. 1071, † 1126. Er beschrieb unter andern in Versen die Abentheuer seines Kreuzzugs, von welchem er im Jahr 1102 nach Hause gekommen war.

5.

Neue Mönchsorden.

(Sec. 10 und 11.)

Da beides, die Meinung und die Noth der Zeiten die Klöster immer mehr füllte, so waren einige strenge Aebte, vorzüglich in Frankreich, darauf bedacht, der alten Regel des heiligen Benedict zweckmäßige Zusätze zu geben; und daraus entstanden dann mehrere neue Ordensnamen, davon wir hier nur folgende bemerken wollen:

1. Der Cluniacenserorden, von dem Kloster Clugny in Burgund, dem ein Abt Odo schon im zehnten Jahrhundert eine neue Vorschrift gab; die von vielen andern Klöstern angenommen wurde.

2. Der Karthäuserorden, von einer Sündenbüßungsanstalt zu Chartreuse, einer rauhen Gegend bey Grenoble. Ein Chorherr aus Rheims, Namens Bruno, der gelehrteste und angesehenste Theologe seiner Zeit, legte hier 1084 ein Kloster an, dessen Mönche er zu einem äußerst strengen Leben, zum Stillschweigen, immerwährenden Andachtsübungen, langem Fasten und scharfen Geißelungen verdammte. Denn damit hoffte man den bösen Trieb aus dem Fleische zu verbannen, und Vergebung seiner Sün-

den bey Gott zu erlangen. Auch dieses Ordens Vorschrift ward in vielen andern Klöstern nachgeahmt, hat aber wegen ihrer Strenge nie einen sehr ausgebreiteten Beifall erhalten, und besonders wenigen Eingang in Nonnenklöstern gefunden.

3. Der Cistercienserorden, gestiftet den 21. März 1098. Ein Abt, Namens Robert, legte zu Citeaux (Cistercium), einer Wüsteney bey Dijon, eine Pflanzschule von jungen Klosterbrüdern an, die beinahe in einen noch größern Ruf der Heiligkeit kam, als der Orden von Clúgny. Von ihren grauen Kutten hießen diese Mönche graue Brüder, und ihre Klöster graue Klöster.

4. Der Orden von Fontevrauld, ebenfalls von einer waldigten Gegend dieses Namens unweit Tours so genannt, wo ein andrer Robert, von Arbrissellés, 1106, nachdem er durch seine Predigten eine Menge Sünder beiderley Geschlechts, besonders liederliche Weibspersonen (denn er predigte sogar in dergleichen Häusern) bekehrt hatte, das erste Kloster dieses Ordens anlegte. Das Eigene desselben war, daß eine Aebtissin das Oberhaupt war, und daß Mönche und Nonnen in einem Kloster wohnten. Dennoch hat sich dieser Orden nicht sehr vermehrt.

4. Der Prämonstratenserorden, von Prémontrée, einer Gegend bey Laon in Isle de

Fran=

France, wo ein niederrheinischer Edler, Norbert, nachheriger Erzbischof von Magdeburg, 1127 ein Kloster anlegte, dessen Regeln in vielen andern Klöstern nachgeahmt wurden, die sich nun auch Prämonstratenserklöster nannten.

Alle diese Mönchsorden verpflichteten sich zu einer immerwährenden Armuth, zur Keuschheit und zum Gehorsam, aber der fromme Glaube drang ihnen Güter und Vermächtnisse wider ihren Willen auf. Besonders die Cluniacenser, Cistercienser und Prämonstratenser sammelten ungeheure Reichthümer ein, von denen ein großer Theil nach Rom floß. Die Mönche überhoben sich bald ihrer Heiligkeit gegen die Bischöfe und Priester, welche bey den Stadtkirchen angestellt waren, und daher hat zwischen diesen sogenannten Weltgeistlichen und den Ordensgeistlichen nie ein gutes Vernehmen geherrscht.

Man ist gewohnt, von den Mönchen als von einem Heer unverschämter Tagediebe und schlauer Betrüger zu sprechen, und die vielen Klöster als die stillen Wohnsitze aller Laster zu verabscheuen. In diesen Urtheilen hallt eigentlich noch immer das Geschrey der ersten Reformatoren wieder, die freilich zu einer Zeit lebten, wo das Mönchswesen schon sehr ausgeartet war. Denn das ist der Gang der Weltgeschichte, daß auch die beste neue Verfassung einer Menschengesellschaft schon bey ihrem Entstehen einen fau=

len Stoff in sich trägt, der anfangs unbemerkt, allmälig aber immer sichtbarer um sich greift, und zuletzt das Ganze zerstört. In ihrer Blütenzeit waren die Klöster die Zufluchtsörter der verfolgten Unschuld, die Beschirmer der Schwachen, die Ernährer der Armuth, die Erhalter und Fortpflanzer der literarischen Trümmer des Alterthums, die Beruhigungsörter so manches beängstigten Gewissens, und die Vorbilder heldenmüthiger Entsagung und wohlthätiger Frömmigkeit. In ihnen allein waren die Gelehrten und Denker jener Zeit, und auch wohl die edelsten Menschen zu finden, nur daß von ihnen, eben weil sie im Verborgenen lebten, wenig bekannt geworden ist.

Wahrhaft rührend für den, der sich in den Geist jener Zeiten versetzen kann, erscheint der Beruf dieser der Welt abgestorbenen Menschen, für ihre draußen handelnden und sündigenden Brüder zu beten. Odilo, ein frommer Abt zu Clügny am Ende des 11ten Jahrhunderts, setzte sogar einen eigenen Tag im Jahre zu Gebeten für die Erlösung aller abgeschiedenen Seelen aus dem Fegefeuer fest. Eine so menschenfreundliche Bekümmerniß selbst um die Verstorbenen, rührte alle, die davon hörten, und des Stifters anfänglich gewiß uneigennütziger Gedanke ward nicht nur in der Folge die Quelle großer Erwerbungen für sein Kloster, sondern das Beispiel

ward auch von andern frommen Aebten nachgeahmt, und der Tag aller Seelen zuletzt vom Papste förmlich zu einem Fest erhoben, als welches er noch jetzt im Kalender unter dem 2. Nov. verzeichnet ist.

6.

Cardinäle und Legaten.

(Sec. II.)

Der einzige Ort in der damaligen Christenheit, wo die Religion nur Maske der Politik war, und wo vielleicht über den felsenfesten Glauben der Völker im Stillen gelacht wurde, war der Stuhl des heiligen Petrus zu Rom. Bey ihm sehen wir ein rein politisches Verfahren, wie denn auch sein Zweck ein rein politischer war. Der Papst würde aller der so gehässig erscheinenden Bemühungen, die christlichen Staaten so habsüchtig zu besteuern, überhoben gewesen seyn, wenn er nicht zur Behauptung seines Ansehens gegen die weltlichen, besonders italiänischen Fürsten großer Mittel bedurft hätte. Daß aber seine politischen Verhältnisse als weltliche Macht ihn nöthigten, seine anfänglich hohe Würde als geistlicher Regierer der gesammten Christenheit durch

weltliche Bestrebungen zu beflecken, das gehört wieder zu dem Faulstoff, von dem wir vorhin gesprochen haben, und der auch nach allmäligem Ueberhandnehmen zuletzt den Untergang der Papstherrschaft herbeigeführt hat.

Jetzt, da die Sache einmal diese Wendung genommen hatte, mußte sie auch auf dem eingeschlagenen Wege durchgeführt werden. Die Päpste mußten alles anwenden, ihre weltliche Macht auf den höchsten Gipfel zu bringen. Zwey Institute haben dazu als Werkzeuge mitgewirkt, die Cardinäle und die Legaten. Von beiden muß daher einiges hier gesagt werden.

Die sieben Hauptkirchen im römischen Gebiet hießen Cardinalskirchen, und die an denselben stehenden Priester Cardinalbischöfe, Cardinalpresbyter und Cardinaldiakonen.

Bisher waren die Päpste von den römischen Geistlichen und vom Volke gewählt, und von denen Kaisern, die auf ihre Rechte hielten, bestätigt worden. Dabey hatten sich viele Unordnungen eingeschlichen: Bestechungen und Factionen waren unvermeidlich. Daher verordnete Papst Nicolaus II. auf einer Kirchenversammlung zu Rom 1059, daß, um Simonie zu verhüten, in Zukunft die Papstwahl von den Cardinalbischöfen zuvor berathschlagt, sodann mit Zuziehung der übrigen Cardinalgeistlichen und des Volks zu Stande gebracht, der Gewählte aber

von den Cardinalbischöfen eingeweiht werden solle, wozu der Kaiser „gewiß seine Einwilligung geben werde, falls die Päpste für ihre Person jedesmal darum ansuchen würden.“ Seit dieser Verordnung nun geschah die Papstwahl von den sieben Cardinalbischöfen und 28 Cardinalpresbytern. Im zwölften Jahrhundert nahm man noch die Cardinaldiakonen dazu, bis endlich spät im sechzehnten Jahrhundert durch Sixtus V. die Zahl der Wählenden, die nun durchweg Cardinäle genannt wurden, auf siebzig beschränkt ward.

Die Cardinäle hatten den Rang über den Fürsten und selbst über den Gesandten der Könige. Noch jetzt besorgen sie die Regierungsgeschäfte des päpstlichen Stuhls, und der Papst bestätigt nur ihre Dekrete. Ihre Kleidung ist ein rother Hut, und ein langer Scharlachmantel. Ihre Einkünfte ziehen sie aus reichen Pfründen, theils auch aus Familiengütern.

Von päpstlichen Legaten findet sich schon im zehnten Jahrhundert eine Spur. Die Päpste nahmen sichs nämlich heraus, Gesandte an die Höfe herumzuschicken, die auf den christlichen Wandel der Fürsten und der Völker ihr Augenmerk richten sollten. Diese Menschen, zu denen die schlausten Köpfe ausgesucht wurden, mischten sich in alle Regierungssachen, ja in die Familienhändel der Fürsten, drängten sich überall als

Vermittler, Friedensstifter, Kundschafter, Aufhetzer und Kabalenmacher ein, vertraten bey Volksversammlungen und Concilien die Stelle des Papstes, salbten sogar Könige, und sorgten auf alle Weise dafür, daß bey keinem Regenten das Andenken an die Obermacht des Papstes in Vergessenheit geriethe. Sie machten päpstliche Bullen (Edicte) bekannt, die bald neue Kirchenverordnungen, bald eine Geldsteuer für die Kirche, bald eine Bannerklärung gegen einen ungehorsamen Fürsten enthielten, und konnten mit Strenge verfahren, weil sie nicht nur die ganze Geistlichkeit, sondern auch das Volk, das sie für unverletzlich hielt, auf ihrer Seite hatten. Am lästigsten waren ihre Besuche den Bischöfen und Klöstern, weil sie sich nicht bloß das vornehme Ansehen strenger Untersucher gaben, sondern oft auch, wenn der Papst Geld brauchte, Steuern auflegten. Um dieser Aufsicht überhoben zu seyn, ließen sich viele Klöster von derselben lossprechen, und zahlten jährlich ansehnliche Freiheitsgebühren nach Rom: ja die Erzbischöfe fanden ihren Vortheil dabey, selbst das Amt beständiger Vicare zu übernehmen: neue Erwerbsquellen, aus denen dem römischen Stuhle große Reichthümer aus allen Ländern zuflossen.

7.

Kaiser Heinrich V.

(1104 — 1125.)

Nach Gregors VII. Tode (1085) wählte dessen Partey unter Begünstigung der Mathilde und der Normänner den Abt Desiderius von Monte Cassino, der den Namen Victor III. annahm, aber schon 1088 starb. Ihm folgte Urban II., ein Franzose von Geburt, vorher Gregors Legat in Deutschland und dessen eifriger Schüler. Sein Erstes war, daß er den Bann gegen Heinrich IV. erneuerte und dessen Papst Clemens III. gleichfalls excommunicirte. Hierauf suchte er des Kaisers Vasallen in Deutschland selbst gegen ihr Oberhaupt zu bewaffnen, und bewegte zu dem Ende die Gräfin Mathilde zu einer Heyrath mit dem Sohn des Herzogs von Baiern, dem jüngern Welf, um dies Haus dem päpstlichen Hofe auf das engste zu verbinden. Schon Gregor hatte von diesem Welf den Ausdruck gebraucht, er wolle ihn auf den Schooß des heiligen Petrus setzen. Allein als nachher Mathilde ihre Güter dem römischen Stuhl und nicht ihm vermachte, trennte er sich wieder von ihr, und wurde Heinrichs IV. wärmster Anhänger.

Wir übergehen die neue Unzufriedenheit der

Fürsten mit diesem unglücklichen Kaiser, und wie ihn endlich sein beliebterer Sohn Heinrich V. zu Ingelheim selbst gezwungen, der Krone zu entsagen, und die Reichskleinodien auszuliefern. Dieser Sohn verband mit seines Vaters Tapferkeit und Großmuth *) noch einen besondern Nachdruck, durch den er seine Regierung gefürchtet und geehrt machte. Er zwang die Polen, zur Zinspflichtigkeit zurückzukehren, unterdrückte die Empörung eines Pfalzgrafen, und unternahm dann einen Römerzug mit einem solchen Gefolge, als noch kein Kaiser vor ihm mit nach Italien genommen hatte. Die Städte der Lombardey empfingen ihn als ihren König mit Achtung und Freudensbezeigungen. Auf den sogenannt Roncalischen Feldern bey Mailand hielt er den gewöhnlichen Reichstag. Selbst die berühmte Mathilde schwur ihm durch Gesandte den Eid der Treue. In Florenz ward das Weihnachtsfest gehalten. Sodann ging der Zug nach Rom. Hier

*) Großmuth, Milde und Tapferkeit, bey schönem, ritterlichem Anstand und einem königlichen Wuchse, rühmen dem unglücklichen Heinrich IV. selbst seine Gegner nach. Er verzieh seinen Feinden auf die erste Bitte, that vielen Armen Gutes, und ließ sie sogar an seiner Tafel speisen. Als man ihm in Merseburg rieth, seinen dort begrabenen Feind Rudolf ausgraben zu lassen, verbot er dies mit dem Zusatze, er wünsche allen seinen Feinden ein so prächtiges Begräbniß.

wollte Heinrich den langen Streit über das Investiturrecht ein: für allemal mit dem Papst abmachen. Dies verursachte lebhafte Streitigkeiten. Paschalis II. verweigerte die Kaiserkrönung, ehe man ihm nicht in dieser Sache nachgegeben. Allein einer der anwesenden Deutschen sagte ihm und seinen Cardinälen ins Gesicht: „Was brauchts vielen Redens? Unser Herr, der Kaiser, will gekrönt seyn, wie ehemals Karl der Große, Ludwig und die übrigen Kaiser sind gekrönt worden.“ Und als der Papst noch immer widersprach, ließ Heinrich ihn sammt den Kardinälen auf der Stelle gefangen nehmen. Hierüber entstand ein Aufruhr in der Stadt, die Deutschen hieben ein, und der Papst gab endlich nach. Der Vertrag ward ganz nach Heinrichs Wünschen eingerichtet, unterschrieben und beschworen, die Krönung vollzogen, und Heinrich kehrte sehr vergnügt nach Deutschland zurück.

Allein Paschalis II. ward von seiner aufgebrachten Geistlichkeit genöthigt, den ganzen Vertrag als erzwungen zu widerrufen. Die deutschen Bischöfe standen ihm darin bey, denn die von den Legaten stets gepredigten Ideen von Kirchenfreiheit gefielen ihnen, und als Heinrich V. gar den unruhigen Erzbischof Adalbert von Mainz gefangen nahm, entstand eine allgemeine Unzufriedenheit. Da der Papst hatte versprechen müssen, ihn nicht zu excommuniciren, so thaten

es an seiner Stelle mehrere Bischöfe, sogar der französische Erzbischof Guido von Vienne. Nach Beilegung einiger Streitigkeiten in Deutschland ging Heinrich 1118 noch einmal nach Italien. Der Papst entfloh nach Benevent, und starb noch in demselben Jahre. An seine Stelle erwählten die Römer Gelasius II. Heinrich war schon wieder in Turin, als er die Nachricht davon erhielt. Er kehrte noch einmal nach Rom zurück, und auch Gelasius entfloh. Der Kaiser versprach, ihn anzuerkennen, wenn er den mit Paschalis geschlossenen Vertrag genehmigen wolle. Da aber Gelasius die Sache auf ein allgemeines Concil verschob, und auch die Römer mit ihm unzufrieden waren, so ward in Gegenwart und mit Genehmigung des Kaisers ein anderer Papst, Gregor VIII., gewählt. Als aber Gelasius schon 1119 in Frankreich starb, wählte seine Partey den oben genannten Guido von Vienne unter dem Namen Calixtus II. zum Gegenpapst, und dieser behauptete sich nicht nur bis an seinen Tod (1124), sondern schloß auch endlich mit Heinrich V. den lange ersehnten Frieden ab (1122). Man verglich sich nämlich nach langem Gezänk und nach abermaliger Excommunication Heinrichs V. dahin, daß der Kaiser auf die Investitur der Bischöfe mit Ring und Stab Verzicht thun, dagegen aber die Erwählten mit den Regalien durch

den Scepter belehnen solle, wofür ihm dieselben die schuldigen Dienste leisten sollten.

Diese Streitigkeiten Heinrichs V. und seines Vaters haben dem Ansehen der kaiserlichen Würde im deutschen Reiche viel Schaden gebracht. Die Widersetzlichkeit der hohen Geistlichen steckte auch die weltlichen Fürsten an. Seitdem die Erblichkeit der Lehen gar keinem Zweifel unterworfen war, und jeder Fürst das seinige als ein bleibendes Familieneigenthum betrachtete, glaubte man des Kaisers gar nicht mehr nöthig zu haben, und fand es sehr beschwerlich, ihm zu jedem Aufgebot, besonders weit ins Ausland hin, mit Roß und Mann zu Dienste zu stehen. Außerdem hatten die beiden letzten Kaiser ihre Kammergüter durch Schenkungen aus Noth so sehr zersplittert, daß sie ihnen kaum noch einen anständigen Unterhalt gewährten. Der Sinn für das Ganze, und die Idee, daß jeder Deutsche zuerst für des Kaisers Ehre und des deutschen Reichs Oberherrlichkeit in Europa streiten, leben und sterben müsse, erstarb allmälig, jeder Fürst dachte nur an sich, fröhnte seinen Privatleidenschaften, suchte wohl gar aus Neid des Kaisers Ansehen absichtlich zu verkleinern, und so sank allmälig der alte Ruhm des deutschen Namens, den keine Tugend, keine Wissenschaft, keine Tapferkeit der Einzelnen herzustellen vermocht hat,

seitdem der völkererhaltende Schutzgeist Einheit von uns gewichen ist.

8.

Peter von Amiens.

(1095.)

In Frankreich herrschte, wie wir wissen, derselbe Geist der Unabhängigkeit, und König Philipp I. (1060 — 1106) galt noch viel weniger in seinem Reiche, als der Kaiser in Deutschland. Allein eine seltsame Begebenheit war bestimmt, den fast erloschenen Gemeingeist auf eine wunderbare Weise hier wieder anzufachen. Dies waren die berühmten Kreuzzüge.

Schon seitdem Konstantins des Großen Mutter, die heilige Helena, eine Wallfahrt nach Jerusalem gemacht hatte, war es zur herrschenden Meinung der Christen geworden, eine Reise in jenes heilige Land und ein frommes Gebet an der Stätte, wo einst der Heiland gelitten, mache von allen Sünden rein und sey ein Hauptmittel zur Seligkeit. Immer war daher das heilige Grab (nicht das alte, ächte, sondern ein späteres, welches Helena hatte aufbauen lassen, und welches jetzt noch steht) von Pilgern erfüllt,

welche oft mehr als hundert Meilen weit herbeigekommen waren. Die Araber, seit dem siebenten Jahrhundert die Beherrscher dieser Länder, störten diese Andachtsübungen nicht, ließen den Erzbischof und die christliche Gemeine zu Jerusalem ungekränkt, und fanden bey den häufigen Besuchen fremder Pilger sogar ihren Vortheil. Karl der Große schloß überdies ein Freundschaftsbündniß mit dem damaligen Oberhaupte jener Araber, und bat ihn, die christlichen Besucher auf alle Weise zu schützen. Seitdem sah man Pilger in Menge, bald einzeln, bald in Schaaren nach Palästina wandern, unter ihnen oft vornehme Herren, geistlichen und weltlichen Standes, die wohl nicht der gemeine Beweggrund des unaufgeklärten Pöbels trieb. Wahre, innige Liebe zu dem Gekreuzigten, und ein gefühlvolles Lesen seiner traurigen Leidensgeschichte konnte in edeln Herzen wohl leicht das Verlangen entzünden, die heilige Erde zu betreten, auf der sein göttlicher Fuß einst wandelte, und ihre innige Verehrung in heißen Thränen auf dem Kreuzeshügel auszuschütten, auf dem er einst sein Blut für die Menschheit vergossen hatte. Solcher frommen Gesinnungen voll traten unter andern 1064 der Erzbischof Siegfried von Mainz und die Bischöfe Günther von Bamberg, Otto von Regensburg und Wilhelm von Utrecht eine Pilgerreise nach Jerusalem an, standen viele Ge-

fahren aus, und sahen nicht alle ihr Vaterland wieder.

Im Jahre 1076 kamen die Pilger mit großer Wehklage in die Abendländer zurück: es sey ein entsetzlicher Krieg im Orient ausgebrochen, die Araber seyen aus Palästina vertrieben, und ein barbarisches Volk von türkischer Abkunft, die Seldschucken, hätten die Heiligthümer inne, mißhandelten die Christen, beschimpften die geweihten Oerter, und duldeten die Andachten der gläubigen Pilger nicht mehr. Diese Klagen gingen vielen frommen Männern im Abendlande zu Herzen, und weckten den schwärmerischen Wunsch, in Heeresmasse hinzuziehen, und das heilige Land den Ungläubigen mit dem Schwerdte zu entreißen.

Damals hatte Gregor VII. große Plane im Sinne, die abgefallene griechische Kirche mit der römischen zu vereinigen, und da ihn gerade jetzt der griechische Kaiser um Hülfe gegen die Seldschucken bat, so benutzte er diese Schwäche des griechischen Hofes und diese Stimmung der abendländischen Völker, und forderte die Könige von Frankreich und Deutschland zu einem Feldzuge gegen die Ungläubigen auf, den er in Person mitmachen wollte. Aber seine Händel mit Heinrich, die bald darauf ausbrachen, ließen ihm keine Zeit mehr, an diesen Plan zu denken, und sein Tod (1085) vereitelte denselben völlig.

Da erschien ein sonderbarer Mann, Peter genannt, aus der Stadt Amiens, der ehedem aus Gewissenstrieb die Welt verlassen, das Einsiedlerleben gewählt, und auch eine Wallfahrt nach Palästina unternommen hatte; ein Feuerkopf, den das Schicksal der Christen in Palästina zu einem glühenden Enthusiasmus entflammte, seinen Heiland zu rächen, und der sich stark genug fühlte, das große Werk allein zu unternehmen. Er kam nach Rom, überreichte dem Papste Urban II., Gregors zweitem Nachfolger, Bittschriften von dem bedrängten Patriarchen von Jerusalem, und machte ihm ein rührendes Gemälde von der Lage der Christen und dem Schicksale der Pilger in Palästina; ja er zeigte einen vom Himmel gefallnen Brief vor, versicherte auch, Christus sey ihm im Traum erschienen, und habe ihm befohlen, die ganze Welt zur Befreiung des heiligen Grabes aufzubieten.

Urban II. hatte die Plane Gregors noch nicht vergessen, und dieser Schwärmer zeigte ihm ein nahes Mittel, sie in Erfüllung zu bringen. Welch eine Erleichterung für das ganze geistliche Reich, wenn es gelänge, sich aller weltlichen Fürsten, Ritter und Reisigen auf Jahre zu entledigen und Millionen streitbarer Männer aus Europa zu schicken. Und wirklich, es gelang; eine zweite Völkerwanderung geschah; aus Deutschland und Frankreich, aus Spanien und England,

aus Italien und dem kalten Norden, zogen Kriegsheere auf Kriegsheere nach Asien, und Europa verlor durch diese Züge binnen 200 Jahren gegen sieben Millionen Menschen.

Peter von Amiens ward nun vom Papste durch Italien und Frankreich gesandt, den an ihn ergangenen Ruf des Heilands von Stadt zu Stadt zu verkündigen, und so die Gemüther auf das vorzubereiten, was Urban selbst zu vollenden entschlossen war. Der Ruf von dem heiligen Pilgersmanne ging weit vor ihm her, und überall, wo er selbst erschien, ward er als ein Bote Gottes betrachtet. Sein Aeußeres bestärkte den Eindruck, den seine Predigten machten. Abgezehrt von Hunger und Durst und langen Strapazen, barfuß und mit entblößtem Scheitel, in Bettlerslumpen gekleidet, einen Strick um die Lenden und in der Hand ein Crucifix, saß er auf einem Thiere, das solches Ritters würdig war, auf einem magern Esel. Nur seine Stimme und der Feuerblick seiner tiefliegenden Augen verrieth den außerordentlichen Mann; sein Eifer für die Religion und sein strenges Leben flößten Bewunderung und Ehrfurcht ein. Er predigte in Kirchen, auf Kreuzwegen und auf der Heerstraße, und seine siegende Volksberedsamkeit regte alle Gemüther auf. Dem heiligen Kriege beizutreten suchten Greise noch die längst verrosteten Waffen

Waffen hervor, und Kinder übten sich, die Lanze zu tragen.

Eine allgemeine Begeisterung ergriff die Länder des Niedergangs. Jedermann sah Zeichen am Himmel, die Gottes Willen unwidersprechlich darlegten. Die Sterne, heißt es, fielen vom Himmel wie Schnee, ein feuriger Weg ging durch die dunkle Bläue nach Morgen hin, und bald darauf erschien der halbe Himmel blutroth. Damals herrschte auch eine Seuche, das heilige Feuer genannt, vielleicht ein Scharlachfieber, woran viele Menschen starben. Das mußte nun eine göttliche Strafe für das Zögern seyn. Man kann leicht denken, daß auch der fromme Betrug geschäftig war, den Aberglauben zu berücken. Ein Priester wollte am Himmel ein Schwerdt, ein anderer ein ganzes Heer, ein dritter zwey feurige Ritter am Himmel fechtend, und den mit dem Kreuze geschmückten siegend gesehen haben; ja eine Sage ging, Karl der Große sey von den Todten auferstanden, und werde die heiligen Streiter selbst anführen.

Pabst Urban sah mit Wohlgefallen diese schwärmerische Bewegung. Er schrieb ein Concilium zu Piacenza (1095 im März) aus, und es versammelte sich dazu ein solcher Haufe von Geistlichen und Laien, daß die Sitzungen unter freiem Himmel gehalten werden mußten. Die feurige Rede, in der er hier die große Angele-

genheit der ganzen Christenheit zur Sprache brachte, verfehlte ihre Wirkung nicht. Alle Fürsten und Edlen Italiens, welche zugegen waren, versprachen auf der Stelle, den Zug mitzumachen, sobald die Sache zu Stande käme.

Andere Geschäfte riefen bald darauf den Papst nach Frankreich, damals dem gehorsamsten Tochterlande der Kirche. Auch hier schrieb er für die Sache Gottes eine neue Versammlung zu Clermont in Auvergne auf den November 1095 aus, auf dem sein eifriger Apostel Peter auch erschien. Eine weite Ebene war hier mit Bischöfen, Mönchen, Fürsten und Herren bedeckt, und als der Papst und Peter von Amiens ihrer Beredsamkeit den Lauf ließen, und ihnen das unsterbliche Verdienst und den großen Lohn im Himmel, Vergebung der Sünden und Gnade bey Gott mit Flammenworten ans Gewissen legten, da blieb kein Auge trocken und keine Wange kalt; aus tausend Kehlen scholls: Gott will es haben! Gott will es haben!

Jetzt ward der Versammlung ein Zeichen gegeben, auf die Knie zu fallen. Ein Cardinal sprach im Namen aller eine Beichte vor, und der Papst ertheilte der ganzen Versammlung Vergebung der Sünden und seinen Segen. Da kniete der Bischof Adhemar von Puy vor ihm nieder, und bat ihn um Erlaubniß, den Weg Gottes auch betreten zu dürfen. Der Papst ernann-

te ihn zu seinem Legaten, und heftete ihm selbst ein rothes Kreuz von wollenem Zeuge auf die rechte Schulter. Ihm folgte der mächtige Graf Raimund von Toulouse, und nach ihm ließen sich noch mehrere das Kreuz geben. Es ward ein allgemeiner Sammelplatz verabredet, und auf den 15 August 1096 ward der Zug angesetzt.

Allen Kreuzfahrern (denn so nannten sich nun die heiligen Krieger) war völliger Ablaß aller Sünden verheißen, und denen, die Geld und Gut zurückließen, versprach die Kirche, es in treue Verwahrung zu nehmen, und es den Wiederkehrenden unbeschädigt zurückzugeben. Alle Zinsen sollten aufgehoben seyn, während der Schuldner im heiligen Lande wäre, und für die Hinterbliebenen sollte väterlich gesorgt werden. Diese Versprechungen der Geistlichkeit ermunterten und beruhigten viele, und wen die Hofnung des himmlischen Lohnes nicht begeisterte, den bewegte die Freude, seinen Gläubigern entrinnen, und die Aussicht, in Griechenland und Asien reiche Beute sammeln zu können. Die Bauern, deren Schicksal damals noch sehr hart war, ließen Pflug und Egge liegen, um sich, das Kreuz auf der Schulter, doch auch einmal der Freiheit bewußt zu werden.

9.

Der erste Kreuzzug.

(1096.)

Die deutschen Völker blieben bey dem allgemeinen Aufbrausen noch am kältesten, auch beschäftigten innere Unruhen sie gerade damals zu sehr, als daß sie an einen so weiten Feldzug hätten denken können. Nur einige Haufen leichten, herumziehenden Gesindels sammelten sich unter die Fahnen unruhiger Priester, die mehr Neigung zum Schlagen als zum Messelesen in sich fühlten; doch von diesen nachher. Folgende sind die fürstlichen Häupter, die damals das Kreuz genommen haben.

Graf Raimund von Toulouse ist schon genannt; ein alter Krieger, der sein Vaterland für immer aufgab, um seine letzten Tage einzig dem Dienste des heiligen Grabes zu widmen. Unter seiner Fahne versammelten sich die Kreuzfahrer aus Languedoc und den anstoßenden Provinzen, und in der Folge auch viele Lombarden. Hugo, Graf von Vermandois, Bruder des Königs von Frankreich, stand gleichfalls an der Spitze vieler französischen Ritter. Herzog Robert von der Normandie, König Wilhelms Sohn, führte eine erlesene Schaar streitbarer Männer aus seinen und seines Bruders, des

Königs von England, Ländern an. Robert, Graf von Flandern, befehligte die Fläminger. Stephan, Graf von Blois, stellte eine treffliche Anzahl nordfranzösischer Edeln ins Feld. Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, und sein Bruder Balduin von Flandern, standen an der Spitze der Völker, welche vom Rhein aufbrachen, und endlich erschien einer der mächtigsten, Boemund, Fürst zu Tarent, Robert Guiscards Sohn, mit seinem berühmten Vetter Tancred, und der Blüte der normännisch-italiänischen Ritterschaft.

Manche von diesen Herren, z. B. Raimund, Gottfried, Balduin und Tancred weihten ihr Leben diesem heiligen Kriege, hofften dort in dem eroberten Lande neue Reiche zu gründen, und verkauften oder verpfändeten alle ihre Besitzungen im Abendlande. Dasselbe thaten viele Ritter und Gemeine. Da ging eine goldene Zeit für die Juden an, in deren Händen damals fast aller Handel und Geldwucher war, auch schlug der König von Frankreich bey der Gelegenheit manche Graffschaft und Herrschaft, die er für ein Geringes kaufte, zu seinem Königreiche.

Der festgesetzte Termin, nach vollbrachter Erndte, dünkte vielen schon zu lang. Noch ehe der Winter zu Ende war, curbettirten die eiteln französischen Ritter schon im völligen Schmuck der Kreuzfahrerrüstung vor den Fenstern der Da-

men vorüber, und trugen ihre blanken Harnische, ihre hochbebuschten Helme, ihre schön bemalten Schilde und ihre prächtigen Decken zur Schau. Peter von Amiens änderte nichts, weder an sich noch an seinem Esel, warb aber desto eifriger, und erschien schon im Frühjahr zu jedermanns Erstaunen vor Herzog Gottfrieds Burg mit 15000 Reisigen, der Hefe des Volks, ohne Zucht und ohne Vermögen. Sein Lieu-tenant war ein armer französischer Ritter, Walther, den die übrigen zum Scherz wegen seiner Dürftigkeit Walther Habenichts (Gautier Senzaveir) nannten. Gottfried von Bouillon rieth ihm, vermuthlich weil er sich mit diesen Wichten nicht befassen wollte, mit seinem Trupp voranzugehen, und versprach ihm, bald nachzukommen.

So zog denn der heilige Mann zuerst aus, und im Ziehen vergrößerte sich, wie ein Schneeball, sein Troß. Er mußte ihn theilen, und übergab die Vorderhälfte seinem Lieutenant, der sie mit großen Beschwerden durch Deutschland und durch die Länder der Ungarn und Bulgaren (in Servien) bis in die Gegend von Constantinopel brachte, wo der griechische Kaiser sich ihrer noch erbarmte. Aber Peter'n war großes Ungemach vorbehalten, ehe er mit seinem Nachtrab, der zu 40,000 Mann angewachsen war, bis dahin gelangte. Er war nicht Manns genug, diese Horde von Landstreichern in Ordnung zu halten,

die überall als Feinde und Straßenräuber durchzogen, und die Ungarn, Bulgaren und Griechen so erbitterten, daß diese in großen Schaaren über sie herfielen, den größten Theil derselben zusammenhieben, und dem armen Feldherrn sein ganzes Gepäck, welches er auf zweitausend Wagen nachschleppen ließ, wegnahmen. So vereinigte er sich endlich, kaum dem Hunger entronnen, in einer höchst bejammernswürdigen Verfassung mit dem Ritter Walther, trat dann den griechischen Kaiser Alexius Komnenus selbst an, und bat ihn um Proviant und andere Unterstützung für sein Heer. Der Kaiser, welcher zwar oft den Papst um Hülfe gegen die Türken, doch nicht um solche, gebeten hatte, ließ die ungezogenen Gäste geschwind über den Bosporus nach Bithynien übersetzen, wo sie untereinander selbst in Zwist geriethen, und bey ihren Plünderungen truppweise den Türken in die Hände fielen, die das ganze Heer todtschlugen, bis auf dreitausend Mann, mit welchen sich Peter noch zu rechter Zeit nach Constantinopel rettete.

Noch viel schlimmer ging es dreien andern Haufen, welche sich in Deutschland zusammengerottet hatten, und deren jeder auf 12,000 Mann geschätzt ward. Den einen hatte ein Priester, Gottschalk, am Rheine, den andern einer, Namens Volkmar, in Sachsen und Thüringen zusammengelesen, und der dritte sammelte

sich auf das Aufgebot eines Grafen Emich von Leiningen, welcher vorgab, ihm sey durch ein Traumgesicht geboten, die Schmach des Kreuzes Christi nicht bloß an den Heiden, sondern auch an den Juden zu rächen. Kraft dieser Vollmacht fiel er nun mit seiner Rotte über Mainz her, und ermordete an 900 Juden, aus deren Geldkisten er sich ein artiges Reisegeld zusammenplünderte. So machte er es in mehreren deutschen Städten, und niemand konnte ihm wehren. Sonst betrugen sich diese Heere alle drey in Deutschland und Böhmen noch ziemlich ordentlich; als sie aber nach Ungarn kamen, wollten sie auf fremde Kosten zehren, und wurden dafür so übel empfangen, daß fast kein Mann mit dem Leben oder mit der Freiheit davon kam.

So waren nun bis zu Anfange des Sommers, ehe noch einer der Fürsten sich geregt hatte, schon nach einer mäßigen Berechnung 200 000 Menschen aus Frankreich und Deutschland ausgezogen, und hatten, ohne das heilige Land nur gesehen zu haben, schon auf dem Wege ihr Grab gefunden. Nun erst, und zwar zur bestimmten Zeit, am 15. August 1096, brach Gottfried von Bouillon auf, mit 80,000 Fußsoldaten und 10,000 Reitern. Seine zwey Brüder und viele Grafen, Ritter, Bischöfe und andere Herren aus Flandern, Hennegau und Lothringen begleiteten ihn. Er zog in guter Ordnung durch Oberdeutsch-

land, öfnete sich den Weg durch Ungarn mit Güte, indem er Bündnisse machte und Geiseln gab, und langte ohne Störung in Thracien an. Die übrigen französischen Herzoge erreichten auf andern Wegen dasselbe Ziel. Der Kaiser Alexius erstaunte über die unzählbare Menschenmasse, die seine Staaten überschwemmte, und deren Versorgung mit Lebensmitteln ihm so ungebührlich zugemuthet wurde. Er nahm sich so klug, als es die Umstände erlaubten, wäre aber doch beinahe in seiner eigenen Residenz feindselig behandelt worden, wenn nicht Gottfrieds Ansehen und die Sehnsucht aller, recht bald nach Asien hinüber zu kommen, noch mit genauer Noth den Sturm abgewendet hätte. Es ward endlich auf Gottfrieds Vermittelung ein Vertrag geschlossen, in welchem der Kaiser das Heer mit Lebensmitteln zu versorgen versprach, und dafür von den Kreuzfahrern die eidliche Versicherung erhielt, daß er alle die Städte wieder erhalten sollte, die vor der Türken Ankunft ihm gehört hätten, sobald man sie erobert haben würde.

Im May 1097 fanden sich endlich alle Fürsten mit ihren Heeren vor Nicäa zusammen, auch der heilige Peter stellte sich wieder ein. Bey der Musterung des gesammten unabsehlichen Kreuzheeres fand man über hunderttausend wohlgerüstete Reiter, größtentheils vom Ritterstande, und noch einmal so viel auserlesene Strei-

ter zu Fuß. Rechnet man das ungeheure Gefolge von Weibern, Kindern, Mönchen, Knechten rc. mit, so betrug die gesammte Volkszahl gegen 600,000 Seelen. Einen allgemeinen Anführer über dieses Heer wählte man nicht, ein jeder Fürst befehligte seinen Haufen, und es zeigten sich leider schon früh unter den verschiedenen Völkern die gewöhnlichen Reibungen der Eifersucht und des Nationalstolzes.

Die Kreuzritter fanden an den Selbschucken ein eben so tapferes als verschlagenes Volk, das ihnen jeden Fußbreit Landes streitig machte, und alle Anstalten traf, das ganze Kreuzheer auf den verödeten Fluren auszuhungern. Nicäa und Antiochien wurden nur mit großer Mühe erobert, und jede weitere Tagereise kostete Hunderten von Menschen das Leben. Während sieben Monate waren die zehntausend Pferde bis auf zweitausend gefallen. So viel Elend hatte sich niemand von diesem Zuge vorgestellt. Auch die Entschlossensten wurden kleinmüthig. Sogar Peter von Amiens wollte sich davon schleichen, ward aber eingeholt, und dem Gelächter Preis gegeben. Vom Umkehren sprachen indessen die meisten, und wären Gottfried und Boemund nicht gewesen, so hätte vielleicht jeder der übrigen Fürsten sich einzeln, so gut er gekonnt, zu retten gesucht, und das arme Volk seinem Schicksal überlassen. Hugo von Vermandois kehrte auch wirklich mit meh-

reren Edeln zurück, und zwischen Raimund, Boemund und andern waren so große Streitigkeiten ausgebrochen, daß das Fortrücken eine Weile ganz gehemmt ward. Endlich im May 1099 ging der Zug zwischen dem Libanon und der Seeküste, von der sie zuweilen durch die Genueser Zufuhr erhielten, hinab, machte die türkischen Emirn (Fürsten) von Tripolis, Tyrus, Sidon, Akre, Cäsarea von sich abhängig, bemächtigte sich des kleinen Seehafens Joppe und anderer Plätze, und kam so den 6. Jun. 1099 über Ramla und Emmaus auf eine Anhöhe, von der man Jerusalem gerade vor sich liegen sah.

Welche Freude! Welch ein Jubelgeschrey, als die Wegweiser riefen: da liegt es! das ist Jerusalem! Freudenthränen stürzten den abgemergelten Kriegern aus den Augen, und kaum konnten sie zurückgehalten werden, daß sie nicht in blinder Unordnung auf die Mauern losstürzten. Allein die Stadt war nicht so leicht erobert; sie hatte eine feste Lage, und darinnen lag eine Besatzung von 60,000 Mann. Kaum so viel waren jetzt noch von den sechsmalhunderttausend Kreuzfahrern übrig, und diese führten gar keine Belagerungswerkzeuge mit sich. Aber jetzt machte der zurückgekehrte Religionseifer auch den noch kleinen Haufen unbezwinglich, und das Feldgeschrey: Gott will es haben! begeisterte sie vor den Thoren Jerusalems eben so feurig, als

vor drey Jahren auf dem Felde von Clermont. Das Volk zertheilte sich, um in der flachen, holzarmen Gegend etwas Holz zur Erbauung der Kriegsmaschinen und Sturmleitern zusammen zu suchen.

Man fand die nöthigen Bäume in einem Wäldchen bey Sichem, und zimmerte daraus ein Paar bewegliche Thürme. Nun ward am 14 Jul. ein allgemeiner Sturm gewagt, aber von den Belagerten muthig zurückgeschlagen. Am folgenden Tage ward die Mauer noch einmal berennt, und Gottfried war der Erste, der von seinem Kriegsthurme herab in die Stadt sprang. Ihm folgten die Andern, und öfneten den Zurückgebliebenen die Thore. Mit der Wuth hungriger Löwen stürzten die Kreuzsoldaten in die Straßen, in die Häuser; nicht die Rache allein, auch der Glaube, jetzt zur Ehre Gottes das Schwerdt zu führen, machte sie zu reißenden Tigern. Kein Türke, kein Weib, kein Kind ward verschont; ein Blutbad, wie es Karthago kaum gesehen, erhob sich hier. In Omars Moschee wateten die Sieger bis an die Knöchel im Blute der Erschlagenen. Nur wenige der Einwohner blieben am Leben, unter diesen die Besatzung eines kleinen Castells, der Raimund einen freien Abzug gewährte.

Mit größerm Wohlgefallen kann kein Künstler sein schönstes Werk betrachten, als mit wel-

chem hier die Christen auf die Tausende von Leichen hinblickten, die ihr tapferer Arm der Ehre des Heilandes geopfert hatte. Ja, sie fühlten es, ein solcher Haufe erschlagener Feinde Gottes — man rechnete hunderttausend — mußte ihnen ewigen Ruhm und Seligkeit erwerben. In der vollen Begeisterung dieses hohen Selbstgefühls warfen sie sich mit inbrünstiger Andacht betend an der heiligen Stätte nieder, und feierten dann ein allgemeines Dankfest mit Processionen und Lobgesängen. Jeder pries mit Dankes Thränen den Dreieinigen, daß er ihn diesen Tag erleben lassen (15. Jul. 1099).

Aber obgleich das große Ziel nun erreicht war, so hatten doch die Kreuzfahrer noch alles zu fürchten von den ihnen im Rücken liegenden Seldschucken und von dem Chalifen von Aegypten, zu dessen Gebiet Jerusalem gehörte, ja von der Zwietracht ihrer eigenen Häupter. Der Legat des Papstes forderte die reiche Beute aus den Moscheen (türkischen Kirchen) für den Papst, und das Grundeigenthum für den Patriarchen von Jerusalem. Die weltliche Oberherrschaft ward von mehreren abgelehnt, und zuletzt von dem Herzog von Bouillon angenommen.

Gottfried, vermöge seiner innern Größe und seiner ruhigen Selbstständigkeit, war würdig, König zu seyn. Doch weigerte sich sein bescheidner Sinn, da eine goldne Krone zu tragen, wo

der Heiland der Welt unter einer Dornenkrone geblutet habe; er lehnte den königlichen Titel ab, und schrieb sich nur Beschützer des heiligen Grabes. Sein Bruder Balduin hatte sich schon früher zum Fürsten von Edessa, und Boemund sich zum Herzog von Antiochien gemacht. Der tapfere Tancred errichtete sich in Tiberias oder Galiläa eine Herrschaft, und Raimund von Toulouse schlug in Laodicea seinen Sitz auf. Alle diese machten sich dem Beherrscher von Jerusalem zu Lehndiensten verbindlich.

Der neue Staat von Jerusalem bestand außer der Hauptstadt und Joppe nur noch etwa aus zwanzig kleinern Flecken und Schlössern, ward aber nachher noch etwas vergrößert. Leider starb der treffliche Gottfried schon den 18. Jul. 1100, und überließ die von den Türken unaufhörlich beunruhigte Herrschaft seinem Bruder Balduin, der davon zuerst den königlichen Titel annahm.

10.

Ludwig VI., König von Frankreich.

(1108 — 1137.)

In Frankreich hielt unterdessen die Entwikkelung der gesellschaftlichen Verhältnisse mit der der königlichen Macht gleichen Schritt. Während eine Menge französischer Ritter sich entweder in Palästina oder in kleinen Kriegen gegen die Engländer in der Normandie abarbeiteten, hob die bisher von ihnen so hart unterdrückte Klasse der arbeitenden Freien in den Städten allmälig ihr Haupt empor. Diese Begebenheit ist eine der wichtigsten in der mittleren Geschichte. Manchem wird sie schwer zu fassen seyn, der es nicht anders zu denken gewohnt ist, als daß von jeher der Bürger und Bauer Herr seines Eigenthums gewesen sey. Allein davon muß man ganz zurückkommen. Das alte Lehnssystem gab den Edelleuten eine fast unbeschränkte Willkühr über ihre Untergebenen. Die gewerbetreibenden Städtebewohner mußten nicht nur ihren Zwingsherren mit ihren Personen und Gütern zu Dienste seyn, sondern waren auch in den unaufhörlichen Fehden den Ueberfällen seiner Feinde bloß gestellt. Dasselbe war der Fall in Italien und Deutschland.

Aber in Italien gaben die Städte zuerst

unter den beiden letzten Heinrichen ein gutes Beispiel. Reich durch Handel und Gewerbe, stark bevölkert und mit guten Mauern versehen, glaubten sie den kleinen Herzogen und Grafen gewachsen zu seyn, wenn sie nur einen Schein des Rechts für sich gewinnen könnten. Dies letztere war leicht; sie durften sich nur unmittelbar den Kaisern anvertrauen, die sie mit Vergnügen für freie Reichsstädte erklärten, und ihnen gegen eine Abgabe alle Arten von Rechten und Freiheiten bewilligten. Dadurch wurde jede Stadt zu einer kleinen Republik, die mit ihren Gütern nach eigenem Gefallen schalten konnte. Doch waren die Privilegien verschieden. Bey einigen Städten wurden die Steuern festgesetzt, welche die Bürger bezahlen sollten; einige erhielten das Privilegium, ihren Herren nicht mit in den Krieg zu folgen, andere nur dann, wenn er seine Macht persönlich anführe, noch andere, nicht weiter als so, daß jeder Ausgerückte noch an demselben Abend wieder zu Hause seyn könnte rc. Alle wählten sich nun ihre eigenen Magisträte, errichteten Zünfte und Bürgerkompagnien, und machten sich als diejenige Klasse von Staatsbürgern, von der alle Nahrung und Betriebsamkeit ausging, den Fürsten so achtbar, daß ihre Abgeordnete in der Folge auf allen Reichstagen mit zur Berathschlagung gezogen werden mußten.

Von

Von Italien kam diese Einrichtung nach Frankreich, wo der Abt Süger von St. Denys, Ludwigs VI. und VII. kluger Minister, sie aus allen Kräften begünstigte. Er fand nämlich in der Einführung und Erhebung dieses sogenannt dritten Standes (tiers-état) eine trefliche Stütze gegen die beiden andern, Geistlichkeit und Adel, deren Macht gebrochen zu sehen dem König und den Bürgern gleich wünschenswerth seyn mußte. Die größere Freiheit gab nun auch den Handwerken und Künsten einen neuen Schwung, und der völkerverbindende Handel hob sein Haupt empor.

Der leztere war bisher nur in den Händen der Juden gewesen, die für die unermeßlichen Abgaben, die ihnen der König abdrückte, das Volk desto gieriger aussogen. Diese Nation lebte damals in einer mitleidswürdigen Verfassung. Zehnmal jagte man sie aus dem Lande, und zehnmal kauften sie sich wieder hinein; das gemeine Volk spie sie an, und wälzte alle Laster auf sie. Bald sollten sie die Brunnen vergiftet, bald kleine Kinder erwürgt, bald am Charfreitage einen Christen gekreuzigt haben. In der Charwoche, wo die Priester durch die Leidensgeschichte die Gemüther zur Rache entflammten, war jeder Jude verloren, der sich auf der Straße sehen ließ.

Noch eine Merkwürdigkeit aus diesem Zeit=

raume ist die Entstehung der Zunamen. Bisher hatte man sich mit den nationalen Vornamen, Karl, Heinrich, Wilhelm ꝛc. begnügt, und irgend ein charakteristisches Beiwort daran gehängt. Jetzt nahmen die Edelleute ihre Zunamen von ihren Burgen, die Bürger von ihren Handwerken her, z. B. Walther von Toggenburg, Hans Müller, Schneider, Schmidt ꝛc. mancher von einer körperlichen Eigenschaft, von seiner Wohnung, und wer weiß, wovon noch sonst. Viele sinnlose oder lächerliche Namen mögen wohl dem Witze adliger Frohnherren ihren Ursprung verdanken.

II.

Abälard und Heloise.

(Sec. 12.)

Eine Erzählung mag hier beiläufig eingeschaltet stehen, theils weil sie den Geist der Zeit schildert, theils weil oft auf sie angespielt wird.

Peter Abälard, etwa um das Jahr 1080 geboren, vereinigte mit der schönsten männlichen Gestalt eine alles überwindende Beredsamkeit, tiefen Verstand, unersättliche Wißbegierde und den empfindlichsten Ehrgeiz. Dabey besaß er ein gefühlvolles Herz, viel Neigung zu den Künsten,

und eine Gabe des Gesanges, die ihm alle Herzen gewann. Sein Geist trieb ihn, sich dem Lehrerberufe zu widmen, und sein Hauptstudium war die damals beliebte dogmatische Theologie und Philosophie, womit er aber Bibelauslegung und Kenntniß der Klassiker verband. Seine ganz neue Ansicht jener Wissenschaften erregte bald allgemeine Aufmerksamkeit. Er disputirte mit allen Lehrern der Klosterschulen in Paris, und zeigte ihnen empfindlich ihre Schwächen. Er verließ hierauf Paris, und legte erst zu Melún, dann zu Corbeil eine Schule an, und wie mit magnetischer Gewalt zog er alle junge Geistliche, die sich der Studien wegen in Paris aufhielten, nach sich. Aus England, Spanien, Italien und Deutschland kamen ganze Haufen von Schülern nach Frankreich, bloß um den einzigen Abälard zu hören. Alle andern Lehrer waren verlassen. Aus seiner Schule sind gegen zwanzig Cardinäle, und mehr als funfzig Bischöfe und Erzbischöfe hervorgegangen.

Als er das zweite Mal sich in Paris aufhielt, nahm ihn ein alter Domherr, Fulbert, zum Lehrer seiner achtzehnjährigen schönen Nichte, Heloise, an, eines Mädchens von den vortreflichsten Anlagen des Geistes und Herzens. Abälard hatte nur kurze Zeit dieses Haus besucht, als die großen, glänzenden Eigenschaften seines Geistes des Mädchens innigste Bewunde-

rung und Verehrung erweckten. Sie sah in ihm den vollkommensten Mann, wie er in ihr das edelste weibliche Wesen verehrte. Der Domherr sah die allzuvertrauliche Annäherung mit zornigen Augen, aber er konnte die Nichte nicht bewegen, von dem angebeteten Manne zu lassen. Abälard bot Heloisen seine Hand an, und sie schlossen ein heimliches Eheband.

Fulbert, ein heftiger Mann, schnaubte wüthende Rache gegen den Verführer seiner Nichte. Er ließ den Unglücklichen Nachts in seinem Hause überfallen, binden und schändlich verstümmeln. Diese Unthat, für die er durch den Verlust seiner Pfründe büßen mußte, hatte den unglücklichsten Einfluß auf Abälards Seele. Der starke, heitre Mann ward jetzt ein finstrer Menschenfeind, der beredte Lehrer der Wahrheit ward zum streitsüchtigen Verfechter scholastischer Grillen. Er liebte nichts mehr auf der Welt, selbst seine Heloise verfolgte er mit ohnmächtiger Eifersucht, und stieß sie in ein Kloster. Er selbst ward 1117 Mönch, und erwählte das Kloster St. Denys in Paris. Als hier die ausgelassenen Mönche den strengen Sittenrichter nicht mehr dulden wollten, nahm er seine Wohnung in einer abgelegenen Zelle des Klosters, die aber den zahllosen Schwarm von Schülern nicht fassen konnte, die noch immer seinen Unterricht begehrten. Das Gefühl seines Elends und seiner Beschimpfung

trieb ihn endlich zur Stadt hinaus. Nur von einem einzigen treuen Gefährten begleitet, eilte er den dunkeln Wäldern von Champagne zu. Auf dieser Irrfahrt erinnerte er sich eines angenehmen, ehemals von ihm bemerkten Thales, durch welches ein kleiner Fluß rann, unweit Nogent an der Seine. Er fand es, blieb die erste Nacht mit seinem Begleiter unter einem Baume; am Morgen machte er Anstalt, sich in der einsamen, wilden Gegend anzubauen. Er flocht sich eine Hütte von Baumästen, und führte in derselben einige Zeit ein Einsiedlerleben. Aber kaum hatten seine Schüler seinen neuen Aufenthalt ausgespäht, so wallfahrteten sie auch schon, wie ehemals, zu Hunderten zu ihm, und er mußte ihnen Vorlesungen unter den Bäumen halten. Sie richteten sich eine Menge Hütten in der Nähe der seinigen auf, schossen dann Geld zusammen, und bauten ihm ein Kloster auf, das er mit einem griechischen Worte Paraklet, den Tröster, nannte.

Heloise lebte indeß als Priorin in dem Kloster Argenteuil. Als mit diesem aber eine Veränderung vorgenommen wurde, mußte sie mit ihren Nonnen auswandern. Ein Zufall eröfnete ihr jetzt den glücklichsten Zufluchtsort, den sie sich wünschen konnte. Die Mönche von St. Gildas wählten den Abälard zu ihrem Abte, und er nahm die Einladung an. An seiner

Stelle zog nun Heloise in das verlassene Paraklet als Aebtissin ein, und ihr unglücklicher Gatte übernahm selbst das Geschäft, sie feierlich einzuführen. Die Arme liebte ihn noch immer mit der zärtlichsten Treue, sie richtete ihn oft durch die rührendsten Briefe auf; alle Widerwärtigkeiten, die sein unruhiger, menschenfeindlicher Charakter ihm zuzog, verwundeten ihre innerste Seele. Sie machte ihm auch nicht den leisesten Vorwurf, ihr ganzes Sinnen war nur auf seine Beruhigung gerichtet.

Aber er war für die Freuden des Lebens nicht wieder zu gewinnen. Mit keinem hielt er Friede, auch aus St. Gildas entwich er, und floh zu einem Freunde in Bretagne, wo er die Geschichte seines unglücklichen Lebens schrieb. Seine Freunde beeiferten sich, dies Buch durch Abschriften zu verbreiten, und so kam auch ein Exemplar davon seiner treuen Heloise in die Hände, die lange nichts von ihm gehört hatte. Ihr Innerstes blutete bey jedem Worte, das sie las; sie sah das edle Herz, das sonst nur Liebe geathmet hatte, in den Qualen des giftigsten Menschenhasses sich selbst verzehren. Sie schrieb ihm den zärtlichsten, troſtreichsten Brief; er antwortete mit kalter Hochachtung. Sie gab ihn noch nicht auf; ihn für sie zu beschäftigen bat sie ihn, eine Regel für die Schwestern ihres

Gotteshauses zu entwerfen. Er that es, aber seine Briefe wurden noch nicht freundlicher.

Um diese Zeit besuchte der berühmte Abt Bernhard von Clairvaux, der damals in Frankreich in hohen Ehren stand, Heloisens Kloster. Er war Abälards Feind, und hoffte vermuthlich hier viel zu tadeln zu finden, allein Heloisens vortrefliche Klosterzucht und Ordnung nöthigte ihm wider Willen Achtung ab. Nur ein einziges Wort in Abälards Regel war ihm anstößig, sonst wußte er nichts zu bemerken, und schied mit der größten Ehrerbietung. Heloise gab ihrem Freunde Nachricht von dem vornehmen Besuche, und erwähnte in aller Unschuld auch des getadelten Wortes. Die Unglückliche! Was hätte sie drum gegeben, hätte sie diesen Brief zurücknehmen können! Der schwarzgallichte Abälard hatte nichts eiligers zu thun, als den heiligen Bernhard wegen des Wortes zur Rede zu stellen, und ihm in seinen eigenen Kirchenordnungen Neuerungen und Ketzereien aufzudecken. Das beleidigte den stolzen Abt so, daß er ein Concilium zusammenberief, über Abälards Schriften zu richten. Abälard ward vorgefordert, als Ketzer verdammt, und hätte vielleicht sein Leben auf dem Scheiterhaufen geendigt, wenn nicht der Papst aus besonderer Achtung die Sache niedergeschlagen hätte. Er verließ das Concilium mit Bitterkeit im Herzen. Irre und unstät wan-

derte er nach Clúgny, wo der biedere Abt Petrus Venerabilis ihn wie ein Vater aufnahm. Hier saß er einige Jahre, härmte sich in Schwermuth und Lebensüberdruß ab, bis eine Krankheit seinen Wünschen entgegenkam. Die guten Mönche von Clúgny brachten ihn nach St. Marcell, wo sie von der reineren Luft noch Hülfe für ihn hofften, aber er starb daselbst den 21 April 1142.

Der ehrwürdige Abt von Clúgny meldete Heloisen selbst die Nachricht von seinem Tode, und sie entdeckte ihm dagegen den alten Wunsch Abälards, im Paraklet zu ruhen. Der Abt übernahm es hierauf selbst, den Leichnam zur Nachtzeit dahin zu begleiten, und verrichtete mit Rührung die Bestattungsfeierlichkeiten. Heloise netzte nun jeden Tag das Grab ihres unglücklichen Gemahls mit ihren Thränen, und erzählte ihren Schwestern von ihm und ihrer Liebe. Ein und zwanzig Jahre überlebte sie ihn noch, allgemein verehrt und geliebt, ein Muster ihres Standes. Sie starb den 17. May 1163, an einem Sonntage, und ward neben ihren Abälard in die Gruft gesenkt.

Der Ruf von ihrer Güte, ihrer Weisheit und sanften Beredsamkeit erwarb ihr soviel Verehrer, daß Fürsten und Edle, Geistliche und Laien sich beeiferten, dem frommen Paraklet wohlzuthun. Dadurch erhob sich ihr Kloster zu einem

hohen Flore, und ist noch lange nach ihrem Tode berühmt gewesen. Da sie den ganzen Trost der Religion empfunden hatte, so theilte sie diesen schönen Geist auch rein und lebendig ihren Freundinnen mit, denen sie mehr als Mutter war. Sie erzog sie zu weiblichen Künsten, und bildete ihren Geist durch die Lesung der Bibel und der Alten, deren Sprachen sie einst von Abälard gelernt hatte. Ihre Nonnen lasen Griechisch und Latein, und sie selbst schrieb das Letztere sehr geläufig. Ihre Lieblingsschriftsteller waren Lucan und Seneca. Zum Andenken an sie wurde noch viele Jahre nach ihrem Tode der Pfingstgottesdienst im Paraklet in griechischer Sprache gehalten.

12.

Zustand von Deutschland.

(1125.)

Die Deutschen hatten um diese Zeit zwar keine so berühmten Lehrer als Abälard und seine Schüler waren, allein sie blieben darum doch in keiner Art der Aufklärung zurück. Die Domschulen zu Paderborn, Lüttich, Bamberg und Würzburg waren in großem Ansehen, und man

war so sehr darauf bedacht, gute Lehrer (Scholasticos) zu erhalten, daß die Würzburger unter andern gar einmal einen Gelehrten, Namens David, aus Schottland verschrieben, der auch Heinrich V. mit nach Italien begleiten mußte, um ihm in seinen Investiturstreitigkeiten als Beistand zu dienen. Wir haben einen Geschichtschreiber aus dieser Periode, Lambert von Aschaffenburg, Mönch im Kloster Hirschfeld, der die deutschen Begebenheiten von 1050 bis 1077 mit einer Einsicht und Ordnung und in einem Latein beschrieben hat, wie man es von seinem Zeitalter nicht erwarten sollte. Die deutsche Sprache wurde noch immer nicht schriftlich bearbeitet, desto mehr aber in Volksliedern, die nicht selten Zeitbegebenheiten satirisch, und den Fürsten sehr empfindlich abhandelten.

Ueberhaupt erscheint jetzt alles Volk in kühnem Aufstreben nach Freiheit und Entwickelung begriffen. Von den italiänischen Städten lernten es auch die Deutschen, sich gegen den Despotismus des Adels zu schützen, dadurch, daß sie sich unmittelbar an die Kaiser wandten, und sich Freiheiten und Rechte für Geld erkauften. In den Kriegen, die Heinrich IV. gegen seine Vasallen und den Papst führte, blieb ihm niemand so treu, als die Städte, Worms, Speier, Kölln rc. Die Wormser nahmen ihn freudig auf, jagten ihren Bischof und dessen Vasallen

weg, und boten Heinrichen Mannschaft und Kriegskosten an. Die Köllner hielten ihm zu Liebe eine Belagerung von seinem Sohne und dem ganzen Reiche aus. Doch finden wir, daß alle diese sogenannten Reichsstädte doch noch unter der Gerichtsbarkeit der geistlichen Vögte standen, und ihren vorigen Herren noch manche Dienste zu leisten hatten. Aber der niedere Adel war doch schon meistens auf das Land verwiesen, und durfte sich in den Städten nicht mehr so herrisch betragen, ja er mußte schon die Bürger darum ersuchen, wenn er einmal an den städtischen Vergnügungen Antheil nehmen wollte.

Diese glücklich errungene Freyheit der Bürger und der daher zunehmende Wohlstand beförderte Künste aller Art, und gab den Deutschen Gelegenheit, ihre herrlichen Talente und ihren von keiner Nation übertroffenen Fleiß auf das vollkommenste zu entwickeln. Die aus jenen Zeiten noch übrigen Werke der Baukunst und Bildnerey zeigen, daß die Deutschen nicht vergeblich in Italien gewesen waren. Der Dom in Bremen ward nach dem Muster des beneventischen gebaut. Der Münster in Strasburg, angefangen 1015, und in 13 Jahren unter das Dach gebracht, die Donaubrücke zu Regensburg (1135) und viele andere Werke sind aller Achtung würdig. Selbst die festen Burgen der Ritter tragen bey aller Rohheit doch einen erhabenen

Charakter. Eine Menge Grabmäler, unter andern die marmornen Kaisergräber zu Speier, verrathen schon ein Studium der Antike. In Kölln und den großen niederländischen Städten entstanden Maler- und Goldarbeitergilden, die der Prachtliebe der Fürsten fröhnten; auch Musik war sehr beliebt. Wie blühend der Handel an den großen Flüssen Deutschlands schon gewesen, kann man aus den Angaben der Schriftsteller schließen, daß in Bremen Kaufleute aus allen Theilen der Welt mit ihren Waaren zusammengekommen, und in Kölln bey einem Aufstande im Jahre 1074 gegen 600 der reichsten Kaufleute ausgewandert seyen.

Die Studien der Mönche nahmen seit dem 11ten Jahrhundert eine ganz besondere Richtung. Man warf sich nämlich auf das alte römische Recht, und erklärte die Gesetzsammlungen Justinians. Irnerius, ein Deutscher von Geburt, eröffnete 1128 auf die Ermunterung der berühmten Mathilde einen Lehrstuhl des römischen Rechts zu Bologna mit solchem Beifall, daß viele tausend junge Ausländer um seinetwillen nach Bologna kamen. Die ungemeine Feinheit und Gründlichkeit der Rechtsbestimmungen in diesen alten Gesetzen war eben jetzt den Streitern über die Gränzen der geistlichen und weltlichen Macht höchst willkommen, und am päpstlichen Hofe ward das Studium der Pandekten

weit eifriger als das der Bibel getrieben, ja der ganze päpstliche Stuhl ward in einen Gerichtshof verwandelt.

In Salerno that sich um dieselbe Zeit eine andere Wissenschaft hervor, die Arzneikunde. Die Mönche zu Monte Cassino waren lange zuvor schon in dem Rufe, gute Aerzte zu seyn, nun aber, zu Anfang des 12ten Jahrhunderts, als ein berühmter Arzt, Constantin der Afrikaner, dort seinen Lehrstuhl aufschlug, und nicht sowohl die vorher benutzten arabischen Aerzte, als vielmehr die alten griechischen, Hippokrates und Galenus, zum Grunde legte, ward Salerno eben so sehr für die Heilkunde, als Bologna für die Rechtsgelehrsamkeit berühmt.

In Paris legte man sich dagegen seit Abälards Vorgang auf das Disputiren oder die Dialektik, und hier thaten es die geschwätzigen Franzosen an Spitzfindigkeit fast den alten griechischen Sophisten gleich. Ungeübte Zuhörer wurden ganz irre an ihnen. „Ein gewandter Dialektiker, schreibt ein gleichzeitiger Schriftsteller, beweiset ganz leicht, daß die nämliche Sache wahr, daß sie falsch, und daß sie keins von beiden sey. Wenn man ihnen glaubt, so weiß man nicht, ist Gott oder ist er nicht, ist Christus ein Mensch, oder kein Mensch, ist er etwas oder nicht etwas, nichts oder nicht nichts, ist er Christus oder nicht Christus, und so auch in den übrigen Din-

gen." — Die Deutschen reiseten nach Italien und Frankreich, benutzten überall das Gute, und verarbeiteten es nach ihrer Art in der Stille.

13.

Kaiser Lothar II.

(1125 — 1137.)

Da Heinrich V. keine Söhne hinterließ, so konnte die Königswahl in Deutschland wieder ganz frey geschehen, und da waren denn die Fürsten und die Geistlichen gleich sehr darauf bedacht, sich in ihren angemaßten Freiheiten so fest als möglich zu setzen. Schon bey Heinrichs Begräbniß zu Speier ward ein Schreiben an die Fürsten ausgefertigt, in welchem es hieß, man müsse Gott bitten, daß ein solcher Kaiser gewählt werde, unter dem man nicht in so großer Dienstbarkeit als bisher leben dürfe. Der Urheber dieses Schreibens war vermuthlich der Erzbischof Adalbert von Mainz, der überhaupt diesmal in Verbindung mit einem päpstlichen Legaten — denn so weit hatte es die geistliche Macht nun schon gebracht — die ganze Wahlsache leitete. Zwar versammelten sich auch jetzt wieder, wie bey Konrads II. Wahl, die Hauptvölker Deutsch-

lands in einem großen Lager am Rhein, allein außer daß die Fürsten alle, um das Volk auszuschließen, in einen verschlossenen Hof in Mainz gingen, wurden zuletzt auch noch auf des Legaten Vorschlag aus den vier Hauptprovinzen, Baiern, Schwaben, Franken und Sachsen zehn Häupter ausgelesen, die eigentlich wählen, und zu deren Wahl die übrigen ihre Einwilligung geben sollten. Dennoch geschah die Wahl mit großer Unentschlossenheit und Verwirrung, und ehe sich noch alle Wähler bestimmt erklärt hatten, erhoben einige ein Geschrey, daß Herzog Lothar von Sachsen König seyn solle, und trugen ihn trotz seinem Sträuben und Drohen unter lautem Rufen durch das Lager. Unmuthig stimmten allmälig die übrigen Fürsten mit ein, und so blieb es dabey. Damit die Kirche aber ihrer Rechte ganz gewiß seyn könnte, nahm man vorsichtig dem neuen König ein Versprechen ab, sich nie in eine Bischofswahl zu mischen, ja — was noch über die kürzlich geschlossenen Calixtinischen Concordaten hinausging — nicht einmal zugegen zu seyn, und den Erwählten bloß einen Eid der Treue, unbeschadet ihres Ordens, abzunehmen. Und nicht genug, daß man, jetzt zum ersten Mal, einen päpstlichen Legaten zur Kaiserwahl zugelassen hatte, man schickte auch noch ein Paar Bischöfe nach Rom, um des Papstes Bestätigung förmlich einzuholen. So vollständig

benutzte der römische Hof den Sieg Gregors VII., welcher Papst doch selber noch der Bestätigung Heinrichs IV. bedurft hatte.

Lothar, obwohl ein frommer Mann und vorher den Geistlichen sehr ergeben, trug doch als Kaiser sehr unwillig das Joch, das Papst und Fürsten ihm aufgelegt hatten. Da es noch immer im deutschen Reiche unerhört war, daß ein Kaiser zugleich ein Herzogthum besitzen könne, so mußte er sich entschließen, einen andern Fürsten mit Sachsen zu belehnen. Er wählte dazu den tapfern Herzog Heinrich von Baiern, dem er seine einzige Tochter zur Gemahlin gab. Auch dieser Fall, daß ein Fürst zwey so mächtige Herzogthümer unter sich haben sollte, war neu, allein Lothar setzte es doch durch, und hatte nun in Ermangelung eigener Hülfsmittel in der Macht seines Schwiegersohns eine treffliche Stütze gegen seine Feinde. Diese waren vorzüglich die beiden Brüder Konrad und Friedrich, aus dem Hause Hohenstaufen, die damals die Herzogthümer Franken und Schwaben inne hatten. Beide waren Lothars Nebenbuhler um die Kaiserwürde gewesen, und erhoben jetzt ungescheut die Waffen gegen ihn, ja Konrad brach in die Lombarden ein, und ließ sich von dem Erzbischof Anselm von Mailand zum König krönen (1128). Aber des Papstes Excommunication und ein Sieg des Kaisers über Friedrichen brachte beide Brüder

zur

zur Ruhe. Es ist auffallend, daß sie als offenbare Rebellen doch ohne alle Bestrafung gelassen wurden, und ihre Herzogthümer behielten, da hingegen ein Landgraf Hermann von Thüringen, der einen seiner Vasallen, einen Grafen Burkard von Lochheim, hatte ermorden lassen, auf den Spruch der versammelten Fürsten seines Lehns entsetzt *) und nach Blankenburg in die Gefangenschaft gebracht ward (1130). Aber die Hohenstaufen hatten den allmächtigen Erzbischof von Mainz zum Freunde.

Auch in Italien fühlte man es bald, daß des Kaisers ehemals so sehr gefürchteter Arm gelähmt war. Nach Honorius II. Tode (1130) wurden von den beiden Parteien zu Rom zwey Päpste aufgestellt, Innocenz II. und Anaklet II. Der letztere, ein getaufter Jude, hatte den römischen Adel auf seiner Seite, der erstere die Partey des noch immer zu Rom befindlichen kaiserlichen Stadtpräfects. Innocenz ging persönlich nach Frankreich, schickte Gesandte nach Deutschland, und ward von beiden Königen anerkannt. Lothar ließ ihn zu einer Zusammenkunft nach Lüttich einladen, und hier glaubte er

*) Dieß ward einem Grafen Ludwig gegeben, der vorher schon in Thüringen mächtig gewesen war. Dieser ist der Stammvater der nachher berühmt gewordenen Landgrafen von Thüringen.

einen schicklichen Zeitpunct gefunden zu haben, um die Wiederherstellung seines Investiturrechts zu erlangen, allein der Papst war, trotz seiner eigenen Noth, so auf seiner Hut, und ward von dem beredten Abt Bernhard von Clairvaux so geschickt unterstützt, daß Lothar seine Hoffnung aufgeben mußte. Ja der Papst weihte sogar einen Erzbischof von Trier beinahe vor seinen Augen ein, ehe derselbe dem Könige noch den Eid der Treue geschworen hatte.

Lothars bald darauf unternommener Römerzug lief eben so wenig glänzend ab. Da er noch immer mit den beiden hohenstaufischen Brüdern nicht versöhnt war, so fehlte seinem Gefolge ein großer Theil der oberdeutschen Ritterschaft, und er war so schwach, daß ihm die Mailänder nicht einmal ihre Thore öffneten. In Rom fand er beide Päpste gegen einander verschanzt; aus jeder Kirche und jedem Pallaste war eine Feste gemacht, und auf St. Peters Zinnen standen Wurfmaschinen. Da die letztere Kirche, so wie die Engelsburg, in den Händen der anakletischen Partey war, so mußte die Kaiserkrönung Lothars in der lateranensischen Kirche vorgenommen werden. Ehe dies aber geschah, gewann der stets aufmerksame Innocenz II. dem nun einmal untertretenen Kaiser einen neuen Triumph ab. Er machte nämlich Ansprüche auf die Mathildinischen Güter, die doch Heinrich V. längst als

Reichslehen eingezogen hatte. Lothar stuzte. Um den Streit freundlich zu endigen, schlugen die Römer vor, er solle sie von dem römischen Stuhl zu Lehen nehmen, mithin den Genuß davon haben, gegen einen jährlichen Tribut von 100 Mark Silbers. Um die Sache recht zu verewigen, ließ der päpstliche Hof ein Gemälde öffentlich aufhängen, welches Lotharn vor dem Papst knieend und von ihm, nicht etwa bloß die Belehnung über jene Güter, nein gleich die ganze Krone empfangend vorstellte, mit der Inschrift: Rex venit ante fores, jurans prius urbis honores; post homo fit papae; recipit quo dante coronam. (Der König kommt an das Thor, beschwört die Ehre der Stadt zuvor, wird dann des Papstes Vasall und empfängt von ihm die Krone.)

Nach seiner Rückkehr mußte Lothar den Krieg gegen die Hohenstaufen wieder fortsezzen. Sein Schwiegersohn Heinrich belagerte Ulm, ihren Hauptwaffenplaz, und legte die Stadt in Asche. Hierauf suchten beide Brüder durch die Kaiserin Richenza den Frieden nach. Auf einem Reichstage zu Bamberg (1135) that Friedrich einen Fußfall vor dem Kaiser. Dasselbe that Konrad zu Mühlhausen. Beide erhielten Verzeihung, auch Lösung aus dem Bann, und mußten versprechen, den Kaiser auf einem zweiten Zuge nach Italien, den seine Ehre forderte, zu begleiten. Der Gegenpapst Anaklet

hielt sich nämlich nicht bloß, troß des Kaisers Drohen, sondern er erhob auch gar den Normannenherzog Roger zu einem König von Sicilien, und schuf sich dadurch eine ganz neue Macht in Italien auf Kosten des Kaisers.

Dieser zweite Zug Lothars (1137) ließ sich nun allerdings glänzender an. Die Mailänder öffneten diesmal freiwillig ihre Thore, und der Kaiser hielt seinen lombardischen Reichstag auf den roncalischen Feldern, ging dann nach Turin und Bologna, und von da nach Apulien. Sein Schwiegersohn Heinrich ging voran und eroberte Capua und Benevent. Man wollte nicht eher ruhen, als bis Roger ganz aus Italien hinausgeschlagen wäre. Allein Innocenz selber, obgleich seinetwegen der Zug mit unternommen war, war doch zu sehr Papst, um so mächtige Fortschritte des Kaisers in Italien ruhig mit ansehen zu können. Er war es, nicht Roger, der jeßt die meisten Schwierigkeiten erhob. Kaum war Salerno erobert, so behauptete er, die Stadt gehöre der römischen Kirche, ja bald eignete er sich ganz Apulien zu. Darüber wurde 30 Tage lang gestritten, und die Deutschen waren dieser Schikanen so müde, daß viele sich verschworen, den Papst mit seinen Cardinälen und dem Erzbischof von Trier, seinen Günstling, zu ermorden. Lothar stillte noch durch seine Dazwischenkunft den Aufruhr, war aber gleichfalls so verdrossen, daß

er nach Zurücklassung einiger Mannschaft in den festen Plätzen den Rückzug nach Deutschland wieder antrat. Zu Bologna entließ er das Heer. Er war noch in Italien, als er schon Botschaft erhielt, Roger habe alles ihm abgenommene wieder erobert. Zu diesen Widerwärtigkeiten kam noch eine Krankheit, die ihn zu Trient befiel, und noch auf der Reise, zwischen dem Inn und Lech, in einem schlechten Hause, seinem Leben ein Ende machte (3. Dec. 1137). Er hinterließ den Ruhm des rechtschaffensten Mannes, der zwölf Jahre lang alle seine Kräfte, obwohl vergeblich, aufgewandt, die sinkende Würde des deutschen Reichs zu behaupten.

Als ein Zeitgenosse und treuer Vasall Lothars II. verdient hier noch der tapfere Albrecht der Bär, Graf von Ballenstädt, Erwähnung, den der Kaiser nach seinem ersten italiänischen Zuge für die auf demselben ihm geleisteten Dienste mit der sogenannten Mark Nordsachsen belehnte, auch die Mark Soltwedel genannt, weil die Burg des Markgrafen in dem heutigen Salzwedel stand. Dies halbwilde Gränzland war seit der Ottonen Zeit wieder sehr von den Wenden beschränkt worden, allein der kriegslustige Albrecht vergrößerte seine Herrschaft darin so sehr, daß er als der eigentliche Stifter der nachherigen Mark Brandenburg angesehen werden kann. Selbst die Stadt Brandenburg brach-

te er erst 1142 durch Verträge mit dem wendischen Fürsten Pribizlav an sich. Unter seiner Regierung wird auch zuerst der Name Berlins genannt.

14.

Konrad III.

(1138 — 1152.)

Selbst die Hoffnungen, die Lothar auf seinen Schwiegersohn Heinrich, Herzog von Baiern und Sachsen, gebaut hatte, wurden vereitelt. Weder der Papst noch die deutschen Fürsten hatten Lust, sich ein so mächtiges Oberhaupt zu sezzen, und da der erzbischöfliche Siz zu Mainz eben erledigt war, so eilte der Erzbischof Albero von Trier, seinem Freunde Konrad von Hohenstaufen den Vorsprung zu verschaffen. Obgleich der allgemeine Wahltag auf Pfingsten 1138 zu Mainz angesagt war, kamen die Hohenstaufischgesinnten schon in den Fasten zu Koblenz zusammen, wählten geschwind Konraden zum König, und ließen ihn gleich darauf von einem päpstlichen Legaten zu Aachen krönen.

Die Sachsen und die andern Völker, welche nicht bey der Wahl zugegen gewesen, wurden

hierauf zu einem Reichstag nach Bamberg (auf Pfingsten) beschieden, um dem neuen König die Huldigung zu leisten. Die einzelnen sächsischen und baierschen Fürsten erschienen, nicht aber Heinrich. Diesem wurden hierauf noch ein Paar Termine, zu Regensburg und zu Augsburg, gesetzt, und da er auch hier sich nicht persönlich stellen wollte, so ward er auf einem dritten Hoftage zu Würzburg in die Acht erklärt, und auf einem vierten, zu Goslar, wurden ihm auch seine beiden Herzogthümer abgesprochen, Baiern dem Markgrafen Leopold V. von Oestreich, Sachsen dem brandenburgischen Markgrafen Albrecht dem Bär gegeben.

So mußte der Klugheit gemäß allerdings mit den Welfen *) verfahren werden, wenn die Hohenstaufen vor ihnen Ruhe haben wollten. Der allgemeine Neid gegen den mächtigen Heinrich erleichterte das Verfahren gegen ihn, und die Baiern selber, vermuthlich weil ihre mächtigsten Stände aus Geistlichen bestanden, fielen ohne Bedenken von ihm ab. Die treueren Sachsen dagegen opferten ihren wackeren Herzog so kalt nicht auf; sie jagten den ihnen aufgedrunge-

*) So nannte man die Familie dieses Heinrich. Ihre Gegner, die Hohenstaufen, hießen auch Gibellinen, angeblich nach einer italiänischen Verstümmelung des Namens Waiblingen.

nen Albrecht zum Lande hinaus, und selbst da Heinrich 1139 (20. Oct.) starb, widersetzten sie sich standhaft jeder fremden Herrschaft, und hoben die Regierung Heinrichs kleinem Sohne auf, der in der Folge unter dem Namen Heinrichs des Löwen berühmt geworden ist. Konrad III. bestätigte zuletzt, was er nicht hatte verhindern können.

Auch um Baiern mußte er noch erst mit Heinrichs Bruder Welf kämpfen. In diesem Kriege fiel das artige Geschichtchen von den getreuen Weinsbergerinnen vor (1140), welches ein deutscher Dichter verewigt hat. Nur lag nicht Welf und seine Gemahlin selber in der Stadt, sondern nur ein Theil seiner Mannschaft. Des Königs eigener Bruder Friedrich von Hohenstaufen war es der die Weiber mit ihren Männern auf dem Rücken nicht wollte ziehen lassen, allein Konrad hielt sein Versprechen.

Nach Italien kam Konrad III. nicht, daher er auch nicht den Kaisertitel geführt hat. Dafür ließ er sich zu einem Kreuzzuge nach Palästina bereden, der aber gleichfalls weder rühmlich noch glücklich für ihn endete.

15.

Der zweite Kreuzzug.

(1147 — 1149.)

Seit dem ersten Kreuzzuge hatte es nicht an kleinern Piigergesellschaften gefehlt, welche von Jahr zu Jahr den Weg nach Palästina betreten hatten, allein troß allen diesen Verstärkungen ward es doch den Lateinern (so nannte man die Bezwinger des heiligen Landes) mit jedem Jahre schwerer, sich gegen die unablässigen Angriffe der Türken länger zu halten. Sie baten in dringenden Gesandtschaften den Papst Eugen III. (1145 — 1151) um Hülfe, und dieser wandte alles an, die Fürsten zu einem neuen großen Heereszuge zu bewegen. Sein wirksamstes Organ dazu war in Frankreich der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, der wegen seiner Weisheit und Beredsamkeit in großem Ansehen stand. Dieser brachte denn auch wirklich einen Kreuzzug zu Stande, der an Glanz und Hoheit der Anführer den ersten weit übertraf. Ein deutscher Kaiser und ein König von Frankreich standen jeßt an der Spiße; jeder führte ein erlesenes Heer von 70,000 Mann.

Bey Ludwig VII. von Frankreich hatte dieser Entschluß einen Gewissensgrund. Er hatte vor einiger Zeit gegen zwey rebellische Vasallen

die Waffen ergriffen, deren Land, die Grafschaft Champagne, verheert, Vitri mit Sturm erobert, und in der ersten Hitze Befehl gegeben, die Stadt in Brand zu stecken, wobey wider seinen Willen auch die Hauptkirche mit 1500 Menschen von den Flammen verzehrt worden war. Diese grausame That gereute ihn bey kälterm Blute herzlich, und nach der Denkart jener Zeit gelobte er Gott zur Büßung dieser Sünde einen Kreuzzug. Der Abt Bernhard bestärkte ihn in dem frommen Entschlusse, zog dann selbst, wie Peter, durch einen Theil von Frankreich und Deutschland, und predigte mit solchem Nachdruck das Kreuz, daß alles in Feuer und Flammen gerieth. Bey einer Fürstenversammlung zu Vezelay in Burgund, fiel der König selber vor ihm auf die Knie und nahm aus seiner Hand das Kreuz. Er hatte große Päcke wollener Kreuze mitgenommen; diese warf er unter das rufende Volk; aber sie reichten lange nicht zu. Da zog der heilige Mann seine Kutte aus, und zerschnitt sie in lauter Kreuzlappen. Durch ganz Frankreich fuhr das alte „deus lo volt“ abermals wie ein Lauffeuer, und man rüstete sich mit noch größerem Vertrauen, als das erste Mal, denn der heilige Bernhard prophezeihte, Gott werde diesmal durch sein heiliges Volk ganz besondere Wunder in Asien verrichten.

Dasselbe predigte er auch in Deutschland.

Konrad III. war schon vor 22 Jahren *) einmal in Palästina gewesen, und hatte keine Lust zu einer zweiten Reise dahin. Als er aber in Speyer den heiligen Bernhard mit seiner siegenden Beredsamkeit von der Kanzel herab vorstellen hörte, wie sehr das Land Gottes in Gefahr sey, wie Gott selbst es gerettet sehen wolle, und wie unchristlich es sey, dem lieben Gott etwas abzuschlagen, so rief der fromme Kaiser mit weinenden Augen aus: „Ja, ich erkenne die großen Wohlthaten, die mir Gott erzeigt hat, und will nicht länger undankbar seyn. Ich bin bereit, ihm zu dienen, weil er mich selbst dazu ermahnt.“ Sogleich heftete ihm Bernhard ein Kreuz an, und überreichte ihm die auf dem Altar liegende Fahne zum Siegespanier gegen die Ungläubigen. Sein Beispiel entflammte viele deutsche Fürsten und Herren, selbst seinen bisherigen Gegner Welf, und den Kern der deutschen Jugend, ihm zu folgen. Wenige davon haben ihr Vaterland wieder gesehen.

Denn, um es kurz zu erzählen, beide gewaltige Heere richteten gar nichts aus; sie fanden noch größere Schwierigkeiten, als Walthers und Gottfrieds Gefährten; der griechische Kaiser Manuel Komnenus, den die endlosen Durchmärsche sehr beunruhigten, verfuhr feindlich gegen

*) Gerade während der Kaiserwahl Lothars II.

sie, verweigerte ihnen die Lebensmittel, und führte sie wohl gar gelegentlich den Türken mit Absicht in die Hände: in Asien fanden sie Hungersnoth, Pest und anderes Elend, und sowohl Ludwig als Konrad kehrten verdrossen zurück, und dankten es dem heiligen Bernhard schlecht, daß er ihnen so viel wunderbaren Segen Gottes vorgespiegelt hatte. Er entschuldigte sich wie ein Pfaffe: „Theils, sagte er, sey doch das Heil der Seelen auf alle Weise befördert worden, theils liege die Schuld an den Sünden der Unternehmer. Habe doch Moses selber sein Volk nicht in das gelobte Land einführen können."

16.

Kaiser Friedrich I. (Barbarossa).

(1152 — 1191.)

Drey Jahre nach seiner Rückkehr aus Palästina starb Konrad III. (1152, 15. Febr.) zu Bamberg, als er eben im Begriff war, seinen Römerzug anzutreten. Er hat die kaiserliche Würde, die seinen männlichen Eigenschaften gebührte, rühmlich behauptet. Zu seinem Schmerze sah er seinen Sohn Heinrich, den er bereits 1147 zu seinem Nachfolger hatte erwählen lassen,

schon 1150 sterben, und da sein zweiter Sohn, Friedrich, noch zu jung war, so empfahl er selbst den Fürsten seines Bruders Sohn Friedrich von Schwaben, der auf dem vorhin beschriebenen Kreuzzuge und auch sonst Proben eines seltenen Herrschertalents gegeben hatte. So wählte man ihn denn auch zu Mainz in voller Fürstenversammlung (5. März, 1152), doch so, daß die vornehmeren Herzoge vorher die Sache unter sich abmachten, und sie dann den übrigen nur zur Bestätigung vorlegten. Die Krönung geschah darauf am 8. März in der Kirche zu Aachen.

Friedrich I. ist einer der größten Regenten des Mittelalters, und nach ihm hat keiner das Kaiserschwerdt mit solcher Kraft geführt. Seine erste glänzende Handlung war die Entscheidung eines Thronstreits zwischen zwey dänischen Prinzen, Suen und Kanut, die sich 1152 auf einem Reichstage zu Merseburg einstellten. Er setzte dem letztern selbst die Krone auf, und nahm ihm den Lehenseid ab. Der andere ward durch einen Länderantheil befriedigt.

Das Hauptaugenmerk Friedrichs I. war Italien. In diesem Lande, dessen empörungssüchtige Völker seit Heinrich V. keine Herrscherruthe gefühlt, und ihren letzten Herrn, Konrad III., gar nicht einmal gesehen hatten, wollte er, es koste, was es wolle, das verfallene Ansehen des Kaisers wie-

derherstellen. Er eilte daher, den alten Streit mit Heinrich dem Löwen in Güte beizulegen, und verpflichtete schon 1152 auf einem Reichstage zu Würzburg die Fürsten zu einem Römerzuge. Dieser ward jedoch erst 1154 angetreten. Mit einem zahlreichen Heere erschien der 33jährige Held in den Roncalischen Feldern, und berief die Abgeordneten der italiänischen Städte und sämmtliche Vasallen zu dem gewöhnlichen Reichstage. Sodann richtete er seinen Zug nach Piemont. Hier erfuhr er schon Proben italiänischer Tücke, denn die mailändischen Wegweiser führten ihn solche Wege, auf denen durchaus keine Lebensmittel zu finden waren. Die beiden Städte Caira und Asti, die gar von den Einwohnern verlassen worden waren, wurden geplündert und verbrannt. Tortona, das die Thore schloß und Gegenwehr versuchte, erfuhr ein gleiches Schicksal. Die Bürger von Pavia, Feinde jener, hatten darüber eine solche Freude, daß sie Friedrichen im Triumph in ihre Stadt einführten, ihn drey Tage lang mit den Seinigen herrlich bewirtheten, und ihn ersuchten, sich von ihrem Bischof die lombardische Krone aufsetzen zu lassen. Dies that er, am Jubilatesonntage 1155.

Hierauf rückte er mit solcher Geschwindigkeit gegen Rom an, daß der Papst (Hadrian IV.), welcher nicht wußte, ob ein Feind oder Freund

komme, aus Rom weg, nach Castellana flüchtete. Da aber Friedrich den ihm vorgelegten Sicherheitseid ohne Umstände ablegte, kehrte er wieder zurück, und bewillkommte seinen Gast im Lager bey Nepi. Allein das Mißtrauen war doch so groß, daß eine Kleinigkeit das gute Vernehmen schon wieder zerstören konnte. Friedrich küßte nämlich dem Papste zwar herkömmlich den Fuß, hielt ihm aber beim Absteigen nicht den Steigbügel, sondern führte ihn ohne Umstände bey der Hand in sein Zelt. Hierüber wurden die Cardinäle so bestürzt, daß sie plötzlich zurück nach Castellana flohen; der Papst aber weigerte sich, ihm den üblichen Friedenskuß zu geben, und sagte: „Weil du mir die gewöhnliche und schuldige Ehre nicht bezeigt hast, die deine Vorfahren, die rechtgläubigen Kaiser, unsern Vorfahren, den römischen Päpsten, aus Ehrerbietung gegen die Apostel Petrus und Paulus erzeigt haben, so werde ich dich nicht zum Friedenskusse zulassen, bis du mir wirst Genugthuung geleistet haben.“ Friedrich schützte seine Unwissenheit vor, überlegte die Sache sodann mit seinen Fürsten, und nachdem ein ganzer Tag über dieser Armseligkeit verstrichen war, bequemte sich endlich der Kaiser zu der verlangten Ceremonie auf die Aussage einiger Fürsten, daß auch Lothar sie beobachtet habe.

Hierauf erhoben gar die Römer für sich noch

neue Schwierigkeiten. Sie ließen ihm durch eine Gesandtschaft sagen, sie hätten jetzt die Verfassung des alten Roms wieder aufgerichtet, und könnten ihm die Schutzherrschaft und die kaiserliche Würde nicht ohne mancherley Bedingungen ertheilen, z. B. daß er ihnen noch vor der Krönung 15,000 Pfund Silbers bezahlte, u. s. w. Friedrich antwortete ihnen kurz, er sey nicht gekommen, Gesetze anzunehmen, sondern zu geben. Damit ihm aber doch dies aufgeregte Volk nicht allzu viele Schwierigkeiten machte, so ließ er in der Nacht mit Einverständniß der päpstlichen Besatzung tausend Deutsche still in die Stadt einziehen und die Peterskirche besetzen. Hierauf folgte er mit Tagesanbruch selber nach (18. Jun. 1155), ward gekrönt, und begab sich noch denselben Tag in das Lager vor dem Thore zurück. Die muthigen Römer fielen darauf wirklich die Deutschen in ihrem Lager an, und wurden erst nach einem blutigen Gefecht, besonders durch die Tapferkeit Heinrichs des Löwen, zurückgeschlagen.

Gern hätte Friedrich seinen Marsch nach Unteritalien fortgesetzt, um die Rechte des Reichs auf Apulien geltend zu machen, allein die ungesunde Luft in den höchst unsaubern italiänischen Städten brachte soviel Krankheiten unter den Truppen hervor, daß wenig ausgerichtet werden konnte. Darüber verstrich die Dienstzeit der Fürsten (denn kein damaliger Krieger verpflichtete

sich

sich länger als bis zum Herbst), und man mußte auf den Rückzug denken. Vorher wurde noch die Stadt Spoleto zerstört, weil die Bürger nicht nur die ihnen aufgelegten 800 Pfund Silbers in falscher Münze bezahlt, sondern auch im Vertrauen auf ihre starken Mauern dem Kaiser sonst noch vielfältig getrotzt hatten.

Der Haß gegen die Auswärtigen hatte damals bey den Italiänern den höchsten Grad erreicht, und wären sie nicht unter sich selbst so uneinig gewesen, so hätten sie leicht den Ruhm des Alterthums erneuern können. Aber bey solcher Getheiltheit und Schwäche mußten die Ausbrüche ihrer Vaterlands- und Freiheitsliebe immer den gehässigen Charakter der Hinterlist und Bosheit erhalten. So versuchten die Veroneser das bey ihrer Stadt vorbey ziehende, schon äußerst geschwächte kaiserliche Heer theils durch Hinterhalte, theils durch locker gebaute Brükken zu vernichten, und nur durch Verrätherey anderer Italiäner, die wieder mit jenen in Feindschaft lebten, ward dem Kaiser ein Weg über das Gebirge verkundschaftet, auf welchem der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit 200 Mann den Laurern in den Rücken fiel. Von den vielen Gefangenen, welche er zurückbrachte, wurde nur einer begnadigt, und zwar unter der Bedingung, daß er die andern alle aufhängen mußte.

Zurückgekehrt nach Deutschland übte Frie-

drich I. sein Kaiseramt mit allem Nachdruck seiner kräftigsten Vorfahren. Wie diese hatte er keinen bleibenden Wohnsitz, sondern sein ganzes Regieren bestand in einem fortgesetzten Herumreisen durch alle Gegenden des Reichs, wo Händel zu schlichten waren. So ging er zuerst nach Regensburg, wo er in Gegenwart aller Fürsten den langen Streit zwischen Heinrich dem Löwen und dem Markgrafen Heinrich von Oestreich dahin ausglich, daß jener in sein Herzogthum Baiern wieder eingesetzt wurde, dieser aber zur Entschädigung das vorher zu Baiern gehörige Land ob der Ens nebst vielen Privilegien und dem herzoglichen Titel erhielt, den er sogar auf weibliche Nachkommen sollte vererben dürfen.

Auf dem nächsten Reichstage (1156) sehen wir den Kaiser zu Worms. Hier wurden der Erzbischof Arnold zu Mainz und der Pfalzgraf Hermann wegen ihrer langen blutigen und landverwüstenden Fehde zur Verantwortung gezogen, und zu der lange nicht angewendeten Strafe des Hundetragens verurtheilt. Der Pfalzgraf nebst zehn andern Grafen, die ihm beigestanden, schleppten wirklich jeder seinen Hund eine Meile weit auf dem Rücken fort, dem Erzbischof ward die Strafe in Betracht seines Alters und Standes erlassen.

Von Worms aus zog der Kaiser den ganzen Rhein entlang, und zerstörte eine Menge Raub-

schlösser. Sodann schlichtete er abwechselnd Streitigkeiten zu Münster, Halberstadt, Kostnitz, Regensburg und Würzburg. An dem letztern Orte ward 1156 ein Reichstag gehalten, und ein Krieg gegen die Polen beschlossen, deren Herzog Boleslav seinen Bruder Uladislav aus dem Lande gejagt hatte, jetzt aber durch die Waffen des Kaisers dahin gebracht ward, daß er ihm Schlesien abzutreten, und dem Kaiser 2000 Mark, den Fürsten 1000, den Hofbeamten 200 an Silber, der Kaiserin aber 20 Mark Goldes zu bezahlen versprach, und zur Sicherheit dieses Vertrages Geiseln stellte.

Hierauf finden wir den Kaiser zu Nürnberg, Regensburg, Goslar, Trier, Worms, Frankfurt, Kaiserslautern, Magdeburg, ja sogar in Besancon in Burgund. In Nürnberg wurden die italiänischen Angelegenheiten wieder vorgenommen. Nach Friedrichs Rückkehr aus diesem Lande waren die Unruhen daselbst allenthalben wieder ausgebrochen. Die Mailänder insonderheit hatten sich ein Geschäft daraus gemacht, über alle die kleineren Städte herzufallen, die den Deutschen Vorschub gethan, und lebten besonders mit Pavia in einer ewigen Fehde. Zugleich hörte man von allerley Bündnissen gegen den Kaiser, und der Uebermuth, mit dem von dem letztern gesprochen wurde, forderte eine nachdrückliche Züchtigung. Es ward demnach ein

zweiter Kriegszug nach Italien beschlossen, und die Fürsten dazu mit ihren Völkern auf Pfingsten des künftigen Jahres (1158) nach Ulm beschieden.

Die Nothwendigkeit, den Italiänern einmal ein rechtes Beispiel von Herrscherernst zu zeigen, ward durch des Papstes unaufhörlich steigende Anmaßungen noch dringender. Unausgesetzt arbeitete dieser an der Feststellung der Meinung, als trage das höchste weltliche Haupt Europens seine Krone nur von ihm zu Lehen. Darauf zielte auch das obenerwähnte Gemälde vom knieenden Lothar, welches Friedrich vergebens wegzunehmen ersucht hatte. Das beabsichtigten ferner eine Menge wie beiläufig hingeworfener Aeußerungen, durch welche man in dem väterlichsten Tone von der Welt dem Kaiser selbst diese Idee durch immer wiederholtes Einreden geläufig zu machen suchte. So übergaben ihm einige Kardinäle auf dem Reichstage zu Besancon (1157) ein päpstliches Schreiben, in welchem über einen in Burgund ausgeplünderten schwedischen Erzbischof Klage geführt, und alsdann so fortgefahren ward: „Denn, glorwürdigster Sohn, du solltest dir doch billig vor die Augen deines Gemüths stellen, wie gütig deine Mutter, die heilige römische Kirche, dich aufgenommen, mit welcher herzlichen Liebe sie dir begegnet, was für Hoheit und Ehre sie dir übergeben, da sie dir die kaiserliche

Krone aufgesetzet. Es reuet uns auch noch nicht, daß wir deinem Verlangen gewillfahret, sondern wenn deine Vortrefflichkeit noch größere Beneficien von uns erhalten hätte, würden wir uns darüber freuen, indem wir betrachten, was der Kirche Gottes und uns für Nutzen von dir gestiftet werden könne ꝛc."

Dieser liebevolle Brief still hingenommen, würde gegen den Nachfolger schon als ein sicheres Dokument der Anerkennung Friedrichs gebraucht worden seyn. Aber Friedrich, weit entfernt sich durch den Ton der Güte einschläfern zu lassen, fuhr heftig auf, und rügte besonders die hinterlistige Zweideutigkeit des Ausdrucks Beneficien, welcher in den lateinischen Urkunden geradezu für feuda, Lehen, gebraucht wird. Alle Fürsten theilten seinen gerechten Zorn, und als der eine Legat dennoch die Frechheit hatte, zu fragen, von wem denn der Kaiser das Reich habe, wenn er es nicht vom römischen Stuhl empfangen, riß der tapfere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach das Schwerdt, das er dem Kaiser vortrug, aus der Scheide, und würde dem unverschämten Priester den Kopf gespalten haben, wenn es nicht Friedrich selbst verhindert hätte. Dieser ließ dafür sogleich ein Gebot ausgehen, daß kein Deutscher sich unterstehen solle, ohne Erlaubniß seines Bischofs nach Rom zu reisen. Bey einer solchen Stimmung der Deutschen, und

kurz vor ihrem Zuge nach Rom hielt es denn Hadrian IV. selbst für rathsam, zu erklären, er habe das Wort beneficium nur in seiner ursprünglichen Bedeutung gebrauchen wollen. Aber bey den deutschen Bischöfen beschwerte er sich, daß sie dergleichen Kränkung der geistlichen Würde gestatteten. Doch diese waren diesmal so sehr auf des Kaisers Seite, daß sie zurückschrieben, sie erzeigten zwar ihrem Vater, dem Papste, gern die schuldige Ehrerbietung, allein die freie Krone des Reichs schrieben sie bloß einer göttlichen Wohlthat zu; sie ersuchten ihn daher, das Geschehene durch Gelindigkeit zu verbessern, und vor allen Dingen seine Schreibart zu ändern.

Auf einem Reichstage zu Worms wurden die Klagen einiger Städte abgehört, über die vielen Zölle, welche die kleinen Fürsten am Main eigenmächtig angelegt hatten. Der Spruch fiel dahin aus, daß alle Zölle zwischen Bamberg und Mainz ungültig seyen, außer den dreien bey Frankfurt, Aschaffenburg und Kloster Neuenstadt, welche beiden leztern aber nur 14 Tage im Jahre offen seyn, und keinem Schiffe mehr als 4 Pfennige abfordern sollten. Auf einem andern Reichstage, zu Regensburg, wurden ungarische Streitsachen entschieden, und auf dem zu Augsburg im Frühjahr 1158 suchten dänische Gesandten die kaiserliche Bestätigung eines neu gewählten Dänenkönigs und dessen Investi-

zur nach, zu welcher derselbe 40 Tage nach des Kaisers Rückkehr aus Italien persönlich vorgeladen wurde. Aus diesen Angaben mag man das damalige Ansehen des deutschen Reichs beurtheilen.

Endlich zur gesetzten Zeit, brach der große Heereszug nach Italien auf, einer der glänzendsten, die je die Alpen überstiegen hatten. Friedrich erließ die schärfsten Befehle gegen alles Plündern und Schlagen, hielt dann eine ernstliche Rede an die Truppen, in der er ihnen die Nothwendigkeit einer Züchtigung der ungehorsamen Mailänder vorstellte, und erhielt zur Antwort einen allgemeinen Jubelruf.

Gegen das Ende des Jul. (1158) erschien das deutsche Heer vor Mailand, und schloß die Stadt ein. Die Bürger thaten tapfere Ausfälle, wurden aber bald durch den Hunger gezwungen, um Gnade zu bitten. Durch die Vermittelung des neuen Königs von Böhmen, Uladislav, kam ein Vergleich zu Stande, kraft dessen die Mailänder für die Zukunft Treue und Gehorsam versprachen, und sich verpflichteten, sich aller angemaßten Regalien zu begeben, ihre Nachbarsstädte in Ruhe zu lassen, die kaiserliche Burg wieder aufzubauen, dem Kaiser, seiner Gemahlin und dem Reichsrath 9000 Mark in drey Terminen zu bezahlen, und über das alles 300 Geiseln zu stellen. Die Huldigung geschah

auf freiem Felde, fast eine deutsche Meile vor der Stadt, wo dem Kaiser ein hoher Thron erbauet war. Vor demselben erschien die Geistlichkeit, der Adel und die Consuln von Mailand barfuß, ohne Oberkleider und mit Schwerdtern auf dem Nacken, die Gemeinen mit Ketten um den Hals. Auch Genua, das der Treulosigkeit überführt worden war, mußte 1000 Mark Strafe zahlen, und seine angefangenen Festungswerke wieder einreißen.

Um aber seine Herrschaft über die Lombardey sicherer zu begründen, ließ Friedrich I. zu dem diesmaligen Roncalischen Reichstage die vornehmsten Rechtsgelehrten aus Bologna kommen, und durch eine förmliche Urkunde, dem römischen Recht gemäß, auf das bestimmteste feststellen, welches denn eigentlich die Rechte des Kaisers in Italien seyen. Die Aussprüche der Juristen fielen darüber so günstig aus, daß Friedrich diesen Reichstag höchst zufrieden beschloß. Desto mehr beschwerte sich der Papst Hadrian IV. Es entstand ein lebhafter Schriftenwechsel, in welchem der letztere Dinge hören mußte, wie sie noch keinem Papste gesagt worden waren. Friedrich ließ in seinen Briefen seinen eigenen Namen immer voran setzen, auch den Papst nicht anders als mit Du anreden. In den noch vorhandenen Briefen wünscht er ihm, dem Beispiel Jesu nachzuleben, der für sich und Petrum den Zins an

den Kaiser bezahlen lassen; er sagt ihm, er habe die Krone von seinen Vorfahren, die Kirche aber alles, was sie besitze, von der Freigebigkeit der Fürsten; eben darum setze er auch seinen Namen voraus, wie es die alten Kaiser gethan, jedoch verstatte er um der Gerechtigkeit willen dem Papste ein Gleiches. Den Kardinälen habe er die Kirchen und Städte deshalb verschlossen, weil man sie nicht predigen, sondern plündern, nicht die Welt verbessern und Frieden stiften, sondern Geld zusammenscharren sehe. Würde man sie aber so erblicken, wie die Schrift sie verlange, so werde man auch nicht säumen, sie mit dem nothwendigen Unterhalt zu versorgen. Der Papst selber habe gleichfalls der ihm zustehenden Demuth zuwider gehandelt, daher er, der Kaiser, nicht umhin gekonnt, nachdrücklich zu antworten, nachdem er gesehen, daß der verfluchte Hochmuth sich bis auf den Stuhl Petri erhoben.

Mit gleicher Deutschheit wurden noch einige andere päpstliche Briefe beantwortet. Friedrich blieb den Winter in Alba, wo er englischen, französischen und ungarischen Gesandten Gehör gab, die ihn um seine Vermittelung baten. Die Hülfsheere der Fürsten hatte er, der Gewohnheit gemäß, schon vor dem Ablauf des Jahres nach Hause geschickt, da er aber vernahm, daß die Mailänder und der Papst selber sich heimlich wider ihn rüsteten, so berief er Heinrich den Lö-

men zum Frühjahr zurück, und ließ unterdessen auf einer Reichsversammlung die Achtserklärung über die treulosen Mailänder verhängen. Diese fingen hierauf selbst die Feindseligkeiten an, und reizten auch eine Menge anderer Städte gegen die Deutschen auf. So hielt die Stadt Crema eine hartnäckige Belagerung aus, ward aber endlich doch bezwungen, und von den Einwohnern von Cremona und Pavia geschleift. Auf Mailand war Friedrich so erbittert, daß er schwur, nicht eher wieder die Krone auf sein Haupt zu setzen, als bis die Stadt erobert sey.

Jetzt starb der Papst Hadrian IV. (1. Sept. 1159), und man kann denken, daß Friedrich nichts gespart haben werde, einen ihm günstigen Kardinal an dessen Stelle zu setzen. Wirklich wählte seine Partey Victorn III., allein die Mehrheit bestand auf einem Gegenpapst, dem klugen und entschlossenen Alexander III., der bey der oben erwähnten Gesandtschaft in Besançon das Wort geführt hatte. Friedrich ließ darauf ein Concilium von deutschen und lombardischen Bischöfen in Pavia zusammenberufen (2. Febr. 1160), auf welchem Victor III. für den einzig rechtmäßigen Papst erklärt ward; Alexander hingegen, der in Frankreich Schutz gesucht und gefunden, erklärte, daß er als Papst keinem Concilium und noch weniger einem weltlichen Richter unterworfen sey, that seinen Geg-

ner und den Kaiser in den Bann, und sprach die Unterthanen des leztern von ihrem Treuschwur los. Er behauptete sich auch bis ans Ende, da ein anderes Concilium von französischen und englischen Bischöfen zu Toulouse, dem die Könige von Frankreich und England beigewohnt, ihn für den rechtmäßigen Papst erklärt hatten.

Der Krieg des Kaisers gegen die rebellischen Mailänder zog sich indeß in die Länge, weil Friedrich am Ende jedes Sommers immer seine besten Truppen entlassen, und den Winter über entweder still liegen, oder den Krieg mit den Soldaten der den Mailändern feindlichen Städte führen mußte. Mit größerer Erbitterung und Grausamkeit als dieser mailändische sind wenig Kriege geführt worden. Die Grausamkeiten der Italiäner zu rächen, hängten auch die Deutschen den größten Theil ihrer Gefangenen auf. Alle diejenigen, welche den Mailändern Zufuhr bringen wollten, verloren die rechte Hand. Aber auch ein schönes Beispiel von deutscher Treue kommt in dieser Geschichte vor. Die Mailänder, vom Hunger geängstigt, wollten unterhandeln. Der König von Böhmen und der Landgraf von Thüringen versprachen ihren Consuln sichres Geleit. Reinold, Erzbischof von Kölln, der davon nichts wußte, fiel sie an, und verursachte ein mörderisches Gefecht. Darüber wurden jene beiden Fürsten so entrüstet, daß sie bald darauf

nach Hause gingen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich indessen wieder, und der Kaiser ging nach Lodi ins Winterquartier (1161).

Erst am 1. März 1162 stellten sich die beiden Bürgermeister von Mailand nebst den vornehmsten Herren der Stadt, insgesammt entblößte Degen auf dem Nacken tragend, in dem kaiserlichen Pallast zu Lodi an, bekannten sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig, und unterwarfen sich, wie der Kaiser verlangt hatte, auf Gnade und Ungnade. Einige Tage nachher kamen auch die übrigen Bürger, barfuß und mit Stricken um den Hals, nach Lodi, überreichten ihre Schlüssel und Fahnen, und baten um Gnade. Friedrich versammelte darauf einen Reichstag zu Pavia, auf welchem die Strafe der Ueberwundenen besprochen werden sollte. In Erwägung ihrer wiederholten Treubrüchigkeit ward der Schluß gefaßt, daß ihnen zwar das Leben geschenkt, ihre Stadt aber von Grund aus zerstört werden sollte. In dies traurige Geschäft theilten sich die Städte Lodi, Cremona, Pavia, Como und Sepri, sämmtlich Feinde der Mailänder, mit Freuden, und sie vollendeten es so gut, daß außer den Kirchen auch nicht ein Stein auf dem andern blieb. Eine Menge der trefflichsten Denkmäler des Alterthums, Bildsäulen, Palläste, Tempel, Bäder, Theater, Triumphbogen und Wasserleitungen wurden dabey zu

Schutt zermalmt. Nachdem der ganze Platz der Erde gleich gemacht war, marschirte das kaiserliche Heer zum Zeichen des vollkommnen Sieges darüber hin.

Den Einwohnern ward erlaubt, sich in vier verschiedenen Gegenden ihres Gebiets wieder anzubauen. Sodann wandte sich der Kaiser gegen die andern Städte, die seinen Befehlen bis dahin noch widerstrebt hatten. Placentia und Brixen unterwarfen sich, durch das Beispiel Mailands geschreckt, freiwillig; nach Bologna zog der Kaiser im Jul. Auch Genua schickte Gesandten. Alle viere mußten eine Summe Geldes entrichten, und ihre Mauern und Festungswerke niederreißen. In jede Stadt ward ein kaiserlicher Beamter (Podestà) gesetzt. Tortona hatte Mailands und Crema's Schicksal, mehr durch die Wuth der andern Italiäner, als auf des Kaisers Geheiß.

Friedrich I. ging hierauf nach Burgund, wo er den Papststreit vergebens auszugleichen suchte, und den König von Frankreich in große Angst setzte, von da aber nach Deutschland (1163), wo während seiner langen Abwesenheit Unordnungen genug vorgefallen waren. Zuerst ward ein Reichstag zu Mainz gehalten. Die Bürger dieser Stadt hatten ihren Erzbischof Albert in dem Jakobskloster ermordet. Dafür wurden sie ihrer Privilegien beraubt, die Mauern ihrer alten und

großen Stadt abgebrochen, die Gräben zugeschüttet, und die Stadt zu einem offenen Orte gemacht, das Kloster aber mit Feuer vernichtet.

Noch in demselben Jahre kehrte Friedrich mit seiner Gemahlin, doch ohne Heer, nach Italien zurück, hielt sich abwechselnd zu Lodi, Pavia und in den Städten der Mark Ancona auf, und suchte durch seine Gegenwart die überall aufglimmende Rachlust und Freiheitssucht zu unterdrücken. Allein das Ungeheuer, das er bekämpfen wollte, war zu vielköpfig, um einzelnen Schlägen zu erliegen. Wenn schon die fremde Herrschaft das angeborne Vaterlandsgefühl des lebhaften Italiäners mit Recht beleidigte, so erbitterten die Härte der deutschen Beamten, die Last der langen Einquartirung und die nothwendig erhöhten Steuern den edlen Freiheitssinn des Bürgers. Man darf wohl glauben, daß Friedrich, der sich durch sein ganzes Leben als einen großmüthigen Mann gezeigt, von dem Druck dieses Volkes nicht genug unterrichtet gewesen sey, und seinen despotischen oder habsüchtigen Beamten zu sehr vertrauet habe. Gewiß ist, daß mehr Nachgiebigkeit hier auch politisch vortheilhafter gewesen seyn würde. Besonders fehlerhaft war es auch, daß, als Victor III. im April 1164 zu Lucca starb, der Kaiser diese Gelegenheit vorüber gehen ließ, sich mit Alexander III. auszusöhnen. Aber hier riß ihn die voreili=

ge Hitze seines Kanzlers Reinold, Erzbischofs von Kölln, mit hin, daß er noch einen Gegenpapst, Paschalis III., wählen ließ, dessen Ansehen er nun, da er nicht gern etwas zurücknehmen mochte, durch neue Gewaltthätigkeiten behaupten mußte, die ihn den Italiänern nothwendig immer verhaßter machten.

Noch in demselben Jahre errichteten mehrere volkreiche und feste Städte, Padua, Verona, Vicenza ꝛc. einen Bund, und erhielten von Venedig dazu eine Unterstützung an Gelde. Friedrich kam bey Verona in die größte Gefahr; er mußte sich zum ersten Mal in seinem Leben zurückziehen, und neue Hülfe aus Deutschland holen. Ehe er dahin abging, krönte er auf Bitten der Genueser und gegen Erlegung einer Summe Geldes einen gewissen Bariso, bisherigen kaiserlichen Befehlshaber in Sardinien, zum ersten König dieser Insel (3. Aug. 1164).

Im Frühling des folgenden Jahres (23. May, 1165) hielt er einen Reichstag zu Würzburg, auf welchem auch englische Gesandte zugegen waren. Hier ward von Geistlichen und Weltlichen beschworen, daß Alexander III. vom Reiche nie als Papst anerkannt werden sollte. Viele Bischöfe weigerten sich zwar, andere schwuren mit Thränen, allein des Kaisers Ansehen drang doch durch. Er reisete hierauf, seiner Gewohnheit nach, durch das ganze Reich, war im Jul.

zu Passau, im August zu Wien, im October zu Kölln, im folgenden Jahre zu Aachen, Utrecht ꝛc. Im Jahre 1166 finden wir ihn auf Reichstagen zu Ulm und Lauffen in Baiern, dann auf einem kurzen Kriege gegen die Ungarn, die aber bald Gehorsam leisteten, und hierauf wieder am entgegengesetzten Ende von Deutschland, zu Speier, von wo er zu einem andern Reichstage nach Nürnberg ging. Allenthalben waren Fehden und Streitigkeiten zu schlichten, am letztern Orte aber ward — so ungern die Deutschen daran gingen — ein neuer Zug nach Italien besprochen. In der That, wenn man diese beständigen Reisen der alten Kaiser betrachtet, und wie sie überall selbst sehen, selbst sprechen, und nirgends eine bleibende Stätte haben, so muß man mit Achtung für ihren erhabenen Beruf erfüllt werden, und, wenn man ein Deutscher ist, sich freuen, daß das Vaterland eine solche Reihe solchem Beruf gewachsener Männer hervorgebracht hat.

Den Vortrab dieses dritten italiänischen Zuges machten die Truppen der beiden Erzbischöfe von Mainz und Kölln, Christian und Reinold. Im November folgte der Kaiser selbst nach, hielt einen Reichstag zu Lodi, und feierte das Weihnachtsfest in Pavia. Im Jul. 1167 ging er mit dem Heere nach Rom, eroberte die Stadt nach herzhafter Gegenwehr, zwang Alexandern III. zur

zur Flucht, und führte Paschalis III. mit großem Gepränge in die Peterskirche ein.

Aber von jetzt an verließ ihn das Glück. Giftige Seuchen rafften die größten Häupter und einen ansehnlichen Theil seines Heeres hin. Der Eigennutz seiner Beamten, das trotzige Betragen der deutschen Krieger, Alexanders ausgesprochener Bannfluch, und vor allem die Meinung, als ob das große Sterben im deutschen Heere Gottes sichtbare Strafe sey, weil man bey der Eroberung Roms Feuer an die Peterskirche gelegt, dies alles machte die Italiäner einmüthiger als je, ihr Aeußerstes an die Fortschaffung der verhaßten Fremden zu setzen. Friedrich zog sich nach der Lombardey zurück, wo zuletzt fast nur das einzige Pavia aus Furcht ihm treu blieb. Die Mailänder, Cremenser und Tortoner bauten in der Geschwindigkeit ihre zerstörten Städte wieder auf, und große Schaaren beherzter Lombarden besetzten alle Gebirgspässe nach Deutschland, um den von Truppen fast entblößten Kaiser völlig einzuschließen, und ihm die Rückkehr abzuschneiden. Die Gefahr war so dringend, und sein noch übriger Anhang so klein, daß er nur durch eine heimliche Flucht entrinnen konnte (1168). Er entwich bey Nacht in aller Stille mit etwa 30 Begleitern nach Savoyen, und ließ auf diesem Wege eine Anzahl der ihm überlieferten lombardischen Geiseln an den Bäumen

aufhängen. Dafür hätte er aber beinahe selbst sein Leben eingebüßt, denn die erbitterten Bürger von Susa, bey denen er auf seinem Durchzuge ein Nachtlager nahm, verschlossen ihre Thore, setzten die noch übrigen lombardischen Geiseln in Freiheit, und wollten ihn am Morgen selbst im Schlaf überfallen. Zum Glück warnte ihn sein Wirth, und ließ ihn, nur mit zwey Begleitern, in Knechtskleidern entfliehen. Nach seinem Abzuge wurden alle deutsche Beamte und Besatzungen aus den italiänischen Städten gejagt, fast ganz Italien in das große Bündniß aufgenommen, Paschalis in seinem Pallast so gut als gefangen gehalten, und an der Gränze von Montferrat, dessen Herzog dem Kaiser bis zuletzt anhing, eine ganz neue Stadt erbauet, und dem Kaiser zum Trotz nach dem Namen des von ihm bestrittenen Papstes Alexandria (v) genannt.

Unterdessen starb am 20. Sept. dieses Jahres (1168) auch Paschalis III., und nun hoffte man gewiß eine Ausgleichung der langen Kirchenspaltung, allein gerade jetzt war die kaiserliche Partey am wenigsten zum Nachgeben geneigt. Es wurde noch ein dritter Gegenpapst, Calixtus III., gewählt, der aber durch seinen üblen Ruf der Sache noch mehr Schaden that.

Die Deutschen waren sehr erfreut, ihren Kaiser aus dem ihnen so verhaßten Italien wie-

der bey sich zu sehen. Und wahrlich, seine Gegenwart that dem Reiche sehr noth, denn die inneren Kriege und Befehdungen hatten während seiner Abwesenheit so überhand genommen, daß fast keine Heerstraße, ja kein Weg von einer Ritterburg zur andern mehr sicher war. Die größte aller dieser Fehden war gegen Heinrich den Löwen, Herzog von Baiern und Sachsen, ausgebrochen. Dieser tapfere Fürst war die letztern Jahre hindurch nicht mit in Italien gewesen, sondern hatte zu Hause sein Land durch glückliche Feldzüge gegen die wendischen Völker im heutigen Meklenburg und Vorpommern beträchtlich erweitert. Dies erweckte so sehr den Neid der Nachbarn, daß sie während des Kaisers Abwesenheit von allen Seiten über ihn herfielen (1166). Seine Hauptfeinde waren die Erzbischöfe Wichmann von Magdeburg und Hartwig von Bremen, die Bischöfe Hermann von Hildesheim und Konrad von Lübek, Markgraf Albrecht der Bär, Landgraf Ludwig von Thüringen ꝛc. Heinrich ließ sich durch die Anzahl nicht schrecken. Ein großer eherner Löwe, den er vor der Burg seiner Residenz Braunschweig aufstellen ließ, sollte gleichsam sein Sinnbild seyn. Den Bischof von Lübek vertrieb er aus seinem Sitze, dem Erzbischof von Magdeburg verwüstete er sein ganzes Land, und schon wollte er sich auch gegen die andern wenden,

als der zurückgekehrte Kaiser alle Streitenden auf einen Reichstag nach Bamberg beschied. Jeder mußte hier das Genommene wieder herausgeben und Frieden versprechen. Ein einziger Edelmann, Graf Wittekind von Dasenburg oder Dusenburg gehorchte nicht. Er war Heinrichs Todfeind, und trotzte auf seine unzugängliche Felsenburg, von welcher er nicht aufhörte, des Herzogs Gebiet zu verheeren. Dieser zwang ihn endlich durch eine förmliche Belagerung, sperrte alle Ausgänge, und ließ von den Bergleuten aus Goslar den Felsen durchhauen und den Brunnen verderben, aus welchem die Belagerten ihr Wasser schöpften. Da erst ergaben sie sich. Die Trümmer dieser Burg sind noch jetzt am Harz, unweit Haselfeld, zwischen Elbingerode und Ilfeld, zu sehen.

Noch verschiedene andere Reichstage hielt Friedrich I., auf denen ähnliche Streitigkeiten geschlichtet, Erbschaften übernommen, Lehen eingezogen und wieder vergeben, auch Strafgelder zuerkannt wurden. Im J. 1169 nahm er eine Erbschaft seines Schwiegervaters Reginald in Burgund in Besitz. Dann hielt er einen Reichstag zu Bamberg (vom 6. Jul. an), auf welchem er seinen ältesten Sohn Heinrich zum römischen König wählen, und den 15. Aug. darauf zu Achen vom Erzbischof von Kölln krönen ließ. In der Folge versorgte er auch seine übrigen

vier Söhne mit Herrschaften. Friedrich erhielt das Herzogthum Schwaben, Konrad die Güter des jung verstorbenen Sohnes vom Kaiser Konrad III., Otto Burgund mit der Hauptstadt Arles, und Philipp, der noch sehr jung war, einige geistliche Güter. Von Bamberg ging der Kaiser nach Salzburg und Passau, und jagte die beiden dortigen Bischöfe fort, weil sie sich unterstanden hatten, Alexanders III. Partey zu nehmen.

Zu Ostern 1170 finden wir ihn schon wieder im Elsaß, zu Pfingsten in Fulda auf einem Reichstage, im Sommer auf einem andern in Goslar, im folgenden Jahre wieder zu Kölln, wo er Gesandte vom griechischen Kaiser erhielt, zu Nimwegen, Aachen und abermals zu Goslar. Heinrich der Löwe unternahm in diesem Jahre (1171) einen Zug ins gelobte Land, ward in Konstantinopel ehrenvoll aufgenommen, erreichte Jerusalem glücklich, kehrte eben so wohlbehalten im folgenden Jahre nach Deutschland wieder zurück, und legte einen großen Schatz mitgebrachter Reliquien in der von ihm erbauten St. Blasiuskirche in Braunschweig nieder.

Im J. 1173 that Friedrich einen großen, aber kurz dauernden Kriegszug gegen den Herzog Boleslas von Polen, der seine Vettern beeinträchtigt hatte, jetzt aber aus Furcht vor des Kaisers Macht alles Unrecht vergütigte, und dem

Kaiser 8000 Mark bezahlte. In demselben Jahre entsetzte der letztere auch den König Uladislav von Böhmen seiner 35 Jahre lang behaupteten Würde, man weiß nicht genau weswegen. Zu eben der Zeit erhielt er eine Gesandtschaft von dem türkischen Sultan von Babylon oder von Cogni, der eine Tochter des Kaisers zur Ehe begehrte, und alsdann ein Christ zu werden versprach. Friedrich behielt diese Türken ein halbes Jahr lang bey sich, bewirthete sie köstlich, und bewilligte zuletzt auch das Gesuch, welches jedoch durch den frühen Tod der Prinzessin unerfüllt bleiben mußte.

Endlich im Anfang des Sept. 1174 trat Friedrich I. mit einem glänzenden Heere seinen fünften, auf mehreren Reichstagen besprochenen Zug nach Italien an. Vorausgeschickt hatte er schon im vorigen Jahre den Erzbischof Christian von Mainz, einen der tapfersten Schläger seiner Zeit, dem ein gleichzeitiger Schriftsteller die einem geistlichen Herrn seltsam anstehenden Lobsprüche macht, daß er vor Bologna 38 Feinden mit seinem Morgenstern die Zähne eingeschlagen, und daß das Frauenzimmer und die Maulthiere ihm höher als dem Kaiser sein ganzer Hofstaat zu stehen gekommen. Er verbreitete bis nach Ancona hin Verwüstung um sich her, und machte dem Kaiser gute Bahn. Dieser brach über den Cenis in die Lombardey ein, ließ Susa zur Ver-

geltung der ihm zugefügten Schmach in Brand stecken, und ging auf die neue Stadt Alexandria los. Asti, Cremona, Tortona, Como und andere Städte öffneten ihm freiwillig die Thore. Aber vor Alexandria fand er, bey ungünstiger Witterung, lebhaften Widerstand. Er mußte einen Waffenstillstand bis zum May schließen, und unterdessen ging, der leidigen Gewohnheit nach, ein guter Theil seines Heeres nach Deutschland zurück. Er hielt sich den Winter über abwechselnd in Pavia, Ravenna, und andern getreuen Städten auf, suchte auch durch Unterhandlungen Alexandern III. von den Lombarden zu trennen, aber vergeblich. Seine Lage fing abermals an, sehr mißlich zu werden.

Dazu kam ein neuer empfindlicher Schlag. Herzog Heinrich der Löwe, bisher seine stärkste Stütze, und der mächtigste Vasall des Reichs, verließ ihn mit allen seinen Truppen, man weiß nicht weswegen. Eine Nachricht sagt sogar, der Kaiser sey ihm bis an den Comersee nachgegangen und zuletzt ihm gar zu Füßen gefallen, aber der Herzog habe sich standhaft geweigert, und sein Alter vorgeschützt. Die erste Rache dafür empfand er im Frühling 1176 von den Völkern des Erzbischofs Philipp von Kölln und des Grafen von Flandern, die bey ihrem Durchmarsch nach Italien Baiern unbarmherzig verwüsteten.

Von diesen neu ankommenden Truppen un-

terstützt wollte endlich Friedrich, gegen den Rath aller seiner Freunde, den langen Streit mit den Lombarden durch eine entscheidende Schlacht enden. Er griff die ungleich stärkere Macht der verbündeten Italiäner am 30. Jun. 1176 bey Lignano an, und stürzte sich selbst nach seiner Gewohnheit mit wüthender Tapferkeit in die feindlichen Haufen. Aber die Verzweiflung der Italiäner war doch noch mächtiger. Friedrichs Panierträger ward erschlagen, seine Fahne erobert, dem Kaiser selbst das Pferd unter dem Leibe erstochen, der größte Theil seiner Deutschen getödtet oder in den Tesino gedrängt, mit einem Wort, von den Italiänern der vollständigste Sieg erfochten. Es ging auch ein Gerücht, der Kaiser selbst sey geblieben, sogar daß seine Gemahlin schon zu Como die Trauer anlegte, bis er endlich am vierten Tage nach der Schlacht zu Pavia wieder zum Vorschein kam.

Jetzt war Friedrich in Italien wieder so arm, wie vor acht Jahren, als er bey Nacht in Knechtskleidern entflohen, und da er aus Deutschland wenig frische Hülfe mehr zu erwarten hatte, so blieb nichts übrig, als — gütliche Unterhandlungen zu versuchen. Er sandte zu Alexandern III., versprach ihm freies Geleit, und der Papst begab sich wirklich zu Ostern 1177 nach Venedig, wo sich auch die kaiserlichen Gesandten einstellten. Aber die Schwierigkeiten schienen

bald unübersteiglich, indem jeder forderte, niemand nachgeben wollte. Das Mißtrauen war so groß, daß Friedrich sogar versprechen mußte, sich von Venedig weit entfernt zu halten. Erst nachdem die Präliminarien abgeschlossen waren, ward ihm dorthin zu kommen erlaubt, und der Bann von ihm genommen (24. Jul. 1177). Vor der Thür der Markuskirche erwartete ihn Alexander im päpstlichen Schmuck. Der Kaiser, von einem großen Gefolge begleitet, warf den Mantel von sich, fiel vor ihm nieder, und küßte ihm die Füße. Daß ihn der Papst bey dieser Gelegenheit auf den Nacken getreten, ist ein elendes Mährchen. Er gab ihm vielmehr den Friedenskuß, führte ihn in die Kirche, die von dem Jubelhall des vollstimmigen Tedeums wiederhallte, und ertheilte ihm vor dem Altar seinen Segen. Beim Ausgange aus der Kirche hielt ihm der Kaiser nach der Sitte den Steigbügel (25. Jul.).

Am 1. Aug. geschah endlich der förmliche Abschluß des Friedens zwischen dem Kaiser und dem Papst, mit Uebergehung der lombardischen Städte und des Königs Wilhelm von Sicilien. Die feierliche Versammlung war in einem geräumigen Hofe des Pallastes des Patriarchen von Venedig. Der Papst, auf einem erhöheten Stuhle sitzend, zu seiner Rechten den Kaiser, zur Linken den sicilianischen Gesand-

ten, Erzbischof von Salerno, hielt zuerst eine lange Rede, in der er des Kaisers Rückkehr vom Irrthum zur wahren Kirche unter dem Bilde des verirrten Schafes und des verlornen Sohnes darstellte, und ihn und seine Familie liebreich in den Schooß der Kirche wieder aufnahm. Des Kaisers Antwort war deutsch, der Kanzler Christian von Mainz mußte sie italiänisch dollmetschen. Darauf wurden die Friedensartikel von 12 deutschen Reichsfürsten, den sicilianischen Gesandten und den Bürgermeistern der Städte Mailand, Piacenza, Brixen, Bergamo, Verona, Parma, Reggio, Bologna, Novara, Alexandria, Padua und Venedig auf Reliquien und dem Evangelienbuche beschworen. Die vorzüglichsten dieser Artikel waren folgende: „Der Kaiser zieht seine Hand von dem Gegenpapste Calixtus III. ab, der mit einer deutschen Abtey abgefunden werden könne, und überläßt die Vogtey über die Stadt Rom dem päpstlichen Stuhle, wogegen er die Nutznießung der mathildinischen Güter noch 15 Jahre behält. Mit dem König von Sicilien soll ein 15jähriger, und mit den Lombarden ein 6jähriger Waffenstillstand gehalten, während desselben aber an einem dauerhaften Frieden ernstlich gearbeitet werden."

Die lombardischen Städte waren sehr unzufrieden mit dem Papste, daß er sie verlassen, und mit dem Kaiser allein abgeschlossen habe, allein

dies war der einzige Weg zum Endzweck zu kommen. Friedrich zog nun nach Deutschland zurück, um hier sein Ansehen, das durch Heinrichs des Löwen Ungehorsam tief gekränkt worden, wieder herzustellen. Bey Heinrichs großer Macht schien ein verheerender innerer Krieg unvermeidlich, allein Friedrichs Entschlossenheit und Klugheit, die lange Eifersucht der Mitstände gegen Heinrich, und die religiöse Ehrfurcht der deutschen Nation vor dem kaiserlichen Namen erleichterten das Geschäft. Der Herzog ward zuerst auf einen Reichstag nach Worms (1178) geladen, wagte aber nicht, sich seinen Feinden gleichsam selbst in die Hände zu liefern. Es ward ihm daher ein neuer Termin nach Magdeburg gesetzt (1179), wo der Kaiser selbst ihn anklagte, und eine Menge auf ihn erbitterter Fürsten beistimmten. Ein Markgraf Dietrich von Landsberg erbot sich sogar, durch einen Zweikampf zu beweisen, daß der Herzog von den Italiänern mit Gelde bestochen worden sey, sich dem Kaiser zu entziehen. Da indessen derselbe auch hier nicht erschien, so hielt man mit der Verurtheilung noch inne, und setzte ihm eine neue Tagfahrt nach Goslar an. Ehe diese anfing, ersuchte er den Kaiser um eine Privatunterredung. In dieser verlangte Friedrich von ihm eine Geldbuße von 5000 Mark, und völlige Unterwerfung unter seinen Richterspruch. Dies schien ihm aber

doch bedenklich; er ging weg, und stellte sich auch auf dem Reichstage zu Goslar nicht. Da fiel denn endlich das Erkenntniß der Fürsten dahin aus, daß er als ein ungehorsamer Vasall in die Reichsacht zu erklären und aller seiner Lehne zu entsetzen sey. Dennoch wollte Friedrich nichts übereilen, sondern ließ ihm noch Zeit bis zu einem Reichstage in Würzburg 1180, wo das obige Urtheil endlich bestätigt und zur Ausführung gebracht ward.

Dies letztere geschah mit vieler Politik. Heinrichs Erbgüter in Schwaben wurden zur kaiserlichen Kammer gezogen, seine wendischen und sächsischen Lehnleute wurden mit den Gütern beschenkt, die sie bisher nur von ihm zu Lehen getragen hatten; das eigentliche uralte, große Herzogthum Sachsen aber, das schon durch die vielen Bisthümer merklich zerstückelt war, wurde jetzt völlig zertheilt. Die wichtigen Stücke jenseit der Weser, Westphalen und Engern genannt, wurden davon abgerissen, und dem Erzbischof von Kölln ertheilt. Vieles wurde dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, desgleichen den benachbarten Bischöfen von Mainz, Paderborn, Hildesheim, Verden, Bremen, Magdeburg, Minden rc. zugelegt; den Harz aber nebst dessen südlicher Umgebung erhielt Graf Bernhard von Anhalt, Albrechts des Bären Sohn. Diese Zerstückelung der alten Herzogthümer war

damals politisch, denn sie zerbrach die Macht der großen Vasallen, und erleichterte dem Kaiser — jetzt Andern! — die Herrschaft.

Heinrich versuchte zwar eine Zeitlang tapfere Gegenwehr, fiel über die kaiserliche Reichsstadt Goslar her, besiegte auch das Heer des Erzbischofs von Kölln, eroberte Halberstadt, steckte Kalbe, Mühlhausen und Nordhausen in Brand, bekam den Markgrafen von Thüringen und den Bischof von Halberstadt gefangen, und kehrte mit reicher Beute beladen nach Braunschweig zurück. Aber im folgenden Jahre, 1181, rückte Friedrich selbst mit einem großen Heere in Sachsen ein, und eroberte eine Menge fester Schlösser (Lichtenberg, Blankenburg, Regenstein ꝛc.) in wenigen Tagen. Den andern setzte er einen Termin bis Martini, da sich denn die meisten Edelleute freiwillig unterwarfen. Aber in den größeren Städten war der Widerstand heftiger. Darüber verging die Kriegszeit, und Friedrich mußte das andere Jahr mit frischen Truppen wiederkommen. Braunschweig, Lübeck, und andere Städte wurden belagert. Heinrich warf sich in das stark befestigte Stade, sah sich aber doch zuletzt so sehr von allem Beistande verlassen, daß er um Gnade bitten mußte. Es ward ein Reichstag auf den November 1182 nach Erfurt ausgeschrieben. Hier warf sich der gebändigte Löwe dem Sieger zu Füßen, der ihn gütig

aufhob und mit Thränen umarmte. Aber wohl bedenkend, daß einem versöhnten Feinde nicht zu trauen sey, linderte Friedrich darum nichts von der Strafe. Heinrich blieb seiner Herzogthümer verlustig, und wurde sogar auf drey Jahre aus dem Reiche verwiesen; dafür sollten die braunschweigischen und lüneburgischen Lande ihm aufgehoben seyn, und seiner Familie verbleiben. Er ging mit seiner Gemahlin zu seinem Schwiegervater, dem König von England, Heinrich II. So schnell wurde einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit vernichtet. Doch hat der stehen gebliebene Stamm in der Folge noch schöne Sprößlinge getrieben. Das herzoglich braunschweigische Haus und die jetzige englische Königsfamilie stammen in gerader Linie von Heinrich dem Löwen ab.

Baiern hatte Heinrich gar nicht vertheidigen können. Es ward auf einem Reichstag zu Regensburg im Jul. 1180 dem tapfern Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach gegeben, doch so, daß auch von diesem mächtigen Herzogthum große Stücke abgerissen wurden. Regensburg ward unter andern für eine kaiserliche freie Reichsstadt erklärt, wie im folgenden Jahre (1181) auch Lübeck. Durch den neuen Ländererwerb Landgraf Ludwigs von Thüringen ward unter dem Namen einer Markgrafschaft Sachsen der Grund zu dem heutigen Kurfürstenthum dieses Namens

gelegt. Desgleichen trat der Herzog Bogislav von Pommern, Heinrichs Besiegter und nachheriger Lehnmann, jetzt in die Reihe der kaiserlichen Vasallen und der deutschen Reichsfürsten ein.

Unterdessen war der sechsjährige Waffenstillstand in Italien verlaufen, und der Kaiser, der verderblichen Kriegszüge müde, suchte denselben in einen Frieden zu verwandeln. Er sandte zu dem Ende im Frühjahr 1183 seinen Sohn Heinrich und viele Fürsten nach Kostnitz, wohin auch die Abgeordneten der italiänischen Städte berufen wurden, und wo im Jun. wirklich ein Friede zu Stande kam, dessen Hauptpunkte folgende waren: Die Städte sollten ihre hergebrachten Regalien und Gerechtsame innerhalb ihrer Mauern behalten, der äußern aber, als über Wiesen, Brücken, Mühlen rc. sich nicht anders als nach kaiserlicher Belehnung anmaßen. Die zweifelhaften sollten untersucht, oder wenn man es darauf nicht ankommen lassen wolle, mit 2000 Mark Silbers jährlich abbezahlt werden. Appellationen in Sachen über 25 Pfund Reichsmünze sollten an den Kaiser oder dessen Kommissarien gehen. Alle Bürgermeister und Obrigkeiten sollten in kaiserliche Pflicht genommen werden, desgleichen alle Bürger von 16 bis 70 Jahren dem Kaiser Treue schwören, die Huldigungen aber alle zehn Jahre erneuert werden. Bey

des Kaisers Eintritt in Italien sollten ihn die Städte prachtvoll einholen, und die Lebensmittel für ihn und sein Gefolge, oder das Fodrum (Futter) allenthalben bereit halten, doch solle der Kaiser keine Stadt mit seinem kostspieligen Aufenthalt allzu lange drücken. Mauern und Festungswerke endlich, ja alle Arten von Bündnissen unter einander sollten den Städten erlaubt seyn. — Bey diesem höchst billigen Vergleich hätten sich beide Theile lange Zeit recht glücklich befinden können, wenn es möglich gewesen wäre, ihn immer aufrecht zu erhalten. Der Kaiser erschien im Jul. selbst in Kostnitz, und bereisete hierauf wiederum einen Theil des Reichs, um besonders die ehemaligen Besitzungen Heinrichs des Löwen völlig zu beruhigen.

Hierauf beschloß er, sich einmal recht zu letzen, und schrieb deshalb auf Pfingsten 1184 einen großen Reichstag und Ritterschlag nach Mainz aus. Der Zulauf der Fremden war aber hier so groß, daß die Stadt Mainz sie nicht fassen konnte, und deshalb eine große Ebene vor dem Thore zu Hülfe genommen werden mußte, auf der beinahe eine zweite Stadt von Zelten, Buden und Baracken errichtet ward. Der einzige Erzbischof von Kölln hatte allein ein Gefolge von mehr als 4000 Menschen bey sich. Der Kaiser ließ die sämmtlichen Fürsten drey Tage lang herrlich bewirthen, wozu eine unglaubliche Menge

Menge Lebensmittel und Wein herbeigeschaft worden waren. Nach vollbrachtem Gottesdienst wurde turniert, und des Kaisers Söhne nebst vielen andern jungen Edelleuten zu Rittern geschlagen.

Im August 1184 besuchte Friedrich zum siebenten Male sein nun endlich beruhigtes Italien. In Verona hatte er eine Zusammenkunft mit dem neuen Papste Lucius III., der mit den Römern so schlecht stand, daß sie ihn zur Stadt hinausgejagt, wofür er sie wiederum in den Bann gethan hatte. Beide hohe Häupter saßen hier einer Kirchenversammlung vor, die vom August bis in den November währte, und auf der die Rechte vieler verdrängten Bischöfe entschieden wurden, aber auch soviel neuer Streit zwischen dem Papst und dem Kaiser entstand, daß eine friedliche Ausgleichung unmöglich schien. Der Kaiser ging daher zu Anfang des Nov. sehr unzufrieden nach Mailand, wo er seinen Sohn Heinrich zum König von Italien krönen ließ, und bereisete sodann die übrigen lombardischen Städte, um deren Rechte und Verfassung näher zu untersuchen. Das Jahr darauf (1185, Nov.) starb Lucius III. zu Verona, und sein Nachfolger, Urban III. fürchtete gleichfalls der Römer Widerspenstigkeit so sehr, daß er, wie jener, seinen Sitz zu Verona aufschlug. So wenig galten die Beherrscher der Welt in ihrer eigenen

Stadt. Ja ein Zeitgenoß und Lebensbeschreiber Friedrichs I. sagt, die Italiäner hätten erst von diesem Kaiser gelernt, wie man Geistliche ehren müsse.

Nach so vielen harten Kämpfen in Italien eröffnete sich zuletzt noch eine Aussicht, ganz auf dem Wege der Güte zum Besitz dieses Landes zu kommen. König Wilhelm II. von Sicilien war kinderlos; seine einzige Verwandte und Erbin war seine Vatersschwester Constantia. Um diese ließ Friedrich für seinen Sohn Heinrich anhalten, unter der Bedingung, daß sie ihm Apulien und die Herrschaft Capua gleich jetzt schon zubringen, aber für Sicilien sich von den dortigen Ständen vorläufig die Erbhuldigung leisten lassen sollte. Die Mailänder baten sich, zum Zeichen der völligen Versöhnung, die Ehre aus, daß die Vermählung in ihrer Stadt gefeiert würde, und so strömte dort eine Menge von deutschen und italiänischen Fürsten zusammen, daß die Mauern sie kaum fassen konnten. Die Pracht und Mannichfaltigkeit der Lustbarkeiten, Schmausereien und Spiele wird als ganz außerordentlich beschrieben. Am 27. Jan. 1186 segnete der Patriarch von Aquileja den 21jährigen Heinrich und die 30jährige Constantia ein, und krönte zugleich den erstern zum römischen Kaiser. Ein trefflicher Gedanke des alten Friedrich, eine so günstige Gelegenheit zu benutzen, um ein altes lästi-

ges Herkommen zu untergraben. Auch war der Papst so unzufrieden damit, daß er den Patriarchen in den Bann that.

Ueberhaupt dauerten die Reibungen zwischen Papst und Kaiser theils wegen der mathildischen Güter, theils wegen Besetzung geistlicher Stellen in Deutschland noch immer fort. Der Papst suchte zuletzt alle deutsche Bischöfe gegen Friedrich aufzuhetzen. Hierauf überließ Friedrich seinem Sohn die Regierung Italiens, kehrte nach Deutschland zurück, besetzte alle Alpenpässe, und berief die sämmtlichen deutschen Bischöfe zu einem Reichstage nach Gellnhausen. Hier stellte er ihnen die Unbilligkeit, nach so großen Aufopferungen, z. B. der Investitur, auch noch die letzten Rechte den Kaisern entreißen zu wollen, so eindringend vor, daß die Bischöfe selbst versprachen, an den Papst zu schreiben, und ihn zur Ruhe zu ermahnen. Friedrich jagte daher im folgenden Jahre (1187) aus eigener Machtvollkommenheit den vom Papst ihm aufgedrungenen Erzbischof Folmar von Trier und einen ihm gleichfalls ungehorsamen Bischof von Metz aus ihren Sitzen, und ließ ihnen von den Domkapiteln Nachfolger wählen.

17.

Der dritte Kreuzzug.

(1189—1190).

Am 9. Oct. 1187 starb Urban III., und im Dec. desselben Jahres auch schon sein Nachfolger Gregor VIII. Der nun erwählte Papst Clemens III. hatte eine Gelegenheit, den langen Streit auf eine Weile zu stillen. Es war nämlich unlängst die Nachricht eingelaufen, Jerusalem sey den Christen nach einem 88jährigen Besitz von den Türken wieder entrissen; Saladin, ein junger kühner Krieger, der sich Kraft des Faustrechts zum Sultan von Aegypten gemacht, und in kurzer Zeit Syrien, Mesopotamien, Assyrien und Arabien seiner Herrschaft unterworfen, habe am 2. Oct. 1187 die Stadt nach einer Belagerung von 33 Tagen erobert, und alle Einwohner, die sich — Männer mit 10, Weiber mit 5, Kinder mit 1 Dukaten — ranzioniren gekonnt, nach Antiochien abziehen lassen.

Diese Nachricht schlug alle die schönen Hoffnungen der Päpste nieder, ihre Herrschaft mit der Zeit auch über Asien verbreiten zu können; in den Fürsten aber regte sie alle die religiös-romantischen Gefühle wieder auf, die einst ihre Väter zur Eroberung des gelobten Landes begeistert hatten. Clemens IV. söhnte sich mit Fried-

rich I. aus; dieser begnadigte auf einem Reichstage zu Mainz in den Fasten 1188 auch seinen letzten Widerstreber, Erzbischof Philipp von Kölln, der seine Festungswerke zu schleifen und 1260 Mark an die kaiserliche Kammer zu zahlen versprach, und nun ward ein neuer Kreuzzug beschlossen, mit dem der alte Friedrich nach seinem frommen Sinne die lange Reihe seiner Thaten zur Ehre Gottes beschließen wollte.

Da er aber schon als Jüngling, im Gefolge seines Oheims Konrad III., die Schwierigkeiten eines solchen Zuges kennen gelernt hatte, so ging er auch hierbey als ein kluger Mann zu Werke. Er schickte Gesandte an den König von Ungarn, an seinen Freund, den Sultan von Cogni (Iconium), und an den griechischen Kaiser Isaac Angelus voraus. Alle drey versprachen ihm Unterstützung. Sodann mußten die rheinischen Fürsten und die italiänischen Städte Proviantschiffe ausrüsten und das Heer auf 3 Jahre mit Lebensmitteln versorgen, und endlich ging ein Gebot aus, daß alles liederliche Gesindel ausgeschlossen und niemand zu dem Zuge angenommen werden solle, der nicht wenigstens 3 Mark mit sich nehmen könne.

Am Gregoriustage 1189 ging der Zug in bester Ordnung von Regensburg, dem festgesetzten Sammelplatze, ab. Die Fürsten, welche den alten Kaiser begleiteten, waren sein zweiter Sohn,

Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Berthold von Baiern, Markgraf Hermann von Baden, Graf Adolf von Holstein, Graf Rupert von Nassau, und die Bischöfe von Würzburg, Münster, Osnabrück, Meißen und Passau. Am Pfingstfest war man in Presburg, wo ein Fürstentag gehalten ward. Vor Gran kam der ungarische König dem Kaiser mit glänzendem Gefolge entgegen, und daselbst ward auch der kaiserliche Prinz Friedrich mit einer ungarischen Prinzessin verlobt. Bey Belgrad hielt der Kaiser eine Musterung, und fand außer den 50,000 Mann, die in seinem Sold und Dienste standen, noch 100,000 wohlbewaffneter freiwilliger Mannschaft. Bey Nissa kam ihm der Herzog von Servien entgegen, legte den Huldigungseid ab, und nahm sein Land vom Kaiser zu Lehen an.

An den griechischen Kaiser Isaac Angelus wurden neue Gesandte vorausgeschickt, allein dieser Monarch, dem man in den Kopf gesetzt hatte, Friedrich wolle eigentlich das griechische Reich erobern, machte unerwartete Schwierigkeiten. Er verschloß ihm die Thore von Constantinopel, schnitt alle Zufuhr ab, und reizte die Bulgaren zu Ueberfällen auf. Friedrich war durch dies Betragen genöthigt, gleichfalls gewaltthätig zu verfahren; er verwüstete das Land bis auf die grüne Saat, eroberte Philippopolis, Adrianopel,

Nikopel, Argonopel und Demotika, und ließ ganz Macedonien und Thracien ausfouragiren. Die Griechen rächten sich durch Vergiftung des Mehls und Weins, und der Patriarch von Constantinopel predigte in Gegenwart der kaiserlichen Gesandten öffentlich in der Sophienkirche, wer hundert dieser deutschen Kreuzfahrer tödte, könne dadurch für 20 andere Mordthaten Ablaß erhalten.

Endlich ergab man sich aber doch in die Nothwendigkeit, und auf einer Zusammenkunft zu Adrianopel im März 1190 versprach der griechische Kaiser, den Durchmarsch ungestört zu gestatten, das Kreuzheer mit aller nöthigen Zufuhr zu versorgen, viele Centner gemünzten Silbers und noch eine Anzahl kostbarer goldener Gefäße als Geschenk zu geben, und für dies alles Geiseln zu stellen. Friedrich dagegen gelobte allenthalben gute Mannszucht zu halten, und niemand zu beschädigen.

Sieben Tage dauerte die Ueberfahrt über den Hellespont, die auf griechischen Schiffen geschah. In Asien waren die Schwierigkeiten nicht geringer, zumal da auch der Sultan von Cogni treulos erfunden ward. Der Zug über die Gebirge kostete unzähligen Menschen und Pferden das Leben. Die letztern wurden großentheils von den hungrigen Pilgern verzehrt. Allenthalben brachen die leichten türkischen Reiter aus

den Bergschlüchten hervor, und metzelten die kraftlosen Wanderer nieder.

Dennoch kam das unverdrossene deutsche Heer nach des Sultans Residenz Iconium, und eroberte dieselbe am 17. May nach einem verzweiflungsvollen Kampfe. Der treulose Sultan selber mußte sich ergeben. Die Beute war so unermeßlich, daß nicht einmal alles fortgebracht werden konnte. Dies erfrischte den Muth der abgemergelten Pilger wieder, und so brachen sie schon den 23. May wieder auf, und zogen durch Cilicien dem Taurus zu. Man kam an eine Stadt Seleucien oder Saleph, und schlug daselbst ein Lager auf. Hier war dem wackern Friedrich seine Gränze bestimmt. Er erkältete sich in dem daneben fließenden Flusse Saleph (vielleicht dem alten Calycadmus), in den er entweder mit dem gleitenden Pferde vom hohen Ufer gefallen, oder, nach andern, badend hinabgestiegen war, wie Alexander in den nicht weit davon entfernten Cydnus. Genug er verschied gleich darauf, am 10. Jun. 1190, einem Sonntage, gegen Abend, zur größten Bestürzung und Trauer seines Heeres, das seine Eingeweide und sein Gehirn feierlich zu Seleph begrub, den übrigen Körper aber zu Antiochien, oder nach andern zu Tyrus, beisetzte.

Viele aus dem Zuge gingen hierauf schon jetzt zu Schiffe nach Europa zurück, der größere

Theil setzte unter Herzog Friedrichs Anführung den Marsch über Tharsus nach Antiochien fort, wo man wegen der Krankheiten, die unzählige wegrafften, 8 Wochen liegen bleiben mußte. Von da zogen sie über Tyrus nach Acre oder Accaron, das aber damals von einem neuen, zu Schiffe angekommenen Kreuzheer belagert ward. Hier starb auch der junge Herzog Friedrich, 20. Jan. 1191, an einem hitzigen Fieber, worauf sich das ganze Heer zerstreute, und zum Theil elend umkam.

So unglücklich endete Friedrichs I. letzte Unternehmung für seine braven Deutschen. Nicht für ihn, denn wie hätte er sein thatenreiches Leben rühmlicher, als im Lager beschließen können? Sein Alter ist unbekannt. Nach einigen soll er im 70sten Jahre gestorben seyn. Seine herrlichen Leibes- und Gemüthsgaben werden von allen gleichzeitigen Schriftstellern gerühmt. Er war von gehöriger Größe, starkem Körperbau, und majestätischem, doch munterm und freundlichem Ansehen, sehr blond, mit kurzem, krausem Haar und einem fast röthlichen Barte. Bey aller persönlichen Tapferkeit liebte er doch den Krieg nicht, war auch langsam zum Zorn, und gegen Reuige sehr versöhnlich. Seine Andacht beim Gebet und Gottesdienst, seine Freigebigkeit gegen die Geistlichen, deren Herrschsucht er doch unaufhörlich bekämpfte, seine Mildthätigkeit ge-

gen die Armen und seine unbefleckte Keuschheit machten ihn zum Muster guter Ritterschaft. Gegen seine Umgebung war er gütig, in seinem Anzuge einfach und durchaus deutsch; seine Wohlredenheit in der Muttersprache wird gerühmt, im Lateinischen fehlte die Uebung. Er war ein Freund der Geschichte und derer, welche sich damit beschäftigten, und ermunterte auch den Bischof Otto von Freisingen, seinen Vetter, oder, nach Andern, seinen unächten Bruder, die Geschichte seiner Zeit aufzusetzen, obgleich, wie er bescheiden hinzufügte, seine Thaten kaum ein Schatten gegen die der Helden des Alterthums seyen. Noch jetzt sind dieses Otto und seiner Fortsetzer Chroniken unsere vorzüglichsten Quellen zur Geschichte Friedrichs I.

18.

Der vierte Kreuzzug.

(1190 — 1192.)

In Frankreich regierte damals Philipp II. August, einer der thätigsten Könige dieses Landes. Er war schon als ein Knabe, bey seines Vaters Ludwigs VII. Lebzeiten gekrönt worden, und folgte ihm bey dessen Tode (1180, 18. Sept.)

15 Jahre alt, in der Regierung. Wir sehen ihn, wie alle Könige des Mittelalters, in unaufhörlichen Kriegen mit seinen Vasallen, deren mehrere ihm ihre Provinzen abtreten mußten, aber seine Kämpfe erscheinen nicht so edel als die der deutschen Kaiser, denn er siegte nicht immer durch Tapferkeit und Recht, sondern eben so oft auch durch Hinterlist und falsche Schwüre, dergleichen in der deutschen Geschichte nicht vorkommt. Zur Befestigung des königlichen Ansehens war indessen seine 43jährige Regierung sehr heilsam. Eine seiner ersten Handlungen war die Befreiung der ihm zugehörigen Provinzen von der Tyranney der Juden. Dies Volk, durch Wuchergeist und Religion wunderbar geeinigt, hatte damals ein Drittel der Einkünfte des Königreichs an sich gerissen, und ward durch den Schutz, den man ihnen als guten Zahlern bewilligte, so verwegen gemacht, daß es geringere Schuldner, wenn sie nicht bezahlen konnten, zur Sklaverey zwang. Philipp August ließ im April 1182 den Befehl ergehen, daß alle Juden in seinem Reiche innerhalb dreier Monate ihre beweglichen Güter verkaufen und das Land räumen sollten. Ihre unbeweglichen Güter wurden eingezogen, und den Christen alle Judenschulden erlassen. Vergebens suchten sie durch große Summen die Zurücknahme des Befehls zu erkaufen; der König blieb standhaft, und so wanderten sie im Jul.

desselben Jahres wirklich aus, zur herzlichen Freude aller Franzosen.

Die Stadt Paris hat diesem König besonders viel zu danken. Er erweiterte ihre Ringmauern, befestigte und verschönerte sie, und ließ zuerst die Straßen pflastern (1184). Zu den Kosten dieser Arbeit trug ein reicher und großmüthiger Mann, Gerhard von Poissy, 11,000 Mark Silbers bey.

Auch die Sicherheit der Straßen ward jetzt hergestellt. Damals zogen große Schwärme von Räuberbanden im Lande herum, und verübten schändliche Frevel. Philipp August sandte geregelte Truppen gegen sie, die auf einem Zuge mehr als 7000 tödteten.

Der größte Feind Frankreichs war schon damals England, besonders gefährlich deswegen, weil seit Wilhelms des Eroberers Erhebung auf den englischen Thron die Könige von England beträchtliche Provinzen in Frankreich selbst besaßen. Ihnen gehörte nicht die Normandie allein, sondern auch eine Menge kleinerer Grafschaften, die theils durch Eroberung, theils durch Heyrathen damit vereinigt worden waren. Dies gab Stoff zu unaufhörlichen Kriegen, und wie Heinrich II. von England Ludwig den VII. 26 Jahre lang beschäftigt hatte, so erbte auch Philipp August zugleich mit dem väterlichen Reiche die Kriege mit jenem feindseligen Nachbar.

Endlich jedoch, als des Papstes Geschrey um Hülfe für die Bedrängten im Morgenlande erscholl, und die Nachricht, Jerusalem sey verloren, und nur die Küstenstädte Antiochien, Tripoli und Tyrus noch in der Christen Händen, ließen die beiden Könige ihre Fehden ruhen, und besprachen sich persönlich auf einer Zusammenkunft zwischen Gisors und Trie, die vom 13. bis zum 21. Jan. 1188 währte. Der Bischof Wilhelm von Tyrus war selbst als Abgeordneter jener Christen zugegen, und hielt eine so rührende Rede, daß beide Monarchen, und mit ihnen eine Menge ihrer Vasallen und Ritter das Kreuz nahmen. Der Ort dieser Zusammenkunft sollte von nun an das heilige Feld heißen, und durch ein hölzernes Kreuz und eine gemeinschaftlich erbaute Kirche verewigt werden. Allen Schuldnern sollten die Zinsen auf zwey Jahre erlassen seyn, und wer nicht mitgehe, solle zum Besten des Zuges den zehnten Theil von allen seinen Gütern entrichten. Von diesem sogenannten Saladinszehnten wurden selbst die Geistlichen nicht ausgeschlossen.

Aus den Namen der Mitziehenden kann man beiläufig die vornehmsten der damaligen Vasallen der Könige von Frankreich und England kennen lernen. Es waren Walther, Erzbischof von Rouen, Balduin, Erzbischof von Canterbu-

ry, die Bischöfe von Beauvais und Chartres; Hugo III., Herzog von Burgund; Richard, Graf von Poitou; Philipp, Graf von Flandern; Theobald, Graf von Blois; Rotraud, Graf von Perche; Wilhelm, Graf von Rochefort; Heinrich, Graf von Champagne; Stephan, Graf von Sancerre; Robert, Graf von Dreux; die Grafen von Clermont, Beaumont, Soissons, Nevers, Vendome und Bar; Wilhelm und Drogo von Merlou; Aubri von Boulogne rc. Zum Unterschied der Nationen nahmen die Franzosen ein rothes, die Engländer ein weißes, und die Flandrer ein grünes Kreuz.

Aber der Aufbruch ging noch nicht so bald von Statten. Die Nationaleifersucht fand noch tausend Ursachen zum Mißtrauen und zu gegenseitigen Reibungen. Endlich starb Heinrich II., 1189, 6. Jul., und sein kriegerischer Sohn Richard I., dem seine Heldenkühnheit den Beinamen Löwenherz erworben hat, folgte ihm auf den englischen Thron. Diesem nach Ritterehre durstenden Helden lag der romantische Kreuzzug so sehr am Herzen, daß er alle andere Geschäfte so schnell als möglich beseitigte, um nur recht bald nach Palästina zu kommen.

Am Johannistage 1190 empfing Philipp August in der Abtey zu St. Denys die Oriflam=

me *), den Pilgerstab, die Pilgertasche und den Segen von der dort verwahrten Dornenkrone des Heilands, und schiffte sich sodann zu Genua ein. Richard ging nach Marseille. Zur See nämlich wollte man diesmal die Wallfahrt unternehmen, wozu die italiänischen Seestädte Genua, Pisa und Venedig freudig die Hände boten, denn für sie ging durch die Kreuzzüge ein ganz neues Leben an. Durch die Ueberfahrten und Versorgungen der Heere wurden sie zu reichen und mächtigen Seestaaten; es entstand ein Seehandel, und Italien wurde wieder der Mittelpunct der Kultur und die Erweckerin der Künste. Leer rückgehende Schiffe nahmen gewöhnlich Erde aus dem gelobten Lande mit, um ihre Begräbnißplätze damit zu füllen: man glaubte seliger in dem heiligen Sande zu schlummern. Wie viel rührende Gefühle sind doch mit dem kindlichen Glauben jener Zeit aus der Welt verschwunden!

In Messina vereinigten sich die beiden Könige wieder. Aber schon hier gingen die unseligen Reibungen an. Man mußte darum einen

*) Die Reichsfahne der Franzosen, die wie ein Palladium verehrt ward; eigentlich zuerst die Kirchenfahne der Abtey des heil. Denys, des Schutzheiligen von Frankreich. Sie bestand bloß aus einem Stücke feuerrothen Taffets, unten in drey Spitzen ausgezackt, an denen grüne seidene Quasten hingen, und aus einer vergoldeten Stange.

ganzen Winter in Sicilien liegen bleiben. Endlich ward vor der Festung Acco (auch Accaron, St. Jean d'Acre, Ptolemais genannt) gelandet. Vor dieser Stadt, welche ein Hauptmann Saladins tapfer vertheidigte, hatte der letzte König von Jerusalem, Veit von Lusignan, schon 2 Jahre gelegen. Jetzt, da er solche Verstärkung erhielt — auch der Bruder des verunglückten Kaisers war, wie wir wissen, zu ihm gestoßen — schienen die Türken verloren zu seyn, allein die Franzosen und Engländer stritten mehr unter einander selbst als gegen die Ungläubigen. Saladin wußte die Besatzung durch geschickte Streiche mit Zufuhr zu versehen, und unterhielt einen Briefwechsel mit ihr durch die Taubenpost.

Es ward verabredet, daß die Franzosen und Engländer die Bestürmung von Acre immer abwechselnd einen Tag um den andern übernehmen wollten. So brachte es der Wetteifer in der Tapferkeit dahin, daß die Belagerten am 13. Jul. 1191 die Stadt unter der Bedingung übergaben, daß man ihnen freien Abzug verstattete, doch ohne etwas mehr als ihre Kleider mitnehmen zu dürfen, und daß Saladin beiden Königen 200,000 griechische Dukaten für die Kriegskosten bezahlen sollte. Da sich der Sultan weigerte, die letztere Bedingung zu erfüllen, so ließ der König von England in der ersten Hitze gegen 5000 Mann von der gefangenen Besatzung niederhauen.

Die eroberte Stadt ward nun in zwey Quartiere, das französische und englische, getheilt. Auf die Deutschen scheint man gar nicht geachtet zu haben, ja als Herzog Leopold von Oestreich, einer der ersten in der Stadt, seine Fahne auf einen Thurm pflanzte, verdroß Richarden diese Anmaßung dergestalt, daß er sie herunterreißen und in den Koth treten ließ. Die Deutschen, zur Rache zu schwach, verließen schnell den Bund, und kehrten nach Hause zurück.

Auch Philipp August konnte Richards Stolz nicht länger ertragen, und schiffte sich bald wieder ein. Damit es aber nicht schiene, als wolle er die gemeine Sache verlassen, oder zu Hause vielleicht Richards Abwesenheit benutzen, so ließ er 10,000 Franzosen unter der Anführung Herzogs Odo von Burgund zurück, und schwur auf ein Evangelienbuch, Richards Besitzungen während dessen Abwesenheit nicht anzutasten.

Der englische König rückte nun weiter vor, erfocht manchen Sieg und gab manchen Beweis einer löwenmüthigen Tapferkeit, aber die ewigen Neckereien der Franzosen konnte er doch nicht überwinden. Der Herzog von Burgund kränkte ihn auf alle Weise, und, schon im Angesicht von Jerusalem, entschloß sich der König zum Rückzuge. Mit abgewendetem Gesicht rief er aus: „Wem es nicht vergönnt ist, des Heilands Grab zu befreien, der muß es auch nicht sehen!“ Er

zog wieder nach Acre zurück, und schloß einen dreimonatlichen Waffenstillstand mit Saladin, kraft dessen die Seestädte in den Händen der Christen bleiben, und alle Pilgrimme ungehindert durchgelassen werden sollten. Den Titularkönig von Jerusalem, Veit von Lusignan, beredete Richard, ihm das von ihm eroberte Cypern als ein Königreich abzukaufen, und seine Ansprüche auf Jerusalem dem Grafen Heinrich von Champagne, Richards Neffen, abzutreten. Dadurch entstand ein neues Königreich Cypern, das sich doch fast 300 Jahre erhalten hat. Im September 1192 segelte Richard Löwenherz nach Europa zurück. Sechs Monate darauf starb der treffliche Saladin. Das war das Ende eines Zuges, der wiederum mehreren Hunderttausenden das Leben gekostet hatte.

Dem tapfern Richard war noch viel Unglück auf der Heimreise aufbehalten. Die einzelne Galeere, auf der er vorangesegelt war, ward vom Sturm in den Busen von Venedig getrieben. Um keine Zeit zu verlieren, wollte er nun von Aquileja aus, als Pilger verkleidet, den Weg zu Lande fortsetzen. Aber man erkannte ihn doch, und die erbitterten Oestreicher, die ihre zertretene Fahne noch nicht vergessen hatten, lieferten ihn dem Kaiser Heinrich VI. aus, der ihn, als einen Bundsgenossen seines Feindes Tankred in

Sicilien, sogleich festsetzen ließ, und theure Bedingungen machte.

19.

Frankreich bis zum Jahre 1216.

Niemand empfand bey der Nachricht von Richards Gefangennehmung mehr Freude, als Philipp August von Frankreich. Er bot dem Kaiser viel, wenn er denselben ihm ausliefern, oder auch in ewiger Gefangenschaft behalten wollte, und als ihm dies billig abgeschlagen ward, trat er mit Richards Bruder Johann ohne Land (so genannt, weil ihm sein Vater keine Provinz ausgesetzt hatte) in Unterhandlungen. Der Schwur auf das Evangelium ward vergessen, Johann und Philipp machten einen Entwurf, Richards französische Provinzen unter sich zu theilen, und einander gegenseitig im Besitz des Geraubten zu schützen. Dem zu Folge brach Philipp August verheerend in die Normandie ein, und belagerte die Hauptstadt Rouen, ward aber von Richards treuen Hauptleuten tapfer zurückgeschlagen.

Im Febr. 1194 ward König Richard gegen ein Lösegeld von 150,000 Mark Silbers wieder frey gegeben. Philipp August meldete diese un-

angenehme Nachricht seinem Bundesgenossen Johann mit den Worten: „Nehmt euch in Acht, der Teufel ist wieder los.“ Und allerdings hätte man jetzt die nachdrücklichsten Kriege erwarten sollen; allein theils durch das ungeheure Lösegeld, welches aufzubringen unglaubliche Mühe gekostet hatte, theils durch die Lässigkeit der englischen Großen, die eben so schwer nach Frankreich, als die Deutschen nach Italien zu bringen waren, war Richards Kraft gehemmt. Es wurden einige Einfälle in das französische Gebiet gethan, Felder verwüstet und Schlösser zerstört; dann war man erschöpft, machte einen kurzen Frieden, fing wieder an, und machte wieder Frieden. Die Erbitterung aber war so groß, daß den Gefangenen gewöhnlich die Augen ausgestochen wurden.

Philipp August verfiel unter den neuern Monarchen zuerst darauf, statt der Lehnsoldaten, die sich immer nur auf kurze Zeit verpflichteten und soviel Schwierigkeiten machten, bezahlte Kronsoldaten anzuwerben, die zu allen Zeiten bereit seyn mußten. Um das Geld dazu aufzubringen, nahm er gegen schwere Bezahlung die Juden wieder ins Land, die er beim Antritt seiner Regierung daraus vertrieben hatte.

Im J. 1199 ward Richard Löwenherz vor dem Schlosse Chalus bey Limoges von einem Armbrustschützen erschossen. Ihm folgte in der

Regierung sein ihm sehr unähnlicher Bruder Johann ohne Land, der sich durch seine gedankenlose Trägheit und seine Grausamkeit sehr bald bey seinen Landsleuten verhaßt machte. Mit Frankreich söhnte er sich Anfangs aus (1200). Der Friede ward von beiden Seiten durch 9 Baronen beschworen; die Gewährleistungen fremder Mächte waren damals zum Glück der Völker noch nicht üblich. Allein dieser Friede konnte unmöglich lange dauern. Wie hätte ein so vergrößerungssüchtiger König als Philipp August die Zeit der Schwäche seines Nachbars unbenutzt lassen können? Er zog den jungen Herzog Arthur von Bretagne, Johanns Neffen, an sich, und unterstützte ihn, als dieser 1202 in die damals englische Provinz Poitou einfiel. Aber diesmal war das Glück auf Seiten Johanns. Er bekam Arthurn gefangen, und ermordete ihn im Gefängnisse mit eigner Hand.

Diese Grausamkeit empörte jedermann. Die Stände von Bretagne wendeten sich an den König von Frankreich, und dieser, dem der Anlaß höchst willkommen war, berief Johann'en als seinen Vasallen nach Paris vor das Gericht der Pairs, und da derselbe, wie man denken kann, nicht erschien, so ließ er ihn durch eben dies Gericht für todeswürdig und seine sämmtlichen französischen Lehen für heimgefallen erklären. Natürlich konnte ein solcher Ausspruch erst durch

eine bewaffnete Vollziehung Gewicht erhalten, und daran ließ es Philipp August nicht fehlen. Zwar hatte Johann die Schwachheit, den Papst Innocenz III. um Hülfe zu bitten, und der Papst die Vermessenheit, Frieden zu gebieten, allein Philipp kehrte sich nicht daran, sondern eroberte mit reißender Schnelligkeit die Obernormandie, und zwang Johann'en, nach England hinüber zu fliehen. Im Frühling 1204 waren nur noch die drey Städte Rouen, Arques und Verneuil in den Händen der Engländer. Sie vertheidigten sich tapfer, und waren von solchem Hasse gegen die Franzosen entbrannt, daß sie alle in ihren Mauern befindlichen Glieder dieser Nation ermordeten, allein da ihr König Johann sie gänzlich ohne Hülfe ließ, so mußten sie sich doch endlich ergeben (1 Jun.). Philipp August ehrte ihre Tapferkeit, und ließ ihnen klüglich alle ihre Rechte und Freiheiten.

Auf diese Art wurde die ganze Normandie wieder mit der Krone Frankreich vereinigt, nachdem sie beinahe 300 Jahre lang von derselben getrennt gewesen. Seit Rollo's, des Normannen, Tode hatte sie 15 Herzoge gehabt, von denen die sechs letzten die englische Krone getragen hatten.

Da Philipp August einmal so gut im Zuge war, so wollte er versuchen, ob die Engländer nicht ganz aus Frankreich gedrängt werden könn=

ten. Mit den Grafschaften Anjou, Maine, Touraine und Poitou gelang es ihm 1205 wirklich, aber nun mußte er inne halten, bis das Eroberte erst beruhigt war. Er nahm zu dem Ende den zweijährigen Waffenstillstand an, den der Papst vermittelte, und es blieb auch noch eine Weile jenseit desselben Friede.

Aber desto größer wurden Philipps Anstalten 1213. Johann ohne Land beging die Unvorsichtigkeit, es auch noch mit dem Papst zu verderben, und Innocenz III., ein zweiter Gregor VII., war der Mann, einem schwachen Regenten zu schaffen zu machen. Er ging in seinem Zorn so weit, daß er den König in den Bann that, ganz England mit dem Interdict (einstweiliger Aufhebung alles Gottesdienstes) belegte, die Unterthanen von ihrem Eide lossprach, und das ganze Land dem König von Frankreich schenkte, den er zur Besitznehmung desselben mit allem Ernst ermunterte.

Und so groß war Philipps Eroberungslust, daß er die Inconsequenz beging, sich auf diese Ermunterung frisch auf den Weg zu machen, und dadurch die Macht des Papstes, Länder zu verschenken, öffentlich anzuerkennen. Allein die Thorheit bestrafte sich diesmal selbst. König Johann versöhnte den Papst durch eine sklavische Abbitte und durch eine förmliche Schenkung seines Königreichs an den römischen Stuhl, so daß

er demselben in der Person seines Legaten Pandolf auf den Knien huldigte. Das veränderte die Sachen. Der Legat ging sogleich nach Paris, und nahm des Papstes gegebene Erlaubniß zurück, weil der König Johann nun zur rechten Erkenntniß seiner Sünden gekommen und zum Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl zurückgekehrt sey. Philipp gab eine zornige Antwort, stellte seinen Vasallen vor, daß das an die Flotte und das Heer gewendete Geld unmöglich vergebens verschleudert seyn dürfe, und machte Anstalt, troß des Papstes Drohungen die Landung in England zu versuchen.

Aber einen Erwerb wie dieser konnten ihm die Nachbarn wohl nicht so ruhig verstatten. Ihre eigene Sicherheit rieth ihnen, Johann'en zu unterstützen, und so kam ein Bündniß gegen Frankreich zu Stande, welchem geschickt zu begegnen Philipps ganze Klugheit und Entschlossenheit erforderlich war. An der Spitze stand Graf Ferdinand von Flandern, die übrigen Theilnehmer waren Heinrich I., Herzog von Brabant, die Grafen von Bar, Namur und Boulogne, und der damalige Kaiser Otto IV., der ein deutsches Heer persönlich nach Flandern führte. Um die französische Macht zu theilen, landete Johann ohne Land zu gleicher Zeit in Guienne, und rückte bis in Anjou vor. Aber Philipp sandte gegen ihn seinen Prinzen

Ludwig, der ihn hinausschlug; er selber ging den Verbündeten in Flandern entgegen. Bey Bovines kam es zur Schlacht (27. Jul. 1214). Philipp, der Verräther in seinem Heere befürchtete, ließ vorher alle seine Vasallen zusammenkommen, redete sie herzhaft an, warf dann eine Handvoll zerbrochenen Brodts in einen großen mit Wein gefüllten Becher, und sagte, indem er ein Stück davon herausnahm und aß: „Gefährten, wer mit mir leben und sterben will, der thue so wie ich." Diese Entschlossenheit reizte das Ehrgefühl der Baronen dergestalt, daß in einem Augenblick der Becher ausgeleert war und alle von Muth und Streitlust entbrannten. Der Bischof von Senlis, Guerin, ein Hospitaliter und tüchtiger Kriegsmann, stellte das französische Heer in Schlachtordnung, und gegen Mittag begann das Treffen; von beiden Seiten ward mit bewundernswerther Tapferkeit gefochten, und die Franzosen wurden mehrmals zurückgedrängt. Endlich aber, als der Graf von Flandern gefangen und der Kaiser Otto mit einer Lanze, die einen Widerhaken hatte, vom Pferde gezogen worden, neigte sich der Sieg auf die Seite der Franzosen. So rettete Philipp August noch diesmal seine Würde. Auf die Vermittelung päpstlicher Legaten ward ein fünfjähriger Waffenstillstand mit England geschlossen, und jeder ging ohne Weiteres nach Hause zurück.

20.

Der fünfte Kreuzzug.

(1204.)

Die Regierung Philipps II. von Frankreich ist noch durch zwey ganz besondere Kreuzzüge merkwürdig, denen er jedoch nicht selbst beigewohnt, sondern die er nur seinen Vasallen zu unternehmen bewilligt hat. Der eine war gegen Konstantinopel, der andere gegen inländische Kezzer gerichtet.

Das griechische Kaiserthum hatte in den lezten 20 Jahren durch die Schwäche der Kaiser und die Zügellosigkeit des Volks unaussprechlich gelitten. Andronikus Komnenus, der lezte aus dem Geschlecht der Komnenen, das den Griechen 6 Kaiser, und darunter einige treffliche, gegeben, war 1185 vom Pöbel unter fürchterlichen Martern hingerichtet worden, und darauf hatte man einen alten General, Isaak II. Angelus, auf den Thron gesezt. Auch dieser ward zehn Jahre nachher nach einigen Unglücksfällen gegen die Scythen und Wallachen und einer unverständigen Regierung (er vergeudete täglich 4000 Pfund Silbers, und hielt sich 20,000 Verschnittene!) von seinem Bruder Alexius III., Angelus, des Throns und der Augen

beraubt, und zu einem ewigen Gefängnisse bey Wasser und Brodt verdammt.

Der grausame Alexius III. regierte darauf 8 Jahre, erregte aber gleichfalls mit jedem Jahre größeres Mißvergnügen. Da machte sich 1203 der junge Alexius, Sohn des gefangenen blinden Isaak, auf, entwischte über das adriatische Meer, und suchte Hülfe für seinen Vater in Italien, Deutschland und Frankreich. Damals sammelte sich eben ein neues Kreuzheer unter dem tapfern Markgrafen von Montferrat und vielen französischen Fürsten, welche sich mit der Republik Venedig verbündet hatten, um ihren Zweck gewisser zu erreichen, eine bequeme Ueberfahrt zu gewinnen, und wegen der nöthigen Zufuhr gedeckt zu seyn. Alle diese Herren nun gewann der junge Grieche in Venedig durch die größten Versprechungen; er wollte 200,000 Mark Silbers geben, die griechische Kirche mit der römischen vereinigen, und an dem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen Antheil nehmen. Dafür versprachen sie ihm, ihn oder seinen Vater wieder in die Regierung einzusetzen, und ihm seine Feinde überwinden zu helfen.

Auf der schönsten venetianischen Flotte näherten sich die französischen Ritter 1203 dem Hafen von Constantinopel, und warfen ihm gegenüber auf der asiatischen Seite die Anker aus. Kein so eifriger Christ war darunter zu finden,

der nicht eine Plünderung dieser herrlichen Stad der glorreichsten Eroberung des heiligen Grabes vorgezogen hätte. Als daher einige vorläufige Unterhandlungen mit dem Kaiser Alexius III. fruchtlos abliefen, rückten sie keck mit ihren Schiffen über den Bosporus, drückten den Kaiser mit seinen 70,000 Mann in die Stadt zurück, verbrannten oder eroberten die griechische Flotte, sprengten die Kette, und nahmen den Hafen in Besitz. Da entfloh der Kaiser, und die furchtsamen Einwohner holten geschwind wieder den augenlosen Isaak aus dem Gefängnisse hervor, und setzten ihn nebst seinem Sohn Alexius auf den Thron.

Des treuen Sohnes Zweck war nun erreicht, allein nun sollte er auch den Lateinern die eingegangenen Bedingungen erfüllen. Aber woher soviel Geld nehmen? und wie das Volk zur Unterwürfigkeit gegen den römischen Papst bewegen? Er durfte diese Saite kaum berühren, als schon alles Empörung schnaubte. Als er aber gar, um die versprochene Summe zusammenzubringen, neue Auflagen machte, und selbst das Kirchensilber angriff: als ferner die durch ihn ins Land gezogenen Gäste sich ungebührend betrugen, und die Fläminger unter andern aus Glaubenseifer eine Moschee anzündeten, welche der vorige Kaiser den Türken in seiner Residenz zu bauen erlaubt hatte, und die nun durch das

um sich greifende Feuer ein ganzes Quartier der Stadt in ihren Untergang mit verschlang — da brach der Aufruhr unaufhaltsam aus, und das Volk verlangte schlechterdings einen andern Kaiser. Von den Besseren im Senate wagte niemand in so kritischen Umständen, diese schwere Rolle zu übernehmen, und so griff denn ein tollkühner Tropf dazu, den so viele Beispiele aus seiner Vaterlandsgeschichte noch nicht klug gemacht hatten, ein gewisser Alexius, der von seinen starken Augenbraunen den Beinamen Murzuphlus (-) erhielt. Er fing, wie alle diese Ermächtiger, damit an, daß er alle noch lebende Glieder des vorigen Regentenhauses umbringen ließ, und an dem gewissen Tode des jungen Kaisers Alexius lag ihm soviel, daß er selbst zu ihm ins Gefängniß ging, und ihm mit eignen Händen mit einer eisernen Keule die Rippen zerschmetterte.

Nach solchen Gewaltthätigkeiten glaubten sich die Lateiner nunmehr gegen dieses mörderische und treulose Volk, das sie ohnehin als halbe Ketzer betrachteten, zu allem berechtigt. Sie beschlossen, die Stadt mit Gewalt zu erstürmen, und sie rein auszuplündern. Das geschah. Am 12. April 1204 wurden die Thore gesprengt, und nun sah man ein Schauspiel, das dem ähnlich seyn würde, wenn man einen Haufen ausgehungerter Wölfe in eine Schafhürde einließe. Die

gierigste Habsucht, in ihren leidenschaftlichen Aeußerungen dem glühendsten Nachtriebe gleich, macht, wie dieser, in der mühsam errungenen Stunde der Befriedigung den Menschen dem reißenden Thiere ähnlich. In blinder Raserey stürzten sie in die Häuser, stießen nieder, was sich ihnen widersetzte, griffen zu, wo sie von Kostbarkeiten etwas sahen, zerschlugen Kisten, sprengten Thüren auf, brachten die unglücklichen Bewohner durch grausame Quaalen zu dem Geständnisse, wo ihr letztes Geld verborgen liege; und als nun keiner mehr die eigne Beute bey sich lassen konnte, schleppten sie das Uebrige nach einer Verabredung auf einen gemeinschaftlichen Platz. Hier kam ein so ungeheurer Haufe von reichen Zeugen, Kostbarkeiten und Geld zusammen, daß ein niederländischer Fürst, der dabey gewesen war, an den Papst schrieb, so viel Reichthümer könnten in der ganzen übrigen Welt nicht seyn, als hier auf einem Haufen beisammen gelegen hätten. Und allerdings war auch Constantinopel die größte, schönste und reichste Stadt in der Welt.

Der ganze Haufe des erbeuteten Silbers und Goldes ward, so gut sich dies in der Geschwindigkeit thun ließ, in zwey Theile getheilt; einen Antheil bekamen die Franzosen, den andern die Venetianer. So eine Beute, meinten die Soldaten, sey wohl eines Kreuzzugs werth!

Auf diese widrige Scene der hündischsten

Habgier folgte die fast noch niedrigere des frechsten Uebermuths. Mit ihren gefüllten Säcken trotzten die Ueberwinder nun durch die Straßen, als ob sie ein altes Recht auf die Stadt gehabt hätten. Sie machten die Kirchen zu Pferdeställen, verunreinigten auf das ekelhafteste die heiligen Oerter, hielten Saufgelage auf den Chören, und setzten eine liederliche Dirne auf den Patriarchenstuhl. Kunstwerke wurden mit Gewalt verstümmelt und zerhauen, selbst an den metallenen Bildsäulen übte der eigensinnigste Zerstörungskitzel seine Beharrlichkeit. Ein einziges berühmtes Kunstwerk aus dem Alterthum, vier vielbewunderte Pferde von Bronze, retteten die Venetianer zur Zierde ihrer Stadt, aus der es aber in unsern Tagen nach Paris gewandert ist.

Mit eben der Eintracht, mit der man vorher die tragbare Beute getheilt hatte, schritt man jetzt zur Theilung des Reichs. Man zerfällte es vorläufig in vier Stücke, deren eines der haben sollte, welchen die Stimmenmehrheit zum Kaiser wählen würde; in die andern drey sollten sich die übrigen Anführer und die Republik Venedig theilen, doch so, daß sie alle des Kaisers Lehenträger wären. Die Klugheit des alten venetianischen Dogen Dandolo leitete alles vortrefflich. Zum Kaiser ward einstimmig der tapfere Balduin, Graf von Flandern und Hennegau, ernannt, wozu der Papst, den man

deshalb zu fragen nicht ermangelte, seine Einwilligung gab. Romanien, ein Stück vom Peloponnes und verschiedene Inseln des Archipelagus fielen den Venetianern zu; der Markgraf von Montferrat erhielt die asiatischen Provinzen und die Insel Kreta, der Graf von Blois das Herzogthum Nicäa, der Graf von St. Paul Demotika, Otto de la Roche das Herzogthum Athen, Wilhelm von Champlitte das Fürstenthum Achaja; Zante ward eine Pfalzgrafschaft.

Aber so leicht findet sich ein gedrücktes Volk nicht in ein ungerechtes, und noch dazu fremdes Joch. Selbst in der Schreckensnacht vor dem Tage des Sturms, als man hörte, Murzuphlus sey entflohen, schritten die Vornehmen in einer Kirche zur Wahl eines neuen Kaisers. Sie traf den Theodor Laskaris, der mit einem zahlreichen Anhange nach Asien übersetzte, und dort aus den Provinzen Bithynien, Phrygien, Mösien, Jonien und Lydien mit vielem Glück ein Reich errichtete, dessen Residenzstadt Nicäa ward. Eben so stifteten ein Paar Nachkommen der Komnenen in Pontus und Paphlagonien das sogenannt trapezuntische Kaiserthum, von der Hauptstadt also genannt, welches sich so lange als das Hauptreich erhalten hat, bis es zuletzt, wie dieses, in die Hände des türkischen Eroberers fiel.

Doch das war nicht der einzige Beweis von

Frei-

Freiheitsliebe, den die Griechen den Lateinern gaben. Auch in Constantinopel waren sie geschäftig, ihrem neuen Beherrscher tausenderley Hindernisse in den Weg zu legen, und in den Provinzen ward manche französische Besatzung todtgeschlagen. Die Fürsten waren auch viel zu schwach, um strengen Gehorsam von einem unwilligen Volke zu erzwingen, welches sich lieber in ein selbstgewähltes, noch ärgeres Uebel stürzen, als das gegenwärtige mit Geduld ertragen wollte.

Die Bulgaren waren dies selbstgewählte Uebel, die alten Erbfeinde des Reichs. Jetzt riefen die Griechen sie zu Hülfe. Sie kamen an mit großer Heeresmacht. Balduin konnte ihnen nur mit wenigen Rittern in der Eil entgegen ziehen, und wurde daher geschlagen und gefangen. Was er für ein Ende genommen, hat niemand erfahren. Sein Bruder **Heinrich** folgte ihm 1205 in der Regierung, und jagte die räuberisch hausenden Bulgaren wieder zum Lande hinaus. Ihm fiel auch der entflohene Murzuphlus in die Hände, der schon vorher von seinen Feinden geblendet worden war. Daran genügte aber den Lateinern noch nicht. Sie sannen für ihn, als für einen Majestätsverbrecher, die eigene Strafe aus, von der hohen Säule des Theodosius herabgestürzt zu werden.

Heinrich, in dem sich Weisheit und Tapferkeit in seltnem Grade vereinigten, schlug den

rechten Weg ein, das Vertrauen der Griechen zu gewinnen, und es wäre hier vielleicht etwas Vortreffliches zu hoffen gewesen, wenn man sich hätte überwinden können, das Kircheninteresse bey Seite zu setzen, und dem Papste keine Herrschaft in dem neuen Staate einzuräumen. Aber das verdarb alles, und der treffliche Heinrich selbst starb schon 1216 am Gifte aus der Hand eines fanatischen Griechen. Von seinen Nachfolgern hat keiner ihm geglichen.

Und nun ein merkwürdiger Zug von päpstlicher Despotie. Die Lateiner wählten 1216 den König Andreas von Ungarn zu ihrem Kaiser. Dieser hatte aber dem Papste einen Kreuzzug nach Palästina gelobt, und war nun verlegen, was er thun sollte. Er schrieb an Innocenz III. aber dieser, der es wohl für gefährlich halten mochte, wenn seine getreuen Ungarn mit den ketzerischen Griechen in ein Volk vereinigt würden, antwortete ihm ganz ernsthaft, es freue ihn zwar, daß die Wahl der Griechen auf ihn gefallen sey, aber er bedaure recht sehr, daß er ihm nicht erlauben könne, sie anzunehmen, denn was man Gott versprochen habe, könne man nicht zurücknehmen, und zu Ostern müsse er marschfertig seyn. So sehr den Andreas dieser Bescheid verdroß, so wagte er doch nicht dem Papste zu widersprechen, und die lateinischen Ritter schritten schnell zu einer andern Wahl.

Sie traf den Grafen Peter von Courtenay, einen Enkel Ludwigs des Dicken, Königs von Frankreich. Dieser verkaufte sogleich seine zwey Grafschaften, die er in Frankreich besaß, warb Truppen, und reisete mit ihnen nach Rom, um sich vom Papste krönen zu lassen. Aus Italien bringen ihn venetianische Schiffe nach Durazzo, welches ein griechischer Rebell, Namens Theodor, inne hatte. Dieser bemächtigt sich seiner mit List, und wirft ihn nebst seinen vornehmsten Begleitern ins Gefängniß, aus dem er nicht wieder zum Vorschein gekommen ist.

So schwach waren die lateinischen Machthaber in Constantinopel, daß sie sich solcher Mitregenten in ihrem Reiche nicht erwehren konnten. Dieser Theodor nannte sich einen Fürsten von Thessalonich, und herrschte über eine größere Provinz als der Besitzer der Hauptstadt ungeachtet seines Kaisertitels, ja er streifte mit seinen Schaaren oft bis an die Thore von Constantinopel. Auf ähnliche Weise griff ein gewisser Vatatzes in Nicäa um sich, und höher hinauf in Asien der Inhaber des trapezuntischen Reichs. So bestand also das griechische Kaiserthum eigentlich aus vier Staaten, von denen die lateinischen Kaiser gerade den kleinsten inne hatten; denn sie behielten auf die Länge nichts weiter als die Stadt Constantinopel. Innere Uneinig-

keiten der Fürsten unter einander verschlimmerten noch das Uebel.

Nach Peters von Courtenay unglücklicher Ueberfahrt hatte man die Krone dessen Sohne Robert angetragen, der auch 1221 glücklich in Constantinopel angekommen, und in der Sophienkirche gekrönt worden war. Dieser ließ seine Braut, ein Fräulein von Neuville, aus der Grafschaft Artois nachkommen, und vollzog die Heyrath mit ihr in seinem neuen Kaisersitze. Das Fräulein war aber früher mit einem burgundischen Edelmanne versprochen gewesen; nur der höhere Rang des zweiten Bewerbers hatte die Tochter und die Mutter geblendet. Der rachsüchtige Burgunder konnte seine Zurücksetzung nicht verschmerzen. Er reizte eine Anzahl seiner Freunde unter den französischen Rittern, welche sich in Constantinopel aufhielten, auf, ihn zu rächen. Diese brechen Nachts in den Pallast, bemächtigen sich der jungen Kaiserin und ihrer Mutter, werfen sie eilig in ein Schiff, ersäufen die Mutter, und schneiden der Tochter Nase und Lippen ab. Robert hatte nicht die Macht, diese verwegene That zu strafen, sondern machte sich auf den Weg nach Rom, und bat den Papst um Beistand. Der Papst aber hatte wichtigere Sorgen, und rieth ihm bloß, wieder nach Constantinopel zurückzugehen, damit das Reich nicht ganz

in Verfall käme. Die Buben auf der Gasse verlachten ihn. Er starb vor Gram 1228.

Sein Bruder Balduin, der ihm folgte, erwehrte sich mit Mühe der unaufhörlichen Einfälle der Bulgaren und der griechischen Fürsten, welche immer wechselsweise die Hauptstadt belagerten. Er war in solcher Geldnoth, daß er einmal den Venetianern, die ihm etwas liehen, seinen einzigen Sohn zum Unterpfande schicken mußte. Die Kaiserin mußte gar einmal zehn französische Livres borgen. Die Bleidächer wurden von den alten Kirchen und Pallästen genommen, und zu Gelde gemacht. Aus Mangel an Holz riß man Häuser ein. Es schien, als wollten die Griechen ihre fremden Gebieter ohne Belagerung aushungern.

Unter solchen Umständen war es wohl kein Wunder, daß Constantinopel endlich wieder den griechischen Fürsten in die Hände fiel. Alle Lateiner flüchteten; Balduin und der lateinische Patriarch retteten sich nach Venedig. Am 25. Jul. 1261 zog Michael Paläologus als griechischer Kaiser ein.

21.

Der Kreuzzug gegen die Albigenser.

(1206.)

Der andere Kreuzzug französischer Ritter unter Philipp Augusts Regierung war von einer ganz neuen Art, und von Papst Innocenz III. Erfindung. Da das ganze Gebäude der Papstherrschaft (Hierarchie) auf dem festen Glauben aller Beherrschten an die Heiligkeit und Allgewalt der Kirche beruhte, so mußten natürlich die Päpste über nichts so sehr wachen, als über die Erhaltung dieses Glaubens, und wer nur an einem einzigen Satze, den die Kirche lehrte, den kleinsten Zweifel laut werden ließ, mußte vernichtet werden. Das erfuhr zuerst in der Mitte des 12ten Jahrhunderts Arnold von Brescia, ein gelehrter, kühner und beredter Schüler des berühmten Abälard. Er wagte es unter Kaiser Konrads III. Regierung in Rom selbst, alle weltliche Macht der Geistlichen und des Papstes für freventliche Anmaßung zu erklären, und fand damit bey der Adelspartey, die, wie wir wissen, immer gegen den Papst ankämpfte, soviel Beifall, daß er nicht nur eine Zeitlang völlig sicher in Rom herumgehen durfte, sondern auch noch sogar den Plan gemacht haben soll, das alte consularische Stadt-

regiment und die alterthümliche Freiheit Roms wieder herzustellen. Allein Hadrian IV. ruhte nicht eher, als bis ihm mit Hülfe Kaiser Friedrichs I. der allerdings gefährliche Ketzer ausgeliefert, und andern zum schreckenden Beispiel gekreuzigt, verbrannt und seine Asche in die Tiber geworfen war (1155).

Früher, schon um die Mitte des 11ten Jahrhunderts, ließ der fromme Erzbischof Heribert zu Mailand einen Haufen Irrender, welche sich unterfingen, über die Dreieinigkeit, die Sacramente und den Papst anders zu denken, als die Kirche, gefangen setzen, und da sie von ihren Meinungen nicht abstehen wollten, verbrennen.

Traten nun gar ganze Gesellschaften auf, die sich öffentlich von dem gemeinen Glauben lossagten, so mußten diese nach den Grundsätzen der Päpste, von der ganzen Christenheit ausgestoßen, als Feinde derselben verfolgt, und von der Erde vertilgt werden. Das sey ein heiliges Werk, lehrten die Priester. Diese Grundsätze nun übte Innocenz III. zuerst im Großen 1206 gegen die Albigenser, eine Sekte im südlichen Frankreich, welche unmerklich entstanden war, und ihren Namen der Stadt Alby in der Grafschaft Toulouse verdankte. Die Hauptsätze, in welchen diese Ketzer von der herrschenden Kirche abwichen, waren: In der Bibel sey keine Messe befohlen, Fürbitten für Verstorbene können Got-

tes Rathschluß nicht ändern, das Fegefeuer sey eine Erfindung habsüchtiger Priester, das Anrufen der Heiligen ein sündlicher Aberglaube, das geweihte Brodt im Abendmahl werde nicht in den Leib Christi verwandelt, und der Papst sey nicht mehr als jeder andere Bischof. — Unmöglich konnte der Papst, wenn er nicht seine eigene Vernichtung wollte, solche Lehren dulden. Das Kreuz gepredigt war das kürzeste Verfahren gegen diese Feinde der Kirche. Graf Raimund von Toulouse, der Besitzer jener Grafschaft, that Vorstellungen gegen einen Krieg in seinem Lande. „Ist auch ein Ketzer," hieß es; er ward in den Bann gethan. Der Kreuzzug rückte wirklich gegen die ruhigen Bürger an: ein Abt von Citeaux in Bourgogne, Arnold, stand an der Spitze eines zusammengelaufenen Haufens. Er ließ die Albigenser in ihren Städten angreifen, alles niederhauen, was ihm vorkam, und sang während des Sturmlaufens mit seinen Mönchen: komm heiliger Geist, Herr Gott. Nach der blutigen Eroberung des Städtchens Beziers sagte man ihm, daß neben den Ketzern doch auch viele Rechtgläubige hier wohnten. „Nur alle todtgeschlagen, antwortete der Eiferer; der Herr kennet die Seinen." Das Gerücht von diesem Ketzerkriege brachte bald noch ein andres Heer in Bewegung, welches ein Graf Simon von Montfort anführte. Dieser hatte die Politik,

sich vom Papste das Ländchen schenken zu lassen, und der Papst die Frechheit, ihm den Schenkungsbrief auszufertigen. Die neuen Kreuzfahrer wütheten darauf mit Feuer und Schwerdt, bis das ganze Land zur Einöde geworden war, plünderten alles rein aus, und verbrannten die lebendig gefangenen Ketzer zu Hunderten auf dem Scheiterhaufen. Der rechtmäßige Besitzer, Graf Raimund, mußte aus seinem Lande fliehen, und hat es nie wieder gesehen.

Papst Innocenz ermahnte ferner alle weltliche Herren zur strengen Wachsamkeit gegen jede Ketzerey, und bedrohete jeden, der irgend eine Neuerung in seinem Lande leiden würde, mit dem Bann und dem Verluste seiner Güter, die alsdann vom Papste einem ächtkatholischen Herrn geschenkt werden würden. Dergleichen Priesterermahnungen wirkten auf die Denkart des Zeitalters so stark, daß selbst die edlern Menschen in dem Mißhandeln der Ketzer gar nichts Unbilliges sahen. In Paris pflegten christliche Lehrer wohl mit jüdischen Rabbinen zu disputiren, in der Hoffnung, diese zu bekehren. Während eines solchen gelehrten Streits fragte einmal ein französischer Ritter einen der gegenwärtigen Juden, ob er glaube, Maria sey eine unbefleckte Jungfrau und Gottes Mutter gewesen. Der Jude zuckte verneinend die Achseln, und bekam dafür von dem Ritter einen Faustschlag, daß er nie-

derstürzte. Als man diesen Vorfall dem Könige Ludwig IX. erzählte, sagte dieser: „Ja ja, mit den Juden muß keiner sich einlassen, der nicht ein durchtriebener Gelehrter ist. Hört aber ein Laie auf den christlichen Glauben schmähen, so ist kein besserer Rath, als dem Ungläubigen den Degen so weit in den Leib zu stoßen, als er nur hineingehen will." So dachte ein König, und einer der besten Könige, die Frankreich gehabt hat. Das ist Geist des Zeitalters.

22.

Die Waldenser.

(Sec. 12.)

Bey allen Nachspürungen aber war den Päpsten dennoch lange Zeit eine heimliche Gesellschaft von Kezern entgangen, welche schon seit dem achten Jahrhundert in den wenig besuchten und dürftigen Alpenthälern Piemonts, dem päpstlichen Despotismus zum Troze, einer einfachen, von der römischen weit abweichenden Gottesverehrung nach der Weise der ersten Apostelgemeinen treu geblieben waren. Man nannte sie die Thalleute (Vaudois, Vallenses), wegen ihrer reinen Sitten und ihrer Gutmüthigkeit

auch wohl schlechthin die guten Leute. Sie hielten sich zur römischen Kirche, verachteten aber alle Priesterherrschaft, hielten das Papstthum für eine freche Anmaßung, und duldeten keine Lehrer unter sich, die sich nicht durch ihrer Hände Fleiß, selbst als Handwerker, ernährten. Sie legten bey allen ihren Andachten die Bibel zum Grunde, und verwarfen alle Erfindungen der römischen Kirche, z. B. Fegefeuer, Messen rc. wovon nichts in der Bibel geboten war. Weil sie ruhige Unterthanen und sehr arm waren, so ließ man ihnen ihre Meinungen hingehen, die sich auch lange Zeit nicht über ihre Thäler hinaus verbreiteten. Aber nachdem ein gewisser Peter Waldus, ein reicher Kaufmann zu Lyon, sich öffentlich zu ihnen bekannte, der Welt entsagte, und sein ganzes Vermögen unter die Armen vertheilte, ward man aufmerksam auf diese Leute. Peter Waldus erhielt bald einen mächtigen Anhang, predigte Besserung und Umkehrung von dem ruchlosen Leben, deckte die Mängel der Kirchenzucht und den lasterhaften Wandel der Geistlichen auf, ließ einen kräftigen Auszug aus der Bibel ins Französische übersetzen, und sprach unaufhörlich von der Nothwendigkeit einer allgemeinen Kirchenverbesserung. Die einfachen, aber lehrreichen und erwecklichen Vorträge der Waldenser, und ihr arbeitsames, mäßiges Leben besiegten gleichsam durch ihren innern Werth das

eitle Schaugepränge, die unverständlichen lateinischen Gebete der Katholiken und das sittenlose Leben der meisten Geistlichen. Allmälig sah man die kleine Secte sich über einen ziemlichen Theil des südlichen Frankreichs und der Lombardey verbreiten, man sah in ihrer Mitte Schulen entstehen, in welchen jedes Kind zum Schreiben und Bibellesen angeführt wurde, und die stille Haushaltung der guten Leute gefiel so sehr, daß selbst katholische Eltern ihnen Kinder zur Erziehung anvertrauten.

Aber nun freilich war es auch um die bürgerliche Sicherheit der Waldenser geschehen. Der Erzbischof von Lyon zog zuerst gegen Peter Waldus los (1185), und nöthigte ihn, in die Picardie zu fliehen. Auch hier verbreitete er seine Grundsätze mit Glück, ward aber auch hier verfolgt, flüchtete nach Deutschland, und beschloß sein Leben in Böhmen. Die Verfolgungen seiner Gemeinen dienten nur dazu, ihre Meinungen weiter mitzutheilen, und im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert gab es der heimlichen Waldenser schon überall sehr viele. Sie hatten gewisse Zeichen an ihren Häusern, an denen die Brüder sich erkannten, und man sagte damals wie im Sprichworte, wenn ein Waldenser durch Deutschland nach Mailand reise, so finde er jede Nacht bey einem Bruder Herberge.

Die päpstliche Partey verfolgte sie mit ent-

setzlicher Grausamkeit. Um ihretwillen wurde 1229 recht eigentlich die Inquisition eingeführt, von der weiter unten geredet werden soll. Tausende mußten um ihres Glaubens willen bluten und brennen. Allein wir wissen schon, daß Martern und Hinrichtungen nicht im Stande sind, Meinungen auszurotten, die zur Freiheit, dem ewigen Streben aller Unterdrückten, führen. Vielmehr entwickelten sich aus diesen kleinen Gesellschaften allmälig die starken Kräfte, die das felsenfeste Gebäude der Papstherrschaft wenige Jahrhunderte später zu zertrümmern bestimmt waren.

23.

England in diesem Zeitraum.

(1087 — 1216.)

Es ist von den auswärtigen Unternehmungen der Engländer im zwölften Jahrhundert schon in der französischen Geschichte soviel gesagt worden, daß hier nur noch das Wichtigste von den inneren Veränderungen der Nation nachzuholen übrig ist.

Die Regenten in diesem Zeitraum sind:

Wilhelm II., des Eroberers Sohn (1087 — 1100).

Dessen Bruder Heinrich I. († 1135, 1. Dec.).

Stephan, Graf von Boulogne († 1154, 25. Oct.).

Heinrich II., Herzog von Anjou oder Plantagenet († 1189, 6. Jul.).

Dessen Sohn Richard I., Löwenherz, († 1199, 6. Apr.), und

Johann ohne Land, des Vorigen Bruder († 1216).

Nach Wilhelms des Eroberers Tode kam dessen zweiter Sohn, Wilhelm II., Rothhaar, dem ältesten, Robert, in der Besitznahme von England zuvor, und der trägere Robert mußte sich mit der Normandie begnügen. Aber auch diese trat er 1096 gegen die kleine Summe von 10,000 Mark Silbers an seinen Bruder ab, um die Zurüstungen zu dem ersten Kreuzzuge, zu dem er sich mit verbunden, bestreiten zu können. Unter Wilhelms II. Regierung thaten die skandinavischen Seeräuber unter der Anführung des Königs Magnus von Norwegen ihre letzte Landung in England, wurden aber von dem tapfern Hugo, Grafen von Shrewsbury, zurückgetrieben. Noch vorhandene Denkmäler aus den Zeiten Wilhelms II. sind der Tower, Westminster=

hall und die Londoner Brücke, die er erbauen ließ.

Nach Wilhelms II. plötzlichem Tode riß der dritte Sohn Wilhelms des Eroberers, Heinrich I., die Regierung an sich, denn so wenig galten den wilden Normannen noch die Gesetze, daß nur Gewalt allein entschied. Herzog Robert, der nun schon zum zweiten Male um die Königswürde gebracht worden war, kehrte einen Monat später aus dem gelobten Lande zurück, nahm sein Herzogthum in Frankreich ohne Schwierigkeit wieder in Besitz, und that sogar mit seinen normännischen Baronen eine Landung in England, um seinem Bruder auch dieses Land zu entreißen. Heinrich I. sah keine Rettung für sich, als bey dem allgemein verehrten Erzbischof Anselm von Canterbury, Primas von England. Ihm unterwarf er sich gänzlich, gestand ihm und dem Papste alle ersinnliche Rechte über sich zu, und gewann dadurch den geschmeichelten Priester so sehr, daß derselbe alle seine Beredsamkeit bey den Baronen anwandte, ja sogar das ganze Heer durchritt, und überall den Gehorsam gegen Heinrichen als das einzig Rechte und Gott Wohlgefällige predigte, auch, ehe man noch zum Schlagen kam, beide Parteien zu einem friedlichen Vergleich bewegte. Robert sollte sich mit der Normandie begnügen, und von seinem Bruder jährlich 3000 Mark erhalten (1101). Aber kaum

war die Gefahr vorüber, so lachte Heinrich des Vertrags, verbannte oder tödtete alle Edelleute in seinem Reiche, die es mit seinem Bruder hielten, unter allerley Vorwänden, zog endlich gar hinüber in die Normandie, eroberte dies Land dazu (1106), und bekam außer vielen der vornehmsten Baronen den Herzog Robert, seinen Bruder, selbst gefangen, den er auch bis an sein Ende — noch 28 Jahre lang — in dem Schlosse Cardiff eingesperrt hielt.

Heinrich I. hatte zu Anfang seiner Regierung die Engländer mit seiner Ermächtigung durch einen ausgestellten Freiheitsbrief zu versöhnen gesucht, in dem er ihnen versprochen hatte, weniger eigenmächtig als seine beiden Vorgänger zu regieren. Wenn man diesen Brief betrachtet, so muß man erstaunen über die Dinge, welche hier versprochen wurden. Der König wollte nach dem Tode eines Grafen, Baronen oder geringeren Untersassen den Erben die Güter nicht wegnehmen, die Vormundschaften der Minderjährigen nicht an sich reißen, die Erbinnen nicht nach seinem Gutdünken verheyrathen, auch nicht nach Willkühr neue Auflagen machen etc. Ja, so sehr sich alle diese Versprechungen, wie man glauben sollte, von selbst verstanden, so wurde doch nachher keine einzige derselben gehalten, sobald sich der neue König nur erst im Besitz seiner Macht befestigt sah. Selbst die dem Anselm

selm gebrachten Opfer suchte Heinrich I. wieder zurückzunehmen, und darüber gerieth er mit dem Papst in eben so heftige Streitigkeiten als irgend ein römischer Kaiser. Auch ihm sollte das Besetzen der geistlichen Stellen abgewöhnt werden. „Christus nenne sich selbst die Thür, schrieb Paschalis II., nichts sey also natürlicher, als daß alle Kirchendiener durch Christum, und nicht durch profane Wege, zur Kirche eingehen müßten. Die Kirche sey ferner die Braut Christi, wer sich also ein Recht über Kirchenbedienungen anmaße, begehe offenbar einen geistlichen Ehebruch. Priester würden endlich in der Schrift Götter genannt; abscheuliche, unsinnige Vermessenheit der Layen sey es also, die Priester selbst einsetzen, gleichsam ihre eignen Götter erschaffen zu wollen.“ König Heinrich wurde in der That durch das Geschrey der Geistlichen so in die Enge getrieben, daß er sich zuletzt wirklich entschließen mußte, dem Rechte der Investitur zu entsagen. Auch die Priesterehen wurden um diese Zeit in England, obwohl mit vieler Mühe, ausgerottet.

Ungeachtet aller Gewaltthätigkeiten Heinrichs I., zu denen man noch eine Menge Hinrichtungen und barbarischer Verstümmelungen rechnen muß, war doch dieser König ganz der Mann des Volks, genoß allgemeine Achtung, ward wegen seiner Klugheit bewundert, und erhielt seine beiden Reiche, England und die Nor=

mandie, in tiefem Frieden. Man darf also wohl glauben, daß die Gesetzlosigkeit der Zeit ein tyrannisches Verfahren als nothwendiges Schreckmittel oft geboten habe, und daß Heinrich I. auch nach unsern Begriffen liebenswürdiger erscheinen würde, wenn er in unsern Zeiten gelebt hätte.

Er hinterließ keine Söhne. Seine Tochter Mathilde war an den Kaiser Heinrich V. vermählt gewesen. Ihr hatte der Vater auch die Erbfolge in England zuschwören lassen, allein durch eine Usurpation, weit gröber als seine eigene, bemächtigte sich ein weitläuftiger Verwandter, Graf Stephan von Boulogne, mit Hülfe des Erzbischofs von Canterbury, des Throns. Der Papst, welcher es sehr gern sah, wenn Könige sich fragend oder bittend an ihn wandten, ermangelte nicht, seine Bestätigung recht ruchtbar zu machen. Dagegen erlaubten sich die Geistlichen und die vornehmeren Baronen zuerst, dem König gegen gewisse Bedingungen die Huldigung zu leisten, und Stephan, der anfangs noch so unsicher stand, mußte dies bewilligen. So sah man jetzt auf einmal eine Menge Burgen in England entstehen, von welchen aus im Nothfall dem König getrotzt werden konnte; Fehden und innere Kriege nahmen überhand, und die Gesetzlosigkeit und Unsicherheit erreichte den höchsten Gipfel. Die englische Geschichte wird

von jetzt an ein abscheuerregendes Gewirr von Grausamkeiten, Räubereien, Verwüstungen und allen andern Arten bürgerlichen Elends. Zuletzt (1141) wurde der König gar von der Parthey der verwittweten Kaiserin Mathilde gefangen und in Ketten gelegt, und Mathilde selbst von einem päpstlichen Legaten gekrönt, denn der Papst schämte sich nicht, seine früheren Bundesgenossen zu verlassen, sobald ihm von späteren mehr geboten wurde. Indessen wurde Stephan durch einen Vergleich doch wieder frey gelassen und auf den Thron hergestellt.

Nach seinem bald darauf erfolgten Tode (1154) übernahm nach schon vorher festgesetzten Verträgen der junge Herzog Heinrich von Anjou oder Plantagenet die Regierung. Dieser erhob durch seine französischen Besitzungen das Ansehen der englischen Krone ungemein. Ihm gehörte von Vaters wegen Anjou, Touraine, Maine; nach mütterlichem Rechte die Normandie, und von Seiten seiner Gemahlin Eleonore Guienne, Poitou, Saintonge, Auvergne, Perigord, Angoumois und Limousin. Bald nachher brachte er auch Bretagne an sich. Diese Provinzen zusammengenommen machten fast den dritten Theil von Frankreich aus, und waren, wie wir schon wissen, der unaufhörliche Kriegsstoff zwischen Franzosen und Engländern.

Heinrich II. führte eine kluge und kräftige

Regierung. Er stellte die Ruhe im Reiche wieder her, ließ eine Menge Raubschlösser niederreißen, verbesserte die Münzen, und übte strenge Gerechtigkeit. Aber in dem Kampfe mit der Geistlichkeit zerbrach seine Kraft. Er hatte seinen Primas, Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury, bereits aus dem Lande getrieben, und ihn gezwungen, 6 Jahre in Frankreich als ein Verbannter zu leben, als er sich endlich doch noch genöthigt sah ihn zurückzurufen, um nur dem päpstlichen Bann zu entgehen, auf welchen Ludwig VII. von Frankreich nur wartete, um sogleich über seine Besitzungen in Frankreich herzufallen. Ja als zuletzt 1170, 29. Dec. der Erzbischof von einigen Hofleuten ermordet ward, mußte der König, abermals um den Bann zu verhindern, sich zu den tiefsten Demüthigungen vor dem Papst entschließen. Dieser, um seinen Sieg zu verfolgen, sprach den Ermordeten als einen Märtyrer zwey Jahre nach seinem Tode unter dem Namen des heiligen Thomas selig, und wieviel Heinrich von dem Geist des Volks zu fürchten hatte, kann man daraus sehen, daß die Einwohner aus allen Theilen des Königreichs Wallfahrten zu dem Grabe des neuen Heiligen anstellten, und daß man in einem Jahre über hunderttausend in Canterbury angekommene Pilgrimme zählte.

Heinrich II. selbst fand es nöthig, in einer

großen Verlegenheit einige Jahre nachher (1174) sich diesem Volksglauben zu bequemen. Dieser wackere und gerechte König hatte nämlich das Unglück, daß sich auf die Anreizung seiner alten eifersüchtigen Gemahlin seine eigenen Söhne gegen ihn empörten, und in Frankreich und Schottland Beistand fanden. Allenthalben schlug seine Tapferkeit die Feinde siegreich zu Boden, allein der Aberglaube zischelte doch immer, des Königs Unglück sey die wohl verdiente göttliche Strafe für sein hartes Verfahren gegen Becket. Diesem einflußreichen Geschwätz ein Ende zu machen ging der aus der Normandie siegreich zurückgekehrte Monarch nach Canterbury, näherte sich barfuß dem Grabe des verwünschten Heiligen, bewachte 24 Stunden unter Fasten und Gebet die Reliquien desselben, und ließ sich zuletzt von einem Chor von Mönchen den entblößten Rükken geißeln. Zufällig erhielt er den Tag darauf die Nachricht, daß seine Generale die Rebellen in Schottland besiegt hätten, und nun war ganz England beruhigt, da man deutlich sah, daß Gott und der heilige Thomas mit dem König wieder versöhnt seyen.

In dem darauf folgenden Frieden (1175) fand sich Heinrich II. mit seinen Söhnen durch bewilligte Jahrgelder ab, und der König Wilhelm von Schottland mußte ihm für sein Land die Huldigung leisten und einige Schlösser abtre-

ten. Irland, diese damals noch halbwilde, unter mehrere kleine Tyrannen vertheilte Insel, war 1172 zuerst von Heinrich II. erobert worden, und ist seitdem immer bey England geblieben. Schottland wurde dagegen erst sehr spät (1603) mit England vereinigt.

Zur Verbesserung der Gerechtigkeitspflege theilte Heinrich II. sein Land in 4 Theile, und ernannte die würdigsten Prälaten und Baronen zu reisenden Friedensrichtern, welche allenthalben Klagen anhören und Recht sprechen mußten. Zweikampf, Feuer und Wasserproben rc. waren noch immer im Gebrauch, und die Strafen barbarisch. Räuberey, Mord, Brandstiftung, Falschmünzen, ward mit dem Verlust der rechten Hand und des rechten Fußes bestraft. Zu dem nothwendigsten aller Gesetze, zu dem, welches die Thronfolge und die Versorgung der nachgebornen Prinzen bestimmt hätte, war das Zeitalter noch nicht vernünftig genug; daher die ewigen Empörungen der Prinzen vom Geblüt und die höchst unregelmäßigen Thronfolgen. Heinrich II. führte zuerst statt der unzuverläßigen Vasallenheere Söldner ein, wodurch er freilich genöthigt war, die Auflagen zu verstärken.

Richard I., Löwenherz, der älteste von Heinrichs II. nachgelassenen Söhnen, ist vornehmlich durch seinen Kreuzzug berühmt, der jedoch seinem Lande großen Schaden that, theils durch

die lange Entfernung des Reichsoberhaupts, theils durch die für jene Zeiten ungeheure Summe, die seine Auslösung kostete. Schon um die Kosten des Kreuzzuges zusammenzubringen, hatte er sich die Lehnsabhängigkeit der Schotten, seines Vaters wichtigste Eroberung, für 10,000 Mark wieder abkaufen lassen, auch viele Krongüter und Aemter verkäuflich gemacht. Seine Todesart ist schon oben erzählt. Er erlebte noch die Eroberung des Schlosses Chalûs, und ließ die ganze Besatzung aufhängen. Den Bogenschützen Bertrand de Gourdon aber, der den Pfeil auf ihn abgeschossen, ließ er vor sein Bett kommen, und fragte ihn, was er ihm denn gethan, daß er so feindselig nach ihm gezielt habe. „Du tödtetest mit eigner Hand meinen Vater und meine zwey Brüder, versetzte jener, und mich wolltest du hängen lassen; jetzt bin ich in deiner Gewalt und du kannst dich nach Gefallen an mir rächen, aber ich werde alle Martern mit Freuden erdulden, da ich den Trost habe, die Welt von einem so schädlichen Menschen befreit zu haben.“ Der König befahl hierauf, ihn gehen zu lassen, aber Marcadee, das Haupt der Brabanssons oder gemietheten Straßenräuber, ließ ihn lebendig schinden und dann aufhängen.

Von Richards Bruder und Nachfolger Johann ohne Land ist schon in der französischen

Geschichte geredet worden. Er gehört zu den schlechtesten Regenten des ganzen Mittelalters. Der Hauptzug seines Charakters war eine dumme und träge Brutalität, die weder durch Vorstellungen noch durch Unglücksfälle zur Vernunft gebracht werden konnte. Er verlor, wie wir schon wissen, die Normandie und vier Grafschaften an den klugen Philipp August von Frankreich, und wurde durch die Hitze, mit der er gegen den besonnenen Papst Innocenz III. ankämpfte, zu der schimpflichsten Abtretung seines Reichs an den päpstlichen Stuhl genöthigt. Da keine Geschichte so deutlich als diese die Verfahrungsart der Päpste kennen lehrt, so mag sie hier ausführlicher wiederholt werden.

Innocenz III. nahm sichs zuerst heraus (1207) den erledigten Stuhl zu Canterbury mit einem Cardinal Langton zu besetzen. Um den König einzuschläfern, schrieb er zugleich einen lindernden Brief an ihn, und schenkte ihm vier farbige Ringe, deren Werth er durch sinnbildliche Anknüpfungen zu erhöhen suchte. Er bat ihn, die Form, die Zahl, den Stoff und die Farbe der Ringe wohl zu betrachten. Ihre Rundung bedeute die Ewigkeit, die weder Anfang noch Ende habe; hieraus müsse er lernen, von irdischen Dingen nach den himmlischen, von zeitlichen nach den ewigen zu streben. Die Zahl vier, als eine Quadratzahl, deute auf Standhaftigkeit der See-

le, die sich weder durch Glück noch durch Unglück zerstören lasse, und sich immer auf den festen Grund der vier Haupttugenden stütze. Gold, der Stoff der Ringe und das kostbarste Metall, bedeute Weisheit und Vollkommenheit, die vom dem Salomon mit Recht den Reichthümern, der Gewalt und allen äußerlichen Dingen vorgezogen werde. Die blaue Farbe des Smaragds stelle den Glauben vor, die grüne des Sapphirs die Hoffnung, die rothe des Rubins die Liebe, und der Glanz des Topasen die guten Werke rc.

Aber diese geistlichen Possen irrten den König nicht. Er beschwerte sich laut über die Anmaßung des Papstes, schwur, den Langton nimmermehr aufzunehmen, und jagte die Mönche der Christkirche aus dem Lande, die wegen dieser Angelegenheit in Rom gewesen waren. Innocenz, welcher sich auf den unzufriedenen englischen Adel verlassen konnte, rückte nun mit der Drohung des Interdicts, und sodann mit dem Interdict selber vor. Alle die Tausende von Geistlichen im ganzen Königreiche stellten sogleich allen Gottesdienst ein, entkleideten die Altäre ihres Schmucks, nahmen die Kreuze, die Bilder der Heiligen, ja die Glocken herunter, und legten sie bedeckt auf die Erde; alle Leichen wurden still und nicht in geweihtem Boden begraben, die Heyrathen wurden auf den Kirchhöfen vollzogen; alle Vergnügungen, Gastmähler, selbst

das Fleischessen war verboten; niemand durfte den andern grüßen, niemand sich den Bart scheeren; das ganze Land schien wegen der Sünde des Einen in Trauer und in banger Furcht vor dem göttlichen Zorn zu stehen.

Dennoch widerstand Johann noch eine Weile, und ließ seine Rache fortgesetzt an den Mönchen und Bischöfen aus. Er ließ ihnen sogar durch seine Brabanssons ihre Kebsweiber wegnehmen, und forderte hohe Summen für ihre Freilassung. Damals nämlich war es schon allgemeine Sitte, und konnte sogar durch Erlaubnißgelder vom Papste erlangt werden, daß ein Geistlicher sich für den ihm verweigerten Ehestand durch eine nicht angetraute Weibsperson entschädigte. So rächte sich die Natur an der geistlichen Politik, aber auf Kosten der Sittlichkeit. Sogar um die Liebe seiner Unterthanen bewarb sich der trozig gemachte König jezt nicht eifriger als sonst. Er fuhr fort, alle Stände zu beleidigen. Er entehrte vornehme Familien durch die Ungezähmtheit seiner Begierden, verbot den Edelleuten, fliegendes Wild zu jagen, verordnete neue Abgaben, ließ die Gehege von seinen Forsten niederreißen, damit seine Hirsche die benachbarten Felder der Unterthanen abweiden könnten, und nahm den Großen, denen er nicht traute, ihre Kinder als Geiseln weg.

Der Papst schärfte nun seine Strafen im=

mer stufenweise. 1209 sprach er den Bann über den König aus, und nun verließen die vornehmsten Geistlichen auf der Stelle das Reich. Zuletzt, 1212, sprach er die Engländer von ihrem Eide der Treue los, und nun ward der Aufstand so allgemein, daß Johann sich nicht mehr für sicher hielt. Der König von Frankreich machte schon Anstalt zur Landung, und hierauf erfolgte Johanns letzte Demüthigung unter des Papstes gewaltige Hand. Den Gedanken, dem letztern sein Reich abzutreten, hatte ihm der päpstliche Legat Pandolf selbst eingegeben. In dem öffentlichen Briefe, den er über diese entehrende Handlung ausstellte, sagte er, es geschehe aus freiem Willen und zur Vergebung seiner Sünden, und verpflichtete sich, England für 700 und Irland für 300 Mark jährlichen Tributs vom Papst als Lehn zu tragen. Bey der Huldigung, die er darüber leistete (15. May, 1213) saß der Legat auf einem Thron, und der König kniete waffenlos zu seinen Füßen.

Der Erzbischof Langton, der nun seinen Sitz zu Canterbury gleichfalls eingenommen hatte, wollte die Erniedrigung dieses elenden Königs benutzen, um die Gränzen der weltlichen und geistlichen Macht jetzt ein für allemal sicher zu bestimmen, und damit er sein Ziel noch gewisser erreichte, lud er auch die weltlichen Stände zu einer förmlichen Capitulation mit dem König

ein. Daraus entstand ein großes Bündniß, welches den überraschten Johann mit Waffengewalt umringte, und ihm einen Freiheitsbrief abzwang, der unter dem Namen der Magna charta noch jetzt berühmt ist, und als die Grundlage der englischen Freiheit betrachtet wird, wiewohl der Hauptvortheil damals nur auf die Geistlichen fiel, und den Baronen eigentlich nur der Freibrief Heinrichs I. erneuert wurde. Für die Bürger und Bauern war darin durch das Gesetz gesorgt, daß keiner seines Ackergeräths beraubt, und daß kein freier Mann verhaftet werden solle, außer nach gültigem Gerichtsausspruche. Dies wichtige Document ward unterzeichnet den 19. Jun. 1215 auf einem freien Platze zwischen Winsor und Staines, wo beide Parteien förmliche Kriegslager aufgeschlagen hatten.

Innocentius III., als gegenwärtiger Besitzer von England, wüthete, als er die Nachricht von diesem Beginnen der Baronen erhielt. Er that seinen eigenen Primas in den Bann, und erklärte „vermöge der Macht, die Gott ihm anvertrauet, Königreiche zu bauen und zu zerstören, zu pflanzen und auszurotten,“ den ganzen Freibrief für ungerecht. Allein es zeigte sich bald, daß die geistlichen Waffen nur da wirkten, wo schon andere Triebfedern vorgearbeitet hatten.

In den Archiven der Schatzkammer zu London befinden sich noch eine Menge alter Briefe

und Quittungen, aus denen man sehen kann, wie in jenen unglücklichen Zeiten bald Gerechtigkeit bald Ungerechtigkeit dem König abgekauft wurde. Kein Mensch durfte sich ohne Geschenke dem Throne nahen. So bezahlte die Grafschaft Norfolk eine Summe, damit redlich mit ihr umgegangen würde, und der Flecken Yarmouth eine andere, damit sein Freiheitsbrief, den er vom Könige hatte, nicht übertreten würde. Ein gewisser Serlo erkaufte die Erlaubniß, sich zu vertheidigen, im Fall er wegen eines gewissen Todtschlags angeklagt würde. Nikolas Morel versprach, 60 Pfund zu bezahlen, wenn der Graf von Flandern gezwungen würde, ihm die 343 Pfund zu erstatten, die er von ihm geborgt hätte. Hugo Oisel bezahlte 400 Mark für die Freiheit in England zu handeln. Gottfried Fitz-Pierre gab zwey norwegische Falken, damit Walter le Madine die Freiheit haben möchte, 100 Pfund Köse aus den Gebieten des Königs hinaus zu bringen. Die Gemahlin des Hugo von Neville gab dem König 200 Hühner für die Erlaubniß, ihren gefangenen Gatten besuchen zu dürfen. Richard von Neville gab 20 Reitpferde, um von dem König ein Empfehlungsschreiben an die Isolda Biset zu erhalten, daß sie ihn zum Manne nehmen möchte, und Robert de Beaux 5, damit der König in einer gewissen Sache schwiege. Johann ohne Land ließ einmal alle Juden ins Gefängniß

werfen, und gab ihnen für 66,000 Mark die Freiheit wieder. Zu einer andern Zeit bezahlte der Jude Isaak allein 5100 Mark, Brun 3000 Mark, andere weniger. Heinrich III. borgte einmal von dem Grafen von Cornwall 5000 Mark, und gab ihm zur Sicherheit Händscheine und Vollmachten auf alle Juden in England.

Die Großen zeigten ihren Reichthum durch prächtige Kleidungen, Rüstungen und Pferde, und durch ein zahlreiches Gefolge. In den Häusern fehlte noch manche Bequemlichkeit, z. B. die Stühle. Von Thomas Becket, da er noch Kanzler war, wird erzählt, er habe sein Zimmer im Winter täglich mit frischem Stroh oder Heu, im Sommer mit grünem Schilf bestreuen lassen, damit die Herren, welche ihm ihre Aufwartung gemacht, und ihrer großen Menge wegen nicht alle an der Tafel sitzen können, nicht hätten auf dem Boden sitzen und ihre schönen Kleider beschmutzen dürfen.

Die Rohheit der Sitten kann man sich nach dem bisher erzählten wohl vorstellen. Sittsame Jungfrauen verlebten ihre Jugend bis zu ihrer Verheyrathung in Klöstern, um vor Gewaltthätigkeit sicher zu seyn. Aber auch die Priesterschaft war von der Barbarey der Zeiten angesteckt. Man rechnete in den ersten 9 Jahren von Heinrichs II. Regierung mehr als hundert unbestrafte Mordthaten im Königreiche, die allein

von Geistlichen verübt worden waren. Und Heinrich II. war noch der strengste König!

24.

Die nordischen Staaten.

(1085—1216.)

Noch weit wilder war in diesem Zeitraum der Charakter der nordischen Völker. Sie hatten erst mit dem Christenthum Ackerbau und die Idee bekommen, daß Krieg und Jagd nicht nothwendig der einzige Zweck des menschlichen Daseyns seyn könne. Jedes der drey Reiche hatte seinen eigenen König, Kanut den Großen ausgenommen, der, wie wir wissen, Dännemark, Norwegen und England zugleich besaß. Der älteste dänische Annalist ist Aelnot, ein englischer Mönch in Odensee, der um das Jahr 1120 das Leben des heiligen Knud in lateinischer Sprache beschrieb. Unter seinen Nachfolgern ist der berühmteste Saxo Grammatikus, Schreiber des Erzbischofs Absalon und Propst zu Roskild, der um d. J. 1203 in zierlichem Latein eine lügenhafte dänische Geschichte verfaßte. Auch von einem norwegischen Mönch Theodorich ist noch eine lateinische Chronik von Norwegen übrig;

die bis auf das Jahr 1130 geht. Aelter aber und reichhaltiger sind die Annalisten von Island. Diese elende, und gleichsam außer der historischen Welt gelegene Insel spielt in der Geschichtskunde eine höchst merkwürdige Rolle, denn sie hat die allerersten skandinavischen Annalisten, und darunter den allerbesten, den Lagman (Gesetzbewahrer) Snorre Sturleson, der 1241 ermordet wurde, hervorgebracht. Schon dem ersten isländischen Bischof Isleif (1056) schreibt man eine Geschichte zu, wenigstens fing er bereits an, fremde Bücher ins Isländische übersetzen zu lassen. Are und Sämund schrieben um das Jahr 1117. Nach diesen kennt man noch bis ins 14te Jahrhundert 14 isländische Geschichtschreiber mit Namen und noch viele andere ohne Namen. Die Ursachen dieser unerwarteten Erscheinung liegen in dem früh erwachten Geist der Freiheit und der Handlung, und eben in der Entfernung von der übrigen Welt, die die Lust zu reisen in den jungen Isländern erweckte. Jener Bischof Isleif hatte in Erfurt studirt, Sämund war lange in Deutschland und Frankreich gewesen, und von dem Lagman Gizur, einem Urenkel des Bischofs Isleif, wird gesagt, er habe die Südländer weit und breit gekannt, sey zu Rom mehr als irgend ein Isländer vor ihm geehrt worden, und habe ein Buch unter dem Titel flos peregrinationis geschrieben.

ben. Von den Früchten dieser Reisen wird im folgenden Zeitraum noch etwas gesagt werden.

Die Geschichte der drey nordischen Königreiche selbst hat in diesen Jahrhunderten noch wenig Anziehendes. Die meisten Könige verloren ihr Leben gewaltsamer Weise, und um die Thronfolge entstanden fast immer neue Kriege. Die vom Kaiser Otto I. in Jütland gestifteten Bisthümer standen anfangs, so wie die schwedischen, unter dem Erzbischof von Bremen, bis endlich Papst Paschalis II. aus Eifersucht gegen den letztern dem Norden seinen eigenen Erzbischof gab, dessen Sitz nach Lund verlegt ward (1103). Dennoch blieb in Schweden noch viel Heidenthum übrig. Der Haupttempel Odins war zu Upsala, und hier hatten auch die Könige ihren Sitz. Um die Mitte des 12ten Jahrhunderts erstarb endlich durch die römischen Bemühungen der heidnische Cultus in Schweden fast ganz. Der englische Cardinal von St. Alban, nachheriger Papst Hadrian IV., bereisete die nordischen Reiche, und bewegte die Könige, eine Abgabe an den römischen Stuhl zu bewilligen.

Unter den dänischen Eroberern hat sich vorzüglich Waldemar II. (1202 — 1242) einen Namen gemacht. Schon sein Bruder Kanut VI. hatte sich mehrere wendische Fürsten in Pommern und Meklenburg, auch die von Heinrich dem Löwen eingesetzten Grafen von Schwerin

und Holstein unterworfen. Waldemar selber ließ sich 1202 zu Lübek in Gegenwart der Lehnsfürsten von Rügen, Pommern, Meklenburg, der Grafen von Schwerin und der Repräsentanten von Dithmarsen als einem König der Slaven und Herrn der Niederelbe huldigen. Der schon von Kanut VI. gefangene Graf Adolf von Holstein mußte seinem Lande entsagen, bald darauf ergab sich auch die Festung Lauenburg an Waldemarn, und alle diese schön abgerundeten Länder wurden ihm 1214 gar von dem Kaiser Friedrich II. förmlich abgetreten. Hierauf unternahm er siegreiche Züge nach den Ostküsten des baltischen Meeres. Die schönsten Küstenstreife von Pommern, Preußen, Kurland, Livland und Esthland wurden sein; mit einem Worte, nie hat sich die dänische Herrschaft weiter verbreitet, als in der ersten Hälfte der Regierung Waldemars II. Aber dieser Glanz war von kurzem Bestande, wie wir im folgenden Zeitraum sehen werden.

25.

Rußland.

(1085 — 1216.)

Rußland war in diesem ganzen Zeitraum unter den Söhnen Wladimirs des Großen und

deren Nachkommen getheilt. Die Trägheit des slavischen Charakters drückte besonders diese schwerfällige Nation nieder, so daß fast nichts von ihr zu sagen ist. Eine merkwürdige Lichterscheinung in dieser Dunkelheit ist die, daß um das Jahr 1100, also zu einer Zeit, wo die Chronikenschreiber aller westeuropäischen Völker sich noch des Lateinischen bedienten, ein Mönch im Kloster zu Kiew, Namens Nestor, eine Chronik seiner Nation in der Landessprache schrieb, die im vorigen Jahrhundert besonders durch des unvergeßlichen Schlözers Bemühungen ans Licht gezogen, übersetzt und gedruckt worden ist. Die Entstehung der nachmaligen Hauptstadt Moskwa fällt in das Jahr 1147.

26.

Kaiser Heinrich VI.

(1190 — 1197.)

Wir kehren jetzt wieder nach Deutschland zurück, das wir unter der Aufsicht des seinem Vater zugeordneten Kaisers Heinrich VI. verlassen haben. Diese Vorsicht Friedrichs I. war nicht vergeblich gewesen, denn kaum hatte er 1189 die Reise nach Palästina angetreten, als

der alte Heinrich der Löwe aus England zurückkam, und seine Länder wieder in Besitz zu nehmen trachtete. Aber nun fand er an dem tapfern Sohne einen so raschen und kräftigen Widerstand, daß er sich genöthigt sah, demselben alle dem Vater geleisteten Versprechungen zu wiederholen. Späterhin, 1194, ward er auf einer Fürstenversammlung zu Dúllede bey Kyffhausen in Thüringen wieder völlig zu Gnaden angenommen.

Heinrich VI. hatte kaum diese Angelegenheit beendigt, als die Nachricht einlief, König Wilhelm von Sicilien sey gestorben. Er machte sich auf, seine neue Erbschaft anzutreten. Allein unterweges hielt ihn eine Ueberraschung andrer Art auf, die Nachricht vom Tode seines Vaters in Asien. Nach einiger Ueberlegung setzte er die Reise dennoch fort, fand aber in Italien vieles verändert. Die Städte waren schon wieder in völliger Empörung, aus Unteritalien lief die Nachricht ein, die Sicilianer hätten aus Haß gegen die deutschen Tyrannen einen Prinzen Tankred zu ihrem König gewählt, und die Römer wollten ihn nicht einmal eher in ihre Stadt einlassen, als bis er versprochen hätte, ihnen ihre Erzfeinde, die Tusculaner, Preis zu geben. Er entschloß sich, um schneller fortzukommen, zu dieser unwürdigen Bedingung, und mußte es nun geschehen lassen, daß die erbitterten Römer, nach

Abzug der deutschen Besatzung, das ganze Tusculum zerstörten und die Einwohner nach den grausamsten Martern und Verstümmelungen ausrotteten. Auch der Papst machte neue Schwierigkeiten vor der Krönung, von der es schwer einzusehen ist, warum Heinrich sie zum zweiten Mal begehrt habe, da er doch schon bey seines Vaters Lebzeiten zu Mailand zum Kaiser gekrönt worden war.

Nächstdem ging er nach Unteritalien, kam aber nicht weiter als bis an das Thor von Neapel. Drey Monate belagerte er diese Stadt, die dem Tankred gehuldigt, vergeblich, dann zwangen ihn Krankheiten und bedeutende Todesfälle, nach Deutschland zurückzukehren. Doch starb auch Tankred schon vier Jahre darauf, und dieser Todesfall sowohl als Richard Löwenherzens ansehnliches Lösegeld machte seinen zweiten Zug nach Italien (1194) leichter und glücklicher. Er verband sich die Seemächte Pisa und Genua durch neue Schenkungen, und unterwarf sich mit ihrer Hülfe Neapel und Sicilien mit leichter Mühe. Aber nach dem unglücklichen Grundsatz der deutschen Kaiser, als ob der Freiheitssinn der Italiäner nur durch Strenge zu unterdrükken sey, ließ auch er mehrere sicilische Große, die ihm als Verschwörer angezeigt wurden, henken, verbrennen und sogar blenden, und verstärkte dadurch nur den Nationalhaß der Italiäner und

den bösen Ruf der Deutschen. Bey seiner Rückkehr nach Deutschland, 1195, nahm er fast alle Prinzen aus der Familie Tankreds als Geiseln mit, ließ eine Menge Deutscher auf der Insel zurück, und besetzte auch die mittelitalischen Lehnsherzogthümer Spoleto und Ravenna und das Markgrafthum Ankona mit deutschen Fürsten. Das Jahr darauf, 1196, reisete er zum dritten Mal nach Italien, starb aber schon 1197, 28. Sept. zu Messina, wie einige vermuthen, an Gift, im 32sten Jahre seines Alters.

27.

Philipp von Schwaben und Otto IV.

(1197 — 1218.)

Dieser unerwartete Todesfall schien alles auf einmal umzustoßen, was Friedrich I. mit so vieler Mühe und in so langer Zeit erbauet hatte. Und zum Unglück für die kaiserliche Macht erhielt Rom bald darauf, als Deutschland einen mächtigen und angesehenen Kaiser verloren, einen der größten Päpste, die es je gehabt hat, den uns schon bekannten Innocenz III. (1198 — 1216). Dieser benutzte die günstigen Umstände so geschickt, und befolgte den Plan Gregors VII.

so strenge, daß nun schon das Ende der Kaiserherrschaft in Italien gekommen zu seyn schien.

Gleich den Tag nach seiner Weihung zwang er den kaiserlichen Stadtpräfect zu Rom, ihm den Lehnseid abzulegen. Hierauf forderte er die schon zur Empörung so geneigten Bewohner der Mark Ancona und des Herzogthums Spoleto auf, „unter das süße Joch der Kirche zurückzukehren," d. h. die deutschen Besatzungen sammt den kaiserlichen Herzogen hinauszujagen. Vergebens erboten sich die letztern, von weltlichem Beistand verlassen, gleich jenem Präfect die päpstliche Lehnshoheit anzuerkennen, und einen jährlichen Zins nach Rom zu entrichten. Innocenz bestand auf der gänzlichen Räumung des Landes, damit „nicht die Italiäner sich an ihm ärgern und daraus schließen möchten, er wolle die Deutschen und ihre Tyranney in Italien hegen." Auf diese Art unterwarf sich endlich der päpstliche Stuhl einen Bezirk von Städten und das Eigenthumsrecht von Rom, das ihm bis dahin nicht bloß vom Kaiser, sondern von den Römern selbst so lebhaft bestritten worden war, und legte dadurch den Grund zu dem nachmals sogenannten **Kirchenstaate**, den er noch weiter ausgedehnt haben würde, wenn nicht die Eifersucht des Erzbischofs von Ravenna ihm Gränzen gesetzt hätte.

Heinrich VI. hatte seiner sicilischen Gemahlin nur ein einziges Söhnlein, **Friedrich**, hin:

terlassen, das damals 3 Jahre alt war. Sein jüngerer Bruder Philipp eilte, den Knaben nach Deutschland zu holen, und ihm dort wo möglich die Wahlstimmen der Fürsten zu verschaffen, damit das Kaiserthum bey den Hohenstaufen bliebe. Weil der Erzbischof von Mainz eben damals in Palästina war, unterzogen sich die beiden andern dem Wahlgeschäft. Sie setzten den Wahltag auf den Sonntag Oculi *) 1198 an. Allein man wußte schon, daß sie alle beide den Hohenstaufen abgeneigt waren. Die letztern gewannen daher den größten Theil der Fürsten und ein Paar damals in Deutschland befindliche päpstliche Legaten, kamen für sich an einem andern Orte zusammen, wählten den Herzog Philipp von Schwaben, und ließen ihn zu Mainz von einem der Legaten krönen. Allein der neue Papst Innocenz III. billigte keinesweges die Handlung der Legaten, auch die Erzbischöfe von Trier und Kölln erhoben sich gegen die ungesetzliche Wahl, und beriefen mit Hülfe ihres Anhangs den sächsischen Prinzen Otto,

*) In allen Urkunden des Mittelalters werden die Zeitbestimmungen durch die Kalendernamen der Tage angegeben. Die Namen der Sonntage, welche in einem lateinischen Worte bestehen, z. B. Oculi, Rogate, Reminiscere rc. sind die Anfangsworte der stehenden lateinischen Bibeltexte, über welche an diesen Sonntagen gepredigt wurde.

Heinrichs des Löwen zweiten Sohn, zum römischen Thron. So hatte also das Reich zwey Kaiser, und stand wieder im Begriff, sich selbst zu zerfleischen.

Willkommene Umstände für einen Papst wie Innocenz III. Er nahm sogleich den Ton des Schiedsrichters an. Anfangs erklärte er bloß Philippen für unfähig, weil er aus dem Geschlecht der Verfolger der Kirche herstamme; späterhin erklärte er sich förmlich für Otto'n. „Da wir, sagt er in einem stolzen Schreiben an ihn, auf Einrathen unserer Brüder dich mehr ehren wollen, als irgend ein weltlicher Fürst kann geehret werden, so nehmen wir dich durch das von dem allmächtigen Gott in der Person des heiligen Peter uns verliehene Ansehen zum König an, und befehlen, daß dir die einem König schuldige Ehrerbietung hinführo geleistet werde. Wir werden dich auch nach Vollendung aller gesetzlichen Förmlichkeiten zur Empfangung der Reichskrone rufen, und sie dir mit der Hülfe Gottes eigenhändig ertheilen.“ Ein päpstlicher Legat mußte hierauf in verschiedenen Städten (1202) alle diejenigen excommuniciren, die den Otto nicht anerkennen würden.

Allein diese Vermessenheit erbitterte nur die Fürsten, die ihr freies Wahlrecht standhaft vertheidigten, und bey weitem der größte und beste Theil schlug sich auf Philipps Seite. In einem

zehnjährigen Kriege verheerten nun die beiden Könige gegenseitig ihre Provinzen. Philipp, leider durch die Umstände gezwungen, machte dem Papst immer größere Anerbietungen, und schon neigte sich der lauernde Priester auf seine Seite, schon war Philipp selbst im Begriff, seinem Gegner den letzten, entscheidenden Kampf anzubieten, als er, am 21. Jun. 1208, zu Bamberg vom Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach ermordet ward. Er hatte dem letztern nicht nur seine ihm ehemals versprochene Tochter versagt, sondern ihn auch noch dem Herzog von Polen statt der gehofften Empfehlung als einen hochfahrenden und heftigen Mann geschildert, mit dem man sich vorsehen müsse. Wüthend über die entdeckte Falschheit des Kaisers war darauf Otto umgekehrt, stellte den treulosen Freund mit heftigen Worten zur Rede, und gab ihm zuletzt einen tödtlichen Hieb in den Hals. Die Reichsacht und der Tod von der Hand eines ausgesandten Vollstreckers derselben waren die Strafen dieses Kaisermords.

Nun stand Otto IV. ohne Nebenbuhler da. Er unternahm nun stolz seinen Römerzug, aber unter Bedingungen, die seine Ohnmacht hinlänglich zeigten, und das kaiserliche Ansehen tief herabwürdigten. Er verstand sich nämlich dazu, vor seiner Krönung eine schriftliche Capitulation zu unterschreiben, in der er nicht nur die von

dem Papst schon eingezogenen, sondern noch einzuziehenden italiänischen Herrschaften dem Stuhl Petri bestätigte, namentlich die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, die mathildinischen Güter, die Grafschaft Bertinoro, das Exarchat von Ravenna und die Provinz Pentapolis. Desgleichen mußte der Kaiser versprechen, dem römischen Stuhl in seinem Rechte auf Sicilien beizustehen. So triumphirte endlich die italiänische Politik über die deutsche Stärke!

Dennoch überwarfen sich beide Herrscher noch in Italien dergestalt, daß Innocenz III. den Kaiser sogar excommunicirte (1210). Auf diese Nachricht zerfielen die längst schon unzufriedenen deutschen Fürsten sogleich in Parteien; der hohenstaufische Anhang rief 1211 den 17jährigen Friedrich, Heinrichs VI. vielversprechenden Sohn, aus Italien herbey, der sich auch das Jahr darauf (1212) unter vielen Gefahren durch die überall besetzten Alpenpässe nach Deutschland stahl, und sich durch freigebige Zerstückelung und Verschenkung seiner schwäbischen Erbgüter viele Freunde machte. Otto beging in dieser bedenklichen Periode die Unbedachtsamkeit, sich noch in einen Krieg mit Philipp August von Frankreich einzulassen, ward, wie wir wissen, bey Bovines geschlagen (1214), und brachte dadurch sein Ansehen in Deutschland noch mehr in Verfall. Des jungen Friedrichs Anhang, jetzt

auch vom Papst unterstützt, wuchs dagegen immer mehr, und Otto konnte sich nur noch im nördlichen Deutschland behaupten. Von den meisten Ständen verlassen starb er 1218, 19. May, auf der Harzburg.

28.

Neue päpstliche Erfindungen.

(1198 — 1216.)

Große Eroberer sind gewöhnlich auch weise Regierer. Dies traf auch bey Innocentius III. zu. Mit welcher Geschicklichkeit dieser Papst unter allen weltlichen Mächten Zwietracht zu säen und zu erhalten gewußt, haben wir schon gesehen. Er war es, der den König von England Johann ohne Land durch Interdict und Bann dahin brachte, ihm sein ganzes Reich abzutreten und zinsbar zu machen. Er benutzte den Zwiespalt des unter zwey Kaiser zertheilten deutschen Reichs, den Kirchenstaat als freies Eigenthum an sich zu reißen. Er verbot dem König Andreas von Ungarn, die griechische Kaiserkrone anzunehmen. Er zwang die Könige Alfons X. in Spanien und Philipp August in Frankreich zur Trennung ihrer Ehen. Durch

seine Entscheidung erhielten Peter II. von Aragonien und Kalojohannes von Bulgarien ihre Kronen. Der von seinen Legaten überall laut gepredigte Grundsatz, die Kirche sey von Gott verordnet, auf das Thun und Tichten der Weltkinder zu merken, und das Verderben der Reiche abzuwenden, gab ihm den bequemsten Vorwand, sich in die kleinsten Angelegenheiten der Höfe zu mischen.

Daß das jetzt so eifrig gelehrte römische Recht auch von den Geistlichen zur Befestigung ihrer Anmaßungen gebraucht worden sey, ist schon gesagt. Man legte jetzt die sämmtlichen Dekretalen, ächte und unächte, der vorigen Päpste als Ursätze (canones) zum Grunde, und baute darauf ein vollständiges Lehrgebäude eines geistlichen (kanonischen) Rechts. Der römische Stuhl wurde zu gleicher Zeit ein Hof und ein Rathhaus (curia). Vor jenem erschienen hülfebittende Gesandte, vor diesem wurden die Streithändel der halben Welt entschieden.

Auch die Kreuzzüge benutzte Innocenz III. zum Vortheil seiner Macht. Kein Papst hat eifriger dazu ermuntert als er. Doch konnte er nur die französischen Ritter, welche nachher Constantinopel eroberten, und den König Andreas von Ungarn dazu bewegen. Er nahm auch zuerst von diesen Unternehmungen Gelegenheit, die Geistlichen zu besteuern, indem er jeder Kirche

und jedem Kloster auflegte, den 14ten Theil ihrer Einkünfte nach Rom zu senden, damit er davon die Kreuzfahrer unterstützen könne. Wie weit damals die heilige Wuth gegangen, immer mehr Kämpfer zu den Fahnen Gottes zu werben, kann man aus der fast unglaublichen Erscheinung schließen, daß man 1213 in Frankreich eine Schaar von 30,000, und in Deutschland eine andere von etwa 20,000 Kindern unter der Anführung eines Pfaffen nach dem Morgenlande ziehen sah, von denen die leztern größtentheils vor Hunger und Mattigkeit umkamen, die erstern aber gar Sklavenhändlern in die Hände fielen, welche ganze Schiffsladungen derselben an die Saracenen in Aegypten verkauften. Auch die Kreuzzüge gegen die Ketzer in Frankreich waren das Werk Innocenzens III. Man nennt ihn deshalb gewöhnlich auch als den Urheber der nachher so berüchtigt gewordenen Inquisition oder Ketzerausspähung. Gewiß ist, daß ihm die von ihm zuerst eingesetzten Bettelmönchsorden dazu vornämlich die Hände geboten haben.

Diese merkwürdigen Institute verdankten ihren Ursprung abermals jener wunderbaren Kraft des menschlichen Gemüths, sich in eine Höhe überirdischer Phantasien zu erheben, in denen man sich in den Verrichtungen des gewöhnlichen Lebens nicht mehr genügt, sondern sich gedrungen fühlt, für den Himmel zu wirken.

Franziscus, nachher der Heilige genannt, Sohn eines reichen Kaufmanns zu Assisi in Umbrien, verfiel nach einer in Ausschweifungen vergeudeten Jugend in eine heftige Nervenkrankheit, in welcher ihm der Gedanke einkam, sein ferneres Leben der geistlichen Beschauung, unaufhörlichen Bußübungen und dem Predigtwesen zu widmen. Er gab dem Vater seine guten Kleider zurück, legte dafür einen zerrissenen Bettlerskittel an, und ging aus, das Wort Gottes zu verkündigen. Schwärmerey steckt an; Bernard von Quintavalle, ein angesehener Bürger von Assisi, vereinigte sich mit ihm, und diesem folgten bald mehrere nach. Mit einem Strick um die Lenden und ohne Geld, welchem sie gänzlich entsagten, zogen sie von Ort zu Ort, fasteten, beteten, zerrissen sich mit Geißeln den Rücken, und entfernten so sehr alle Reinlichkeit von sich, daß man scherzhaft vermuthen möchte, sie haben zu der Redensart „im Geruch der Heiligkeit stehen" Anlaß gegeben. Ein Chronikenschreiber des Mittelalters erzählt, der Papst Innocentius III. habe dem heiligen Franz, als ihn derselbe um die Erlaubniß gebeten, eine neue Brüderschaft stiften zu dürfen, geantwortet: „Mein lieber Bruder, ich möchte dir lieber rathen, dich mit den Schweinen im Kothe zu wälzen, denn dieser Brüderschaft scheinst du ähnli-

cher als einer geistlichen." Der heilige Mann habe diesen Rath ernstlich genommen, ihn wörtlich befolgt, und sich darauf dem Papste abermals vorgestellt, dem ein solcher Grad des Gehorsams endlich doch benutzungswerth geschienen ꝛc. Dem sey wie ihm wolle, genug, Innocenz gab schon 1210 die gesuchte Erlaubniß mündlich, und in der Folge (122.) bestätigte Honorius III. die neue Gesellschaft der Franziscanermönche als einen Predigerorden, der sich zu den drey Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams auf lebenslang verpflichtete. Diese heldenmüthige, allgemein bewunderte Entsagung erweckte soviel Nachahmer, daß in kurzem alle Länder von Franziskanern wimmelten. Ihre Kleidung, der ihres Meisters nachgeahmt, war eine graue Kutte, wie ein Sack, mit einer Kappe (Kapuze) am Kragen, die man über den Kopf schlagen konnte. Sie nannten sich aus Bescheidenheit die geringern Brüder (fratres minores, daher Minoriten). Bald theilten sie sich in mehrere Zweige. Spiritualen, Barfüßer, Conventualen, Capuziner ꝛc. sind alles Glieder jener großen Gesellschaft.

Fast zu gleicher Zeit mit den Franziskanern entstanden die Dominikaner. Ein Spanier, Dominicus, aus dem edeln Geschlecht der Guzmanen, hatte auf einer Reise durch die Wohnungen der Albigenser in Languedoc mit ini-

nigem

nigem Mitleid die Verirrungen dieser unglückli- chen Ketzer kennen gelernt. Es that ihm weh, daß so viele verirrte Schafe seiner Meinung nach ihrem Verderben entgegengingen, und ewig ver- loren seyn sollten, und sein heiliger Eifer ent- brannte, für diesen bejammernswürdigen Theil der Menschheit etwas zu thun. Er stiftete zu dem Ende zu Toulouse eine Gesellschaft von rei- senden Predigern, die das Gelübde der gänzli- chen Armuth ablegten, und in Rücksicht des stren- gen Lebens die Lehrer der Waldenser noch über- treffen wollten. Der Papst bestätigte 1216 auch diesen Orden der Predigerbrüder, der sich nun so schnell ausbreitete, daß er nach dem Tode des Stifters (1221) schon in acht „Provinzen" ver- theilt war.

Sowohl den Dominicanern als den Franzis- canern ertheilten die Päpste außerordentliche Vor- rechte und Freiheiten, und sie waren dafür je- nen wieder so nützlich, als die Söldnermiliz den weltlichen Fürsten. Sie hatten das Recht, über- all Beichte zu hören; Absolution zu ertheilen, und zu predigen, wo sie wollten, und kein Prie- ster durfte ihnen seine Kanzel verschließen, wenn sie darauf predigen wollten. Dadurch geschah den Weltgeistlichen offenbar ein großer Abbruch, und diese beschwerten sich unaufhörlich über die Predigermönche, aber vergebens. Das Volk, ge- täuscht durch das Blendwerk der freiwilligen Ar-

muth, lief ihnen haufenweise zu, und beschenkte sie so reichlich, daß sie ihre ersten Gelübde bald vergaßen, und ungeheure Schätze sammelten, von denen ein guter Theil, wie gewöhnlich, nach Rom floß.

Die Dominicaner wurden außer ihrem Predigerberuf auch noch zu dem Geschäft gebraucht, Ketzer auszuspähen und anzuzeigen. Die ersten Ketzerrichter oder Inquisitoren sind Dominicaner gewesen.

29.

Die Ritterorden.

(Sec. 12.)

Der Geist der Verbrüderung, der in diesen Zeiten so herrschend war, trieb noch eine andere, romantischere Blüte hervor, die geistlichen Ritterorden. Sie entstanden in Palästina bey Gelegenheit der Kreuzzüge. Die berühmtesten sind der Johanniter-, der Tempelherren- und der deutsche Ritterorden, von denen der erste und letzte noch jetzt fortdauern.

Zum Orden der Johanniterritter wurde der Grund schon 1048, also lange vor der Eroberung Jerusalems gelegt. Kaufleute von

Amalfi, die als Pilger nach Jerusalem kamen, bauten nahe an der Kirche des heil. Grabes eine Kapelle, und dabey ein Kloster, zur Aufnahme der Pilger ihrer Nation, auch ein Hospital und verschiedene andere Gebäude. Sie wählten den heiligen Johannes zu ihrem Patron, und nannten sich Hospitalbrüder des heil. Johannes von Jerusalem. Der Ruf von dieser menschenfreundlichen Stiftung verschaffte ihnen zahlreichen Beitritt und häufige Geschenke. Der erste Vorsteher der frommen Gesellschaft, Gerhard, nahm mit den dienstleistenden Brüdern die Mönchsverfassung und die drey Gelübde an. Papst Paschalis II. bestätigte dem Hospital alle demselben gemachten Schenkungen, und nahm es in seinen Schutz. Der zweite Vorsteher, Raimund du Puy, ein Ritter aus dem Delphinat, gab der Gesellschaft schon eine festere Verfassung und bestimmte Ordensregeln, die Calixtus II. abermals 1120 bestätigte. Der Orden zerfiel nun in drey Abtheilungen. Dienende Brüder verpflegten die kranken Pilger, Priester besorgten die religiösen Bedürfnisse, und Ritter geleiteten einzelne Pilgerschaaren durch die unsichern Gebiete der Ungläubigen. Innocenz II. legte dem Vorsteher Hugo von Revel zuerst den Titel eines Großmeisters bey. Die Könige von Jerusalem gaben ihnen in Palästina ansehnliche Geschenke, und selbst die europäischen Fürsten

wiesen ihnen Einkünfte aus liegenden Gründen an. Als sie endlich nach Jerusalems Eroberung das heilige Land verlassen mußten, räumte ihnen der König Johann die Stadt Limisson auf der Insel Cypern ein. Hier wohnten sie von 1291 bis 1309, und wurden als Korsaren den Muhamedanern furchtbar. Unter ihrem tapfern Großmeister Fulko von Villaret eroberten sie 1309 und 10 Rhodus und einige andere Inseln des Archipelagus, und nahmen von jener, die sie nun zum Sitz ihres Großmeisters machten, den Namen Rhodiserritter an. Bis 1522, 26. Dec. vertheidigten sie sich tapfer gegen die Türken, und hielten lange Belagerungen aus, aber an dem genannten Tage mußten sie sich dem Sultan Soliman II. auf Capitulation ergeben. Jetzt wies ihnen Papst Clemens VII., ehemals selbst ein Glied des Ordens, seine Stadt Viterbo im Kirchenstaate zum einstweiligen Aufenthalt an. Aber schon 1530, 26. Oct. überließ ihnen Kaiser Karl V. als Beherrscher von Sicilien, die Inseln Malta und Gozzo mit der Bedingung, den König von Spanien für ihren Schutzherrn zu erkennen, und Tripolis zu bekriegen. Auch von hier aus, als Malteserritter, haben sie noch viel rühmliche Thaten gegen die Türken verrichtet, und sich durch den Beitritt vieler Edelleute aus allen Ländern Europens vermehrt. Sie theilten sich in acht Zungen, und

so findet man sie, wie die Freimaurer, allenthalben zerstreut. In den neuesten Zeiten hat der Orden einige Veränderungen erlitten, die an ihrem Orte nachgeholt werden sollen.

Der Orden der Tempelherren entstand 1118 aus einer frommen Verbrüderung von neun Rittern, an deren Spitze Hugo von Pajens und Gottfried von St. Aldemar standen. Sie gelobten dem Patriarchen zu Jerusalem, wie die regulirten Canonici, keusch, gehorsam und ohne Eigenthum zu leben, und nahmen die Pflicht auf sich, zum Besten der Pilgrimme für die Sicherheit der Straßen zu sorgen. Balduin II., König von Jerusalem, räumte ihnen einen Flügel seines Pallastes zur Wohnung ein, an welchen ehemals, der Sage nach, der salomonische Tempel gegränzt hätte. Daher der Name der Tempelherren, unter welchem Papst Honorius II. 1127 die fromme Gesellschaft als einen Ritterorden bestätigte, und mit einer Regel und einer Ordenskleidung versah. Auch sie gelangten durch fromme Schenkungen bald zu großen Reichthümern, besonders in Frankreich. Schon 1144 beliefen sich ihre liegenden Güter, Balleien, Comthureien, Priorate ꝛc. auf 9000. Um das Jahr 1180 hatte der Orden gegen 300 Ritter und unzählige dienende Brüder. Nach dem Verlust des gelobten Landes schlug der größte Theil der Mitglieder seinen Wohnsitz in Frankreich auf, und

erregte allmälig so sehr die Besorgniß der französischen Könige, daß ihn diese zuletzt mit offenbarer Gewalt ausrotteten, wie an seinem Orte erzählt werden wird.

Auch zu einem deutschen Gast- und Krankenhause in Jerusalem war schon 1128 oder 29 der Grund gelegt worden, und es hatte sich aus aus den Theilnehmern an dieser frommen Stiftung auch bereits eine Art von Ordensverbindung unter dem Titel der Marianenritter oder der Brüder des deutschen Hauses unserer lieben Frauen zu Jerusalem gebildet. Allein da sich die Johanniter eine Oberaufsicht über dieselbe anmaßen wollten, so konnte sie nie recht gedeihen. Dagegen stifteten 1190 bey der Belagerung von Acre Bürger aus Lübeck und Bremen ein deutsches Hospital im Lager, an welches sich nun alle Mitglieder jener ersten Stiftung anschlossen. Aus diesem neuen Verein suchte Herzog Friedrich von Schwaben einen Ritterorden zu errichten, und schickte deswegen Abgeordnete an Kaiser Heinrich VI. und Papst Cölestin III. Die Bestätigung erfolgte. Vierzig deutsche Edelleute legten zuerst den 19. Nov. 1190 in die Hände des Patriarchen von Jerusalem ihre Gelübde ab, und empfingen eine vom Papst vorgeschriebene Ordensregel. Heinrich von Walpot ward aus ihnen zum ersten Meister gewählt. Auch dieser Orden erhielt reiche

Güter im Orient, in Italien, Deutschland, Ungarn und Siebenbürgen, nebst vielen Privilegien. Ein Graf von Hohenlohe schenkte ihm im Anfange des 13ten Jahrhunderts die Stadt Mergentheim. Um dieselbe Zeit erhielt der Hochmeister für sich und seine Nachkommen die reichsfürstliche Würde. Die ferneren sehr merkwürdigen Schicksale des Ordens werden im folgenden Zeitraum erzählt werden.

30.

Die ersten Universitäten.

(Sec. 12.)

Noch gehört in diesen Zeitraum die Entstehung der Universitäten. Sie sind italiänischen Ursprungs. In diesem Lande, welches bestimmt war, zweimal die Bildnerin des Norden zu werden, hatte das seit dem 11ten Jahrhundert wieder aufgefundene römische Recht und die von den Arabern entlehnten chemischen und medicinischen Studien seit einiger Zeit viele Köpfe beschäftigt. Constantin der Afrikaner, († 1087) ein Mönch in Monte Cassino, ein vorzüglich gelehrter und glücklicher Arzt, und der Deutsche Irner, ein gründlicher Rechtsforscher in Bologna, dessen

sich Mathilde und Kaiser Heinrich V. in ihren Angelegenheiten bedienten, sammelten im 11ten und 12ten Jahrhundert durch ihren Ruhm eine Menge Schüler um sich her, und Salerno ward eben so sehr durch seine Aerzte als Bologna durch seine Rechtsgelehrten berühmt. Nun war in jenem Zeitalter der Orden und Zünfte nichts natürlicher, als daß auch die Gelehrten darnach trachteten, einen geschlossenen Körper für sich, eine Innung, durch besondere Gesetze und Verfassungsregeln und eine eigene Gerichtsbarkeit ausgezeichnet, gleichwie die Geistlichen, die Ritter und die Handwerker zu bilden. Salerno erhielt zuerst diese Verfassung einer privilegirten Schule durch einen Brief Königs Rogers II. von Sicilien zu Anfang des 12ten Jahrhunderts. Sie empfing dadurch gleichsam das Monopol alles medicinischen Unterrichts. Wer als Arzt im Neapolitanischen angestellt seyn wollte, mußte in Salerno seine Schule gemacht und von den dortigen Lehrern gleichsam die Weihe erhalten haben. Bologna erhielt seine Privilegien und seine Verfassung als ein geschlossener Schulstaat 1158 von Friedrich I. auf den Roncalischen Feldern durch ein Gesetz, das alle Studirende nicht nur unter besondern kaiserlichen Schutz nahm, sondern ihnen auch erlaubte, sich ihre Richter aus ihrer eigenen Mitte zu wählen.

Zur Zeit des berühmten Rechtslehrers Azo, der um das Jahr 1200 blühte, waren in Bologna 10,000 Studirende aus allen Ländern, und unter diesen viele Männer, die schon ansehnliche Pfründen hatten, sie aber daheim von Vicaren versehen ließen, um hier den allgemeinen Enthusiasmus für die wiederaufgelebten Wissenschaften zu theilen. Eine so große Menge junger Männer konnte natürlich nicht ohne mancherley Reibungen bestehen. Das Ganze theilte sich in zwey Hauptkörper oder Universitates, in Citramontaner und Ultramontaner. Die letztern zerfielen wieder in vierzehn Nationen (Landsmannschaften), Deutsche, Gallier, Spanier, Provenzalen, Engländer, Picarder, Burgunder, Pictavier (aus Poitou), Turonenser, Cenomannen (aus Lyon), Normannen, Catalonier, Ungarn und Polen. Die Einwohner der Stadt Bologna, die durch die Anwesenheit so vieler reichen Fremden ihren Wohlstand ungemein erhöht sahen, thaten den Studirenden allen möglichen Vorschub, und überhäuften Lehrer und Lernende mit allen ersinnlichen Ehren und Gunstbezeigungen.

Irner und seine Schüler fanden in dem Titel eines Doctors der Rechte ihren höchsten Stolz. Auch belegten sie damit diejenigen von ihren Lieblingen, die sie zu ihren Nachfolgern einsetzen wollten. Diese mußten sich vorher auf

dem Lehrstuhl versuchen, und ihnen die leichtern Vorlesungen abnehmen. In diesem Amte wurden sie bald Professores, bald Magistri, bald Bachalarii genannt. Späterhin benutzte man das Promotionswesen zu einer Geldspeculation, und nun ward der Doctortitel bald so gemein, daß ihn fast jeder Studirende mit nach Hause brachte.

Wäre Abälard nicht durch sein unglückliches Schicksal so früh aus Paris vertrieben worden, so würde Paris gewiß zu gleicher Zeit mit Salerno und Bologna die Verfassung einer Universität erhalten haben. Nun aber gelangte sie dazu erst durch seine Schüler, die sich in Paris niederließen, und diese Stadt zum Hauptsitze aller theologischen und philosophischen Gelehrsamkeit erhoben. Peter der Lombarde († 1164) war der berühmteste unter ihnen. Seitdem zogen eben so viele junge Theologen nach Paris, als Mediciner und Rechtsbeflissene nach den italiänischen Universitäten, so daß man Studirende von zwölf verschiedenen Nationen daselbst antraf.

Es versteht sich, daß in kurzer Zeit in Bologna nicht mehr die Rechtsgelehrsamkeit, und in Paris nicht mehr die Theologie allein gelehrt wurde, sondern es fanden sich außerdem auch Lehrer anderer Wissenschaften ein, und so bildeten sich bald die vier Fakultäten, und die Universitäten erhielten den Zuschnitt, den sie noch heut zu Tage haben. Die Studenten bildeten

eine freie Republik für sich, in der der junge Geist, auf ein Paar Jahre sich selbst überlassen, sich glücklich fühlte, und eine edlere Ausbildung erhielt, als unter einem drückenden Schulzwange möglich gewesen wäre; und wenn auch die Eifersucht der Landsmannschaften zuweilen böse Händel veranlaßte, so waren die Landesherren meist einsichtsvoll genug, davon keine sonderliche Kenntniß zu nehmen.

Nach dem Muster der drey genannten Universitäten entstanden bald mehrere, auch in andern Ländern, in Salamanca 1222, in Neapel 1224, in Padua 1227, in Toulouse 1228, in Montpellier 1289, in Coimbra 1290, und etwas später auch in Cambridge und Oxford. Die erste deutsche Universität ward zu Prag 1348 gestiftet, wie an seinem Orte weitläuftiger erzählt werden soll.

Register.

Druckfehler im III. Theil.

S. 509 Z. 5 von unten muß es heißen: Auf schoß es, nicht Auch.

